BUHR B

[redacted]

a39015 00031804 1b

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Schantung
und Deutsch-China
im Jahre 1898.

Schantung und Deutsch-China

Von Kiautschou ins Heilige Land von China und vom Jangtsekiang nach Peking im Jahre 1898

von

Ernst von Hesse-Wartegg

Mit 145 in den Text gedruckten und 27. Tafeln Abbildungen, 6 Beilagen und 3 Karten

Verlag von J. J. Weber in Leipzig

. . 1898 . .

DS
709
.H62

Alle Rechte vorbehalten.

777823-19

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Werke übergebe ich die Schilderung meiner diesjährigen Reise durch Schantung, die neue deutsche Interessensphäre in China, der Oeffentlichkeit, in der Ueberzeugung, daß augenblicklich kein Gebiet des Erdballs für den deutschen Leser von größerem Interesse sein dürfte.

Als im November vergangenen Jahres die Nachricht von der Besitzergreifung des Hafens von Kiautschou durch die deutsche Marine nach Europa gelangte, da fragte sich alle Welt: Wo liegt Kiautschou? Welche Bedeutung hat es für Deutschland? Wie ist das Hinterland beschaffen? Welche Folgen wird dieser neue Besitz für den deutschen Handel, die Industrie, den Seeverkehr, den Geldmarkt mit sich bringen?

Die wenigsten konnten darüber bestimmte Auskunft geben, denn Kiautschou ist bis vor kurzem von keinem Deutschen besucht worden, und das Hinterland dieses Hafens, obschon zu einer der fruchtbarsten und bevölkertsten Provinzen des Reiches der Mitte gehörend, war großenteils unbekanntes Land. Rasch entschlossen, reiste ich selbst bald nach der Besitzergreifung nach Kiautschou, um die dortigen Verhältnisse von den verschiedensten Gesichtspunkten kennen zu lernen, und durchzog hierauf den größten Teil der Provinz, alle Orte besuchend, welche für Deutschland von irgend welchem Interesse sein konnten: die großen Städte und Warenmärkte, die Kohlen- und Industriegebiete, die Sitze der deutschen Mission in Schantung, sowie die Gegenden, durch welche die projektierten deutschen Eisenbahnen führen werden. — Von höchstem Interesse war der Besuch des heiligen Landes von China mit den Geburts- und Grabstätten des großen Religionsstifters Confucius und seiner Apostel, dem Mekka von China, Taingan fu, der Gelehrtenstadt Yentschou-fu und dem heiligen Berge Taischan. Das heilige Land wird in dem vorliegenden Werke zum erstenmal vollständig geschildert und durch Abbildungen veranschaulicht, welche nach den von mir aufgenommenen Photographien angefertigt wurden. Diese Photographien des heiligen Landes sowie des größten Teils von Schantung sind überhaupt die ersten, welche jemals gemacht worden sind.

Digitized by Google

Statt nach dem Ausgangspunkte meiner Reise direkt zurückzukehren, begab ich mich in das Stromgebiet des unteren Hoangho, des „Schreckens von China“, und diesen Strom befahrend, fand ich, daß die in den bisherigen Karten verzeichneten Flußläufe, ebenso wie der Lauf des unteren Hoangho selbst, sich im Laufe der letzten Jahrzehnte erheblich verändert hatten. Die Beschreibung dieses Gebiets, sowie die Schilderung der, soviel ich weiß, bisher noch von keinem europäischen Reisenden unternommenen Fahrt auf dem nördlichen Teil des Kaiserkanals dürften von allgemeinem Interesse sein.

Ueberall war ich bedacht, alles Wissenswerte über Leben, Thun und Treiben der Bevölkerung, über die Mandarine, Kaufleute und Industriellen zu erfahren, Handel und Gewerbe, Landwirtschaft, Bergbau, Landesprodukte kennen zu lernen, so daß ich hoffe, daß das vorliegende Werk über eines der interessantesten Gebiete Chinas zur allseitigen Belehrung und Unterhaltung und dem Geschäftsmann zum Nutzen dienen wird.

Ich werde darin durch die große Beachtung bestärkt, welche meine in der Nationalzeitung, Vossischen Zeitung und Kölnischen Volkszeitung veröffentlichten Berichte über Kiautschou und Schantung überall gefunden haben. Ueber tausend verschiedene Zeitungen des In- und Auslandes haben diese Berichte ganz oder in Auszügen wiedergegeben, die auch teilweise in dem vorliegenden Buche Verwendung gefunden haben. Ebenso habe ich die im „Journal of the Royal Asiatic Society“ und in den Jahrbüchern der Kaiserlich chinesischen Zollverwaltung enthaltenen Mitteilungen über Schantung teilweise benutzt.

Den Behörden von Kiautschou, sowie dem Offizierskorps der Besatzungstruppen, dann den Missionaren und Behörden in den verschiedenen Ortschaften von Schantung spreche ich hiermit für die mir zu teil gewordene herzliche Aufnahme und Unterstützung bei meinen Arbeiten den wärmsten Dank aus.

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Nach Deutsch-China!	3
Tsingtau	7
Militärische Bilder	15
Am ersten Frühlingstage	21
Durch das deutsche Gebiet	28
Der Lauschan	38
Die zukünftige Bedeutung von Tsingtau	44
Stadt und Bucht von Kiautschou	52
Durch die neutrale Zone von Deutsch-China	62
Nach Wei-hsien	70
Tsingtschou-fu und der Seidendistrikt von Schantung	79
Chinesische Pyramiden	89
Die Kohlendistrikte von Schantung	97
Tschou-tsun, Tsou-ping und Tschang-tschou	110
Die Hauptstadt von Schantung	117
Allerlei aus Tsinan-fu	124
Die deutsche Hauptbahn durch Schantung	136
Ins heilige Land von China	144
Taingan-fu, das chinesische Mekka	149
Mein Aufstieg auf den heiligen Berg	158
Zum Grabe des Confucius	168
Die Vaterstadt des Confucius	176
Tsiu-hsien, die Vaterstadt des Mencius	189
Yentschou-fu	195
Tsining	202
Das künftige Eisenbahnnetz von Schantung	213
Von Tsining-tschou zum Hoangho	217
Bei den Missionaren der deutschen Mission von Süd-Schantung	223
Die „Großen Messer", eine Geheimgesellschaft in Schantung	243
Hoangho und Kaiserkanal	250
Auf dem Hoangho stromabwärts	255
Quer durch Nord-Schantung	262
Auf dem Kaiserkanal nach Peking	268
Tschifu	281
Ost-Schantung	290

Das Grab des Confucius.

Digitized by Google

Schantung
und Deutsch-China
im Jahre 1898.

Einfahrt in die Bucht von Kiautschou (China).

Cap Evelyn. Chipofan. Yu-nui-fan.

Nach Deutsch-China!

Während der ersten Monate nach der Besetzung des Hafens von Tsingtau durch die deutschen Blaujacken war es für den Reisenden keine leichte Sache, Tsingtau zu besuchen. Seit dem 14. November 1897, jenem historischen Tage, an welchem zum erstenmal die schwarz-weiß-rote Flagge auf chinesischem Boden wehte, lag die ganze Verwaltung von Tsingtau in den Händen der kaiserlichen Marine. Die einzige Verbindung mit dem an 400 Seemeilen entfernten Schanghai, und dadurch auch mit der Außenwelt, wurde durch zwei kleine, von dem Befehlshaber gemietete Dampfer, Petrarch und Swatow, hergestellt, und beiläufig jede Woche einmal traf einer dieser Dampfer in Schanghai ein, um die Post, etwaigen militärischen Nachschub und den Lebensbedarf für die Besatzungstruppen abzuholen. Der Petrarch wurde überdies noch mitunter nach Japan gesandt, um dort Kohlen für die Schiffe des deutschen Geschwaders einzunehmen, und auf dem Swatow waren die Räume so beschränkt, daß nur ganz besonders Bevorzugte die Erlaubnis erhielten, die Fahrt nach dem in so kurzer Zeit berühmt gewordenen Kiautschou zu unternehmen.

An jenem Tage der ersten Märzhälfte, an dem diese Erlaubnis für mich eintraf, herrschte längs der ganzen chinesischen Ostküste ein böser Sturm. Sogar Dampfer wie der riesige Ernest Simons der französischen Messagerie hatten schlimme Zeiten zu überstehen, und als ich aus meinem Fenster im Astor House zu Schanghai den Regen und Schnee wahrnahm, die von der Windsbraut umhergetrieben wurden, dazu das gefährliche Schwanken der vielen Boote und Dschunken auf dem Woosungfluß zu meinen Füßen, da schien mir die Sache unangenehm, denn wie sollte ein so kleiner Dampfer wie der Swatow gegen solches Wetter ankämpfen? Die Abfahrtszeit war für den nächsten Tag festgesetzt, und mit Bangen erwartete ich den Morgen. Glücklicherweise brachte er schönes Wetter. Eine Dampfpinasse brachte meine Leute und das viele Gepäck an Bord, und die zweitägige Fahrt auf dem Swatow von Schanghai nach Kiautschou gehört zu den schönsten der zahlreichen Seefahrten, die ich in den verschiedensten Meeren unseres Erdballs überhaupt unternommen habe. Die See war spiegelglatt, zahlreiche Delphine, ja sogar einige Walfische umspielten unsern Dampfer, und trotz der frühen

Jahreszeit konnten wir wenigen Passagiere den ganzen Tag auf Deck zubringen — glücklicherweise, denn auf dem Dampfer gab es nur eine einzige Kabine für zwei Passagiere. Die übrigen mußten in dem kleinen Salon, so gut es eben ging, die Nacht zubringen oder die Gastfreundschaft der Steuerleute und Maschinisten in ihren engen, dunkeln Kojen in Anspruch nehmen. Wir hatten unter den Passagieren den neuen kaiserlichen Postmeister von Kiautschou, dann einen Eisenbahningenieur, einen Großkaufmann aus Hongkong und den Inhaber der Firma Schwartzkopf & Co., die bald nach der Besetzung von Tsingtau für etwa 30 000 Dollars Waren dorthin verfrachtet hatte, in der Hoffnung auf gute Geschäfte.

Wenn ich vorhin von meinem beträchtlichen Reisegepäck sprach, so ist das in den Reiseverhältnissen in China begründet. Wer eine Reise ins Innere des Landes antreten will, wie ich sie vorhatte und wie ich deren bereits früher unternommen, der kann nicht auf gute Hotels mit Table d'hôte, behagliche Betten mit Wärmflaschen und elektrische Klingel zählen, sondern muß sich Betten, Kissen, Waschzeug, Nahrungsmittel, ja unter Umständen sogar Waschwasser in Flaschen mitnehmen, denn das Wasser ist häufig zu schmutzig, um zum Waschen benutzt werden zu können. Dazu kam das Gepäck meines Photographen und seines Assistenten, die mich im Verein mit meinem Diener durch Schantung begleiten sollten, um die ersten photographischen Aufnahmen dieser vielleicht interessantesten aller Provinzen des Reiches der Mitte zu machen. Meine chinesischen Reisebegleiter mußten sich's in dem dunkeln Laderaum des Dampfers auf Kisten, Sätteln und Koffern bequem machen.

Während der Swatow im Winter sonst zwei bis zweieinhalb Tage benötigte, um von Schanghai nach Tsingtau zu fahren, bekamen wir diesmal schon nach etwa 40 Stunden die große Felseninsel Toloschan in Sicht, welche für die von Süden kommenden Schiffe die Einfahrt in das neue Stück Deutschen Reiches markiert. Eine Stunde später dampften wir an den Portierlogen von Kiautschou vorbei, hohen, steil aus den Fluten aufstrebenden Felsen, und gleichzeitig trat auch das eigentliche Wahrzeichen von Kiautschou, der mächtige Lauschan, aus den ihn bis dahin verhüllenden Wolken. Wie eine tirolische Dolomitkette zieht sich dieser gewaltige Grat von Süd nach Nord. Seine zerrissenen und zerklüfteten Hänge zeigen nur wenig Spuren von Vegetation, und ebenso kahl sind auch die weiter südlich gelegenen, die Bucht von Kiautschou umschließenden Bergrücken. Neugierig durchforschten wir mit unsern Ferngläsern die Küsten vor uns, denn dort an der von Norden weit in die Bucht vorspringenden bergigen Landzunge sollte Tsingtau liegen mit den sechs Schiffen der kaiserlichen Flotte. So sehr wir aber auch suchten, wir bekamen nichts davon zu Gesicht, und erst als wir dem Ankerplatz nahe waren, konnten wir zwischen den gelben kahlen Höhen und dem ebenso gelben und ebenso kahlen Strande ein paar bescheidene chinesische Dörfer unterscheiden, die Dörfer, welche Tsingtau bilden. Auf einem hohen Flaggenstock über dem nächstgelegenen Dorfe flatterte die deutsche Kriegsflagge mit dem schwarzen Kreuz, den Ort bezeichnend, wo sich der Namen des Gouverneurs befindet; an den Hängen ringsum zeigten einige andere Flaggen die befestigten Lager an, in denen die Kompagnien des Marine-Infanteriebataillons untergebracht sind.

Von den Kriegsſchiffen, die wir hier vor Anker zu finden hofften, keine Spur: fünf von ihnen waren einige Tage vorher um die Landzunge herum in die Bucht von Kiautſchou gedampft, um dort vor Anker zu gehen; das ſechſte, der Cormoran, war wegen nötiger Reparaturen nach Schanghai gedampft. Nur ein paar große chineſiſche Dſchunken lagen hier vor Anker, die erſten, welche ſeit der Beſitzergreifung überhaupt hergekommen waren. Bald war unſer Dampfer umſchwärmt von kleinen weißen Dampfpinaſſen, bemannt mit fröhlichen, friſch ausſehenden deutſchen Matroſen, welche die Poſt für die einzelnen Kriegsſchiffe abzuholen hatten. Die Paſſagiere und Frachten wurden in einer chineſiſchen Dſchunke an die unfertige Landungsbrücke geführt, die noch aus der Chineſenzeit ſtammt, und eine Stunde nachher war ich im Yamenlager untergebracht.

Die erſte Nachricht, die mir von den höchſt zuvorkommenden und gaſtfreien Offizieren zu teil wurde, war, daß chineſiſche Vagabunden eine deutſche Militärpatrouille in der Nähe des Dorfes Niukou angefallen hätten. Die Marinetruppen, welche im März zeitweilig die beiden benachbarten Chineſenſtädte Kiautſchou und Tſimo beſetzt hielten, waren einige Tage vor meiner Ankunft wieder zurückgezogen worden. Zwiſchen dieſen Truppen und dem Hauptquartier in Tſingtau beſtand telephoniſche Verbindung, die nach Abzug der Truppen wieder abgebrochen wurde. Eine Patrouille, beſtehend aus einem Unteroffizier und mehreren Mann, hatte die Telephonapparate abgenommen und die chineſiſchen Arbeiter, die dabei halfen, entlohnt, was in dem einzigen hier gangbaren Gelde, den auf Stränge aufgezogenen durchlochten Caſhmünzen, geſchah. Ein Soldat hatte noch eine Anzahl derartiger Caſh auf ſeinem Arme hängen. Dieſe Meſſingſchätze ſchienen die Bauern des Dorfes Niukou zu reizen; die Soldaten ſahen ſich plötzlich von einem Haufen Chineſen angegriffen und zu Boden geworfen, wobei einige der Bauern verſuchten, den Soldaten die Gewehre zu entreißen. Der Unteroffizier rief den Soldaten noch zu, die Gewehre mit aller Kraft feſtzuhalten, und das thaten ſie auch ſo, daß es den Chineſen nicht gelang, auch nur eines Gewehres habhaft zu werden. Ein auf dem Boden liegender Soldat bekam eine Hand frei und gab auf ſeinen Angreifer Feuer ab. Die Kugel ging dieſem quer durch den Leib, ſo daß er ſofort tot zuſammenſtürzte. Einem andern ſpaltete der Unteroffizier den Schädel, worauf die ſämtlichen Chineſen die Flucht ergriffen. Nun konnte die Patrouille nach Tſingtau zurückkehren. Die Urſache dieſes bedauerlichen, aber ausſchließlich von den Chineſen veranlaßten Vorfalles liegt in dem Zurückziehen der Truppen. Die Chineſen waren der Meinung, daß die Deutſchen zu ſchwach ſeien, um Kiautſchou zu halten, und das Aufgeben der Okkupation beſchloſſen hätten.

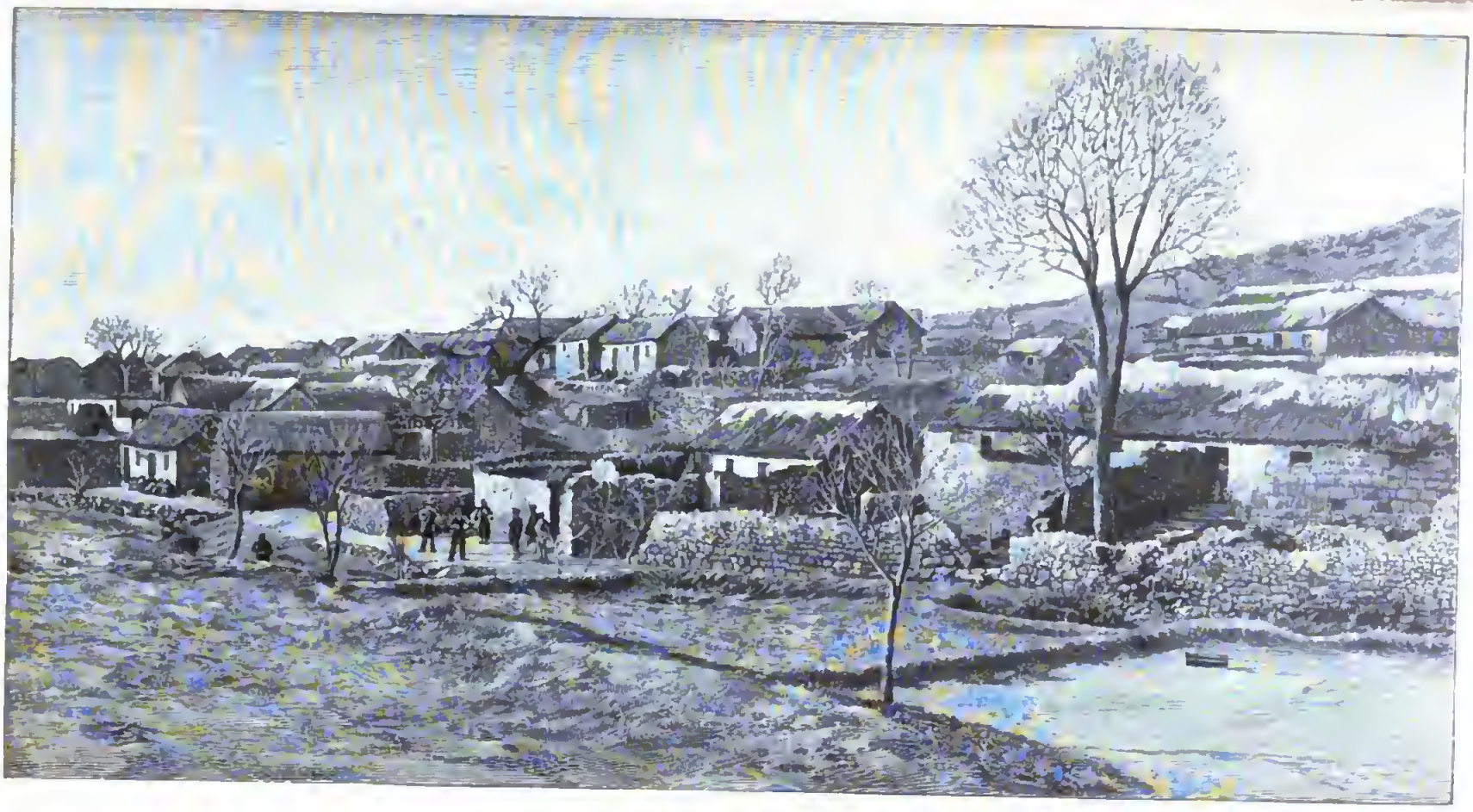
Kurz vorher wurden die Offiziere in Tſingtau durch den Beſuch von fünf katholiſchen Miſſionaren überraſcht, welche den mehrere hundert Kilometer langen Weg von ihren Miſſionsſitzen in Südſchantung nicht geſcheut hatten, um dem Prinzen Heinrich, den ſie bereits in Tſingtau vermuteten, ihren Dank für das kräftige Einſchreiten des Deutſchen Reiches auszuſprechen. Es befanden ſich darunter zwei Weſtfalen und ein Süddeutſcher, der vierte war ein Italiener, der fünfte ein Franzoſe. Die Herren waren natürlich ſehr enttäuſcht über die Abweſenheit des Prinzen, anderſeits wurden ſie von

Digitized by Google

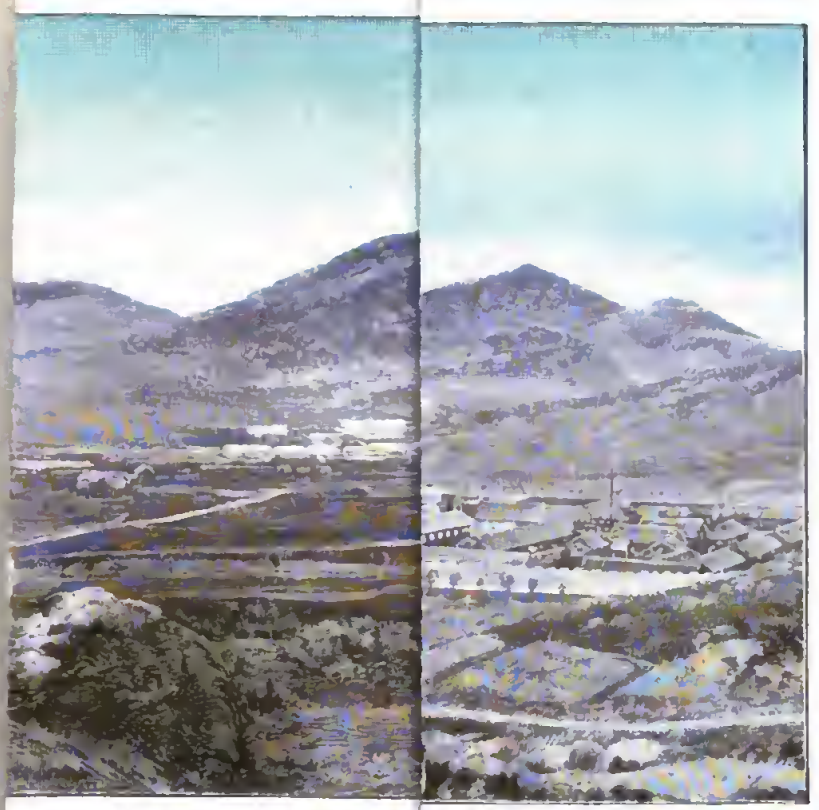
den Offizieren in ſo gaſtfreier und überaus liebenswürdiger Weiſe aufgenommen, daß ſie mehrere Tage blieben, um nach langen Jahren wieder einmal unter Europäern zu leben. Einer von ihnen hatte neunzehn Jahre lang die Heimat nicht geſehen, und als bei einem Diner ihnen zu Ehren das vortreffliche Muſikkorps des Marine-Infanteriebataillons die heimatlichen Weiſen ſpielte, traten ihm Thränen in die Augen. Die Miſſionare machten bei allen, die mit ihnen in Berührung kamen, den allerbeſten Eindruck, und als ſie endlich wieder aufbrachen, um auf ihre gefahrvollen einſamen Poſten zurückzukehren, gaben ihnen die Offiziere noch eine Strecke Weges das Geleite.

Tſingtau.

Tſingtau iſt ein armes Chineſendorf, das ſich an der Südküſte der die Bucht von Kiautſchou abſchließenden Landzunge nahe dem Strande des Gelben Meeres hinzieht. Von der Landungsbrücke führt ein Fußweg an dem von Chineſen erbauten, aber von deutſchen Soldaten beſetzten Brückenfort vorüber, dem Meeresſtrande entlang, nach dem Dörfchen, als deſſen erſtes Gebäude ſich ein ganz anſprechender, hübſch gebauter Götzentempel präſentiert. Zwei hohe Flaggenſtöcke ragen über die mit wunderlichen Steinfiguren geſchmückten Dächer der verſchiedenen Tempelbauten hinaus. Dieſe letzteren ſind auch die größten des ganzen Ortes, denn zum Yamen des Gouverneurs ſchreitend, ſah ich zu beiden Seiten der engen Hauptſtraße nur kleine niedere Chineſenhäuſer mit winzigen, papierbekleideten Fenſterchen. Glas iſt in dieſes entlegene Neſt von Schantung noch ebenſowenig gedrungen wie Seife. Von der Hauptſtraße zweigt ſich zur Rechten eine zweite, breitere ab, und dieſe iſt das vorläufige Europäerviertel des Ortes. Freilich zeigt auch dieſe Straße nur langgeſtreckte, ebenerdige Chineſenhäuſer mit Steinmauern, Papierfenſtern und Strohdächern, aber der friſche Anſtrich, die neu eingeſetzten Hausthüren und vor allem die große Reinlichkeit, die überall herrſcht, zeigen, daß hier unmöglich Chineſen wohnen können. In der That tragen zwei der Häuſer die Namen der zwei einzigen deutſchen Handelsfirmen, welche ſich bis April 1898 hier angeſiedelt hatten: Schwarzkopf & Co. aus Hongkong und Sietas & Co. aus Tſchifu. Ihnen gegenüber trägt ein Haus die Bezeichnung „Kaiſerlich Deutſche Poſt.“ Ein paar Schritte weiter öffnet ſich ein großer Platz, auf welchem ſich der Yamen des Gouverneurs von Tſingtau erhebt, ganz ſo eingerichtet wie alle Yamen der chineſiſchen Mandarine. Dem von einem Militärpoſten beſetzten Haupteingang gegenüber erhebt ſich eine hohe Schutzwand gegen die böſen Geiſter und der große Flaggenſtock, auf dem heute die deutſche Kriegsflagge weht. Ins Innere des Yamen tretend, gelangte ich zunächſt in einen geräumigen Hof,



Das obere Dorf von Tsingtau.



Diederichsh Iltisberg.

Digitized by Google

von anſprechenden chineſiſchen Häuſern umſchloſſen, in welchem ſich die Bureaus und Wohnungen der Offiziere des Stabes befinden. Ein breiter Durchgang in dem der Pforte gegenüberliegenden Mittelhauſe führt in einen zweiten Hof, ebenfalls von chineſiſchen Gebäuden mit ſchön geſchwungenen Dächern und Veranden aus geſchnitztem Holz eingefaßt. Das mittlere und größte Haus enthält die nur aus zwei Räumen beſtehende Wohnung des Gouverneurs und die beiden Zimmer, die eben für den bevorſtehenden Beſuch des Prinzen Heinrich eingerichtet wurden. Bureaus nehmen die anderen Gebäude vollſtändig ein, ja es mußten noch die dahinter befindlichen Kaſernen der längſt verſchwundenen chineſiſchen Soldaten dafür eingerichtet werden.

Ein deutſch-chineſiſcher Poliziſt in Tſingtau.

Vom Yamenlager führt ein breiter Fahrweg durch ein zweites kleines Chineſendorf zu dem auf einer Anhöhe gelegenen Oſtlager empor, dem Sitz des Stabes des Marine-Infanteriebataillons; dem Oſtlager gegenüber, auf dem Plateau einer zweiten Anhöhe, liegt das Artillerielager mit den Kaſernen für die Feldbatterie und den verſchiedenen Reparaturwerkſtätten.

Nahe der weſtlichen Spitze der Landzunge von Tſingtau und gegen drei Kilometer davon entfernt, liegen noch zwei andere Militärlager, das Höhen- und das Strandlager, in welchem zwei Kompagnien der Marineinfanterie untergebracht ſind.

Das iſt das ganze Tſingtau. In der Ortſchaft zeigte ſich ſchon zur Zeit meines Beſuches, etwa vier Monate nach der Beſetzung, deutſche Ordnung und deutſche Reinlichkeit. Auf meinen frühern Reiſen im Inlande von China habe ich nirgends eine Stadt getroffen, in welcher die Häuſer numeriert geweſen wären. In Tſingtau beſitzt heute jedes einzelne Haus ſeine Nummer, die von der Regierung angekauften Häuſer tragen ein kleines ſchwarz-weiß-rotes Wappenſchild neben der Hausthüre aufgemalt, die gemieteten Häuſer, mit den Beamtenwohnungen, Aemtern ꝛc. eine ſchwarz-weiß-rote Scheibe. So ſind ſie leicht erkenntlich. Straßenbeleuchtung gibt es in China ſonſt nur in größern Städten, und auch dort ſind es nicht die Stadtbehörden, ſondern einzelne wohlhabende Bürger, welche eine Laterne opfern, oder die Bewohner einzelner Straßen einigen ſich, um dieſer Straße Beleuchtung und Bewachung zu geben. In Tſingtau ſtanden die Laternenpfähle ſchon längſt, aber die Lampen fehlten noch. Vielleicht nur weil es gerade Mondſchein war, und bekanntlich iſt Sparſamkeit auch eine der deutſchen Tugenden.

Die Polizeibehörde in Tſingtau vertritt ein ſtattlicher junger Lieutenant. Zur Sicherung des Verkehrs in den Hauptſtraßen unterſteht ihm ein Stab von ein paar

chineſiſchen Poliziſten. Man erkennt ſie leicht an den ſchwarz-weiß-roten Lappen, die ſie auf ihrer Kappe und auf dem linken Aermel ihrer blauen Jacke tragen. Dieſer Lappen allein verleiht ihnen Autorität, denn ſonſt unterſcheiden ſie ſich von ihren ſchlitzäugigen Mitbürgern nur dadurch, daß ſie einen dicken Stock in ihrer Rechten tragen und jedem Offizier ſtramm wie ein deutſcher Dragoner den militäriſchen Gruß widmen.

Dem Polizeibureau unterſtehen auch ſelbſtverſtändlich die Hotels, Wirtshäuſer und Vergnügungslokale der Hauptſtadt von Deutſch-China. Von Hotels war vorläufig nur eins vorhanden. Es führte den ſtolzen Namen Hotel Kaiſer, hatte aber keine Zimmer zu vermieten. Der Inhaber war ein ſpekulativer Chineſe aus Schanghai, der in der Hauptſtraße des Ortes ein Chineſenhaus gemietet hatte. Im Vorderhauſe mit der nach der Straße gerichteten Veranda befand ſich ſein Kaufladen, in welchem er allerhand Konſervenbüchſen, Stoffe, Stiefel, Nähzeug, Schnäpſe und Biere feilbot. Ueber dem Eingange prangte auf einer weißen Tafel die Inſchrift: Hotel Kaiſer, Inhaber: Joaking und Ahijoi.

Der freundlich grinſende Inhaber hatte bereits Deutſch gelernt. Ik sabe deutch, ſprach er mich unter tiefen Verbeugungen an. „Gobenol at gebene pamischu open Otel, kommen Sie, luksi, no hebe pisi man, no habe dima, bei an bei.“ Da dieſer ſpaniſch-engliſch-deutſch-chineſiſche Dialekt von jedem heimiſchen erheblich verſchieden iſt, will ich die deutſche Ueberſetzung dieſes Deutſch gleich beifügen: „Ich kann deutſch; der Gouverneur hat mir Erlaubnis gegeben, ein Hotel zu eröffnen, kommen Sie, beſehen Sie es; ich habe noch keinen Gaſt, weil ich keine Zimmer habe, aber nach und nach.“ — Die Wörter pamischu, luksi, pisi, bei an bei ſind nicht deutſche, ſondern gehören der Umgangsſprache zwiſchen Chineſen und Europäern an, wie ſie in den offenen Häfen geſprochen wird, dem ſogenannten Pidſchin-Engliſch. — Pamischu iſt Permiſſion, luksi heißt look see (ſchaue, ſieh') pisi ſteht für piece, d. h. Stück, denn der Chineſe ſagt nicht ein Mann, zwei Männer, ſondern ein Stück Mann, zwei Stück Mann; bei an bei iſt das engliſche by and by.

Was im Hotel Kaiſer irgendwie an ein Hotel gemahnen konnte, war ein kleines, ganz behagliches Wirtsſtübchen im Hinterhauſe mit moderner europäiſcher Einrichtung. Auf dem Kaminbrette ſtanden batterieweiſe Münchener und Pilſener Bier, Gin und Whisky, aber vor der Hand fehlt noch das pisi man, das „Stück Mann“, um ſich an dieſem Nektar zu laben. Die Soldaten des Marine-Infanteriebataillons haben tagsüber zu viel zu thun mit der Erbauung der Stadt; um 7 Uhr abends muß jeder Mann in der Kaſerne ſein und um 9 Uhr im Bett. Nur wenn von den Kriegsſchiffen Matroſen nach der „Stadt“ auf Urlaub kommen, geht es in den Kneipen luſtig zu. Am bevorzugteſten unter den letzteren ſind die Zauberflöte und Zum Riffpiraten, kleine nach der Straße ſich öffnende Chineſenſtübchen mit rohen Schenktiſchen, hinter denen die langbezopften Söhne Aſiens ihre geiſtigen Genüſſe feilbieten. Neben der Eingangsthüre prangt der Erlaubnisſchein für den betreffenden Beſitzer, für eine gewiſſe Zeit ſeine Getränke ausſchenken zu dürfen. Jeder Schein iſt in chineſiſcher und deutſcher Sprache abgefaßt und trägt auch den chineſiſchen Amtsſtempel des Gouverneurs mit dem deutſchen Reichsadler in roter Farbe. Die Waren, welche in dieſen Läden feil-

geboten werden, sind fast ausschließlich europäischen, aber nicht immer deutschen Ursprungs. Unter den Konserven beispielsweise habe ich nur wenige von deutschen Firmen gesehen, obschon gerade diese mit ihren Erzeugnissen allen anderen gegenüber den Wettbewerb glänzend bestehen könnten. Der Grund davon ist die Bezugsquelle von Tsingtau, nämlich Schanghai. Die großen Firmen von Schanghai, welche sich auf diesen in China bei der stets wachsenden Zahl von Europäern immer wichtiger werdenden Artikel geworfen haben, sind meines Wissens nur englische und französische, darunter vor allem: Hall & Holtz, Lane & Crawford, Central Stores, die natürlich von Europa hauptsächlich englische Waren beziehen. So kommt es, daß die Deutschen in Deutsch-China, soweit sie nicht Militärs sind, sich mit englischem Roastbeef, englischer Oxtailsoup, englischer Calfs Tongue nähren müssen. Dafür sind wieder eine Menge anderer deutscher Artikel hier und in ganz Schantung verbreitet, ja sie waren schon vor der Besetzung des Kiautschoudistrikts hier vorhanden. Als beispielsweise die deutschen Marineinfanteristen die ziemlich weit im Inlande gelegene Stadt Tsimo besetzten, fanden sie in den Kaufläden nicht nur deutsche Biere, sondern sogar chinesische Tusche, die in Deutschland hergestellt war.

Gouverneurstempel.

In der Hauptstraße von Tsingtau befindet sich wohl in jedem zweiten Hause irgend ein Kaufladen oder chinesisches Restaurant. Die meisten sind erst nach dem Einzug der deutschen Truppen entstanden. Spekulative Köpfe von Schanghai und Canton kamen in ihrem Gefolge, brachten ihre europäischen Waren mit und machen jetzt ganz leidliche Geschäfte, zumal der Wert der am meisten gangbaren Münze, des kupfernen Cash, erheblich gestiegen ist. Während z. B. in vielen Städten die mexikanischen Silberdollars mit tausend und mehr Cash bezahlt werden, gehen in Schanghai nur noch 900 sogen. große Cash auf den Dollar, in Tsingtau aber nur 750, so daß bei dem heutigen Wert des Dollars (1,90 Mark) kaum noch vier Cash auf den Pfennig kommen! Immerhin sind die Lebensmittelpreise gering. Was mögen wohl die deutschen Hausfrauen dazu sagen, wenn sie erfahren, daß ganz frische, vorzügliche Eier das Stück zu einem Pfennig verkauft werden? Oder das Schweinefleisch zwölf Pfennige das Pfund kostet? Wildenten werden zu 40 Pfennig das Stück feilgeboten, große Krautköpfe, die in Schantung massenhaft gepflanzt und von hier nach allen Hafenstädten des Chinesischen Meeres ausgeführt werden, kosten zwei bis drei Pfennige.

Seit meiner Abreise ist das Hotel Kaiser wieder geschlossen worden, dafür sind aber zwei neue entstanden, das Hotel Aegir und das Strandhotel. Auch eine bayrische Bierhalle mit einer Kegelbahn ist schon vorhanden, und Sonntags geht es dort sehr lustig zu.

Die Industrieerzeugnisse, die ich in den Kaufläden feilgeboten fand, waren recht armseliger Natur, ausgenommen Porzellan- und irdenes Geschirr von sehr hübschen Formen und ansprechender Zeichnung, dann vorzügliche Stoffe aus Rohseide (Pongée),

Im Kaiſerarchof.

die in der Provinz in großen Mengen auf Handwebſtühlen hergeſtellt und zu etwa 60 Pfennig bis zu einer Mark das Meter (bei 50 Centimeter Breite) verkauft wird. Strohgeflechte, Matten, Strohſchuhe, ſehr feſt gewebte Gürteltaſchen für die Caſhmünzen und ebenſolche Strümpfe, Tabakspfeifen mit Mundſtücken aus Schantunger Speckſtein, breite Meſſer, roh geſchmiedete Nägel, das ſind neben den mannigfachen Eßwaren die wichtigſten in den Kaufläden feilgebotenen Gegenſtände.

Zwiſchen den Kaufläden eingeſtreut ſind Barbierläden, an ſchwarzen Zöpfen aus Menſchenhaar, die von einer langen Stange herabhängen, kenntlich, dann Reſtaurants, die freilich nur aus einem dunklen Küchenraum beſtehen oder gar aus einem auf der Straße an die Mauer angebauten offenen Herd, neben welchem die Kulis oder Schubkarrenzieher ſich hinkauern, um mit Eßſtäbchen und kurzen irdenen Löffelchen ihre Mahlzeiten ein-

Digitized by Google

zunehmen. Fische sind während des Winters trotz der unmittelbaren Nähe des Meeres recht selten, vielleicht deshalb, weil häufige Stürme den kleinen Dschunken das Fischen unmöglich machen. Fleisch, besonders Schweinefleisch, ist häufiger zu finden, hauptsächlich besteht die Nahrung jedoch aus Kraut, Bohnen, Gemüsen verschiedener Art, Erdnüssen (Pea nuts), Kuchen oder Vermicelli aus Reismehl und vor allem Maccaroni, die in Schantung massenhaft erzeugt werden. Der Wert der Maccaroniausfuhr aus der Provinz erreicht in jedem Jahre viele Millionen Mark.

Als Brennmaterial fand ich nirgends Kohle in Verwendung, die doch nur etwas über hundert Kilometer von hier in so großen Mengen vorhanden ist; aber bei den vollständig mangelnden Verkehrswegen und Transportmitteln ist die Herbeischaffung der Kohle geradezu ausgeschlossen. Eine Tonne Kohle, die in Weihsien, also am Erzeugungsorte, vielleicht einige Mark kostet, würde sich in Tsingtau auf 40 Mark stellen, und welcher Chinese in Tsingtau besitzt 40 Mark für Heizmaterial? Geheizt werden die chinesischen Häuser hier überhaupt nicht, Feuer wird nur für die Herstellung der Mahlzeiten angemacht und dann sofort wieder ausgelöscht, denn nichts macht sich hier so fühlbar wie der Mangel an Brennmaterial. Die Berge ringsum haben wiederholt ihren letzten Baum und Strauch hergeben müssen, um immer wieder neu bepflanzt zu werden. Heute dient zur Feuerung nur noch allerhand Wurzelwerk, kleines Geäste, ja das Gras wird mit den Wurzeln aus dem Boden gerissen! Am ersten Markttage sah ich auf dem Marktplatze vor dem Tempel eine Menge von Eseln, mit grünen Föhrennadeln bepackt, die vielleicht aus 30 bis 40 Kilometern Entfernung, von dem Lauschangebirge, herbeigeholt werden und reißenden Absatz finden. Dennoch ist die in Deutschland verbreitete Ansicht, Tsingtau sei ringsum von vollständig kahlen Bergen umgeben, irrig. General Tschang, der frühere Befehlshaber, ließ mehrere Berge mit Fichten bepflanzen; die Anhöhen hinter dem Ost- und dem Artillerielager zeigen sogar vielversprechenden jungen Baumwuchs, denn er bestrafte jeden Holzdiebstahl dort auf das strengste, und dieses Verbot hat auch die umsichtige Regierung unter Kapitän Truppel aufrechterhalten. Sobald nur einigermaßen mit den dringendsten Geschäften aufgeräumt ist, wird die Bepflanzung der Berge in Angriff genommen werden. Das Volk mit Brennmaterial zu versehen, ist eine der wichtigsten und schwierigsten sich heute darbietenden Fragen. Für die deutsche Besatzung muß jedes Stück Holz, jede Tonne Kohle von Schanghai oder von Japan eingeführt werden; aber die japanische Kohle eignet sich auch nur wenig für Heizmaterial. Sie ist zu fett, schmilzt im Ofen, erzeugt viel Ruß und Rauch, und nach den Proben der Schantungkohle, die ich in Schanghai gesehen habe, ist diese entschieden der japanischen vorzuziehen. Schon deshalb ist die Herstellung der Eisenbahn in die Kohlengebiete eine direkte Notwendigkeit.

In Tsingtau sowie in den Dörfern der Umgebung prangt nun auf den Flaggenstangen an Stelle des chinesischen Drachen die deutsche Kriegsflagge und an der Stelle der Proklamationen des Chinesengenerals und der bezopften Mandarine, in welchen dem armen bedrückten Volke weitere Zahlungen, weitere Bürden auferlegt werden, kleben an den Mauern andere Proklamationen mit einem großen roten Adler,

und in dieſen Maueranſchlägen wird den erſtaunten Chineſen Friede und Schutz und Gerechtigkeit verſprochen, wenn ſie ſich nur ruhig und anſtändig betragen. Alles iſt hübſch in chineſiſcher Schrift gedruckt und trägt als Unterſchrift: „Der kaiſerliche in der Oſtgegend auf dem Angeſicht des Meeres auf den deutſchen Soldatenſchiffen regierende Admiral Ti“, oder „Der kaiſerlich deutſche alles zuſammen verwaltende, was in Kiautſchou den Deutſchen gehört, und der jetzt nach den Unruhen bevollmächtigte große Beamte Tu“.

Das iſt der in der offiziellen Welt gebräuchliche klaſſiſch-chineſiſche Stil, und wie die Deutſchen, ſo wiſſen auch die nunmehrigen chineſiſchen Unterthanen des großen Kaiſers in Berlin, daß mit Ti und Tu der Admiral Diederichs und der Gouverneur Truppel gemeint ſind. Die Zopfträger haben ſich mit mehr oder weniger Grazie den vorſtehenden freundlichen Einladungen gefügt. Thun ſie's nicht, ſo giebt es Hiebe, und deshalb thun ſie es. Daß eine dicke Fauſt hier waltet, die nicht ſo viel Federleſens mit ihnen macht und nicht ſo ohnmächtig alle Räubereien durchgehen läßt, haben ſie längſt einſehen gelernt.

Militärische Bilder.

Der deutsche Stempel des Gouverneurs von Kiautschou.

Was heute an Europäern in Deutsch-China vorhanden ist, gehört mit wenigen Ausnahmen dem Kriegerstande an, und demgemäß ist auch das ganze Leben der „roten Teufel", wie uns die Chinesen gern nennen, hier militärisch geregelt. Ein Kanonenschuß, von den Wällen des Artillerielagers abgefeuert, verkündet die Mittagstunde, und um neun Uhr abends schmettern die Trompeten der rings um Tsingtau gelegenen fünf Militärlager die Retraite. Der Gouverneur von Kiautschou ist Militärkommandant, Oberrichter, Bürgermeister, Landrat, Gott weiß was alles in einer Person, und die wenigen Offiziere seines Stabes teilen

Vor dem Palais des Gouverneurs.

sich in die verschiedenen Obliegenheiten, welche die Vorbereitung oder die Ausführung der Befehle ihres Chefs mit sich bringen. Sinekuren sind das keineswegs. Vom frühen Morgen bis zum Zapfenstreich, und häufig stundenlang darüber hinaus sind sie an der Arbeit, kaum Zeit findend für die frugalen Mahlzeiten, welche ein chinesischer Koch ihnen zubereitet. Der Gouverneur allein verfügt über ein Arbeits-, ein Speise- und

ein Schlafzimmer, denn er hat gewiſſe Repräſentationspflichten. Seine Offiziere aber, ebenſo wie jene in den verſchiedenen Lagern müſſen ſich vorläufig mit je einem Zimmer begnügen, denn die anderen Räumlichkeiten des Gouverneuryamens enthalten die vielen Bureaus, welche die Verwaltung eines ſo großen Gebietes, das gegen hunderttauſend Einwohner zählt, mit ſich bringt. Dieſe Einwohnerſchaft genau anzugeben, iſt wohl niemand im ſtande, denn die von Kiautſchou wie von ganz Schantung vorhandenen Karten ſind höchſt ungenügend, und bis zum März 1898 wurden faſt bei jeder Expedition in das Land neue Dörfer ſozuſagen entdeckt. Man kann ſich ſchon daraus erklären, wie ungemein ſchwierig es iſt, militäriſche Aufgaben zu löſen, zumal es im ganzen Gebiete an Wegen fehlt. Glücklicherweiſe hat man in Berlin die Anordnung geeigneter Maßnahmen dem eigenen Ermeſſen des Gouverneurs über-

Chineſe mit Schubkarren in Tſingtau.

laſſen, der, an Ort und Stelle befindlich, gewiß der Geeignetſte dafür iſt. Ein beſſerer als Kapitän Truppel hätte kaum gefunden werden können; das Verſtändnis, die Ruhe und Sicherheit, mit welcher er die erforderlichen Befehle erteilte, waren bewundernswert, und daſſelbe gilt auch von ſeinem Nachfolger, Kapitän Roſendahl. Man würde erwarten, in dem kleinen, von Bureaus umſchloſſenen Hofe vor ſeinem Yamen zuweilen belebte militäriſche Bilder zu finden, Offiziere, Ordonnanzen, Staſetten, ein fortwährendes Kommen und Gehen wie in einem Feldlager. Davon iſt keine Spur vorhanden, denn Telegraph und Telephon haben alle dieſe Arbeiten übernommen und ungemein erleichtert, ſchon durch die große Zeiterſparnis allein. In einer Kammer am Thore des Yamen ſind mehrere Telephonapparate mit den Einſchaltungen, in einer anderen Kammer die Telegraphen untergebracht, ausſchließlich von wackeren verſtändigen Soldaten bedient. Jedes einzelne Lager iſt mit dem Yamen durch telephoniſche Leitung verbunden, ja ſelbſt die an der Grenze ſtehende Kompagnie des Marine-Infanteriebataillons führt auf allen

ihren Wegen die Telephonleitung mit sich, und kaum wird irgend ein Ort besetzt, so arbeitet auch schon eine Stunde später der Fernsprecher. Alle Befehle, sofern sie nicht geheime Angelegenheiten betreffen, werden durch den Fernsprecher vermittelt, in jedem Bureau liegen Bücher auf, in welche die abgenommenen Befehle eingetragen werden, und diese Bücher werden dem betreffenden Kommandanten durch Ordonnanzen vorgelegt. Dadurch wird eine Menge Schreibereien, auch die Abkommandierung von vielleicht fünfzig Ordonnanzen erspart, welche für andere Arbeiten verwendet werden können, und an solchen Arbeiten herrscht wahrhaftig kein Mangel. Obschon die Mannschaften des Geschwaders unter Viceadmiral von Diederichs in den ersten Monaten kaum glaubliche Aufgaben durchgeführt und Tsingtau überhaupt für Europäer wohnlich gemacht haben, so

Das Artillerielager, von oben gesehen.

fehlt es doch noch an allen Ecken und Enden. Was chinesische Kulis machen können, wird von ihnen unter der Aufsicht von Seesoldaten gemacht, alle Hausbauten, das Eindecken, Herstellen von Wegen, Straßen, Fußböden, Umfassungsmauern, Brücken über die vielen vertrockneten Flüsse, Wassertragen, Beförderung von Lasten, Baumaterial u. s. w. Diese Beförderung geschieht von den Chinesen ausschließlich auf Schubkarren, die aber nicht wie die unsrigen eingerichtet sind. Das doppelt so große Rad befindet sich an der gleichen Stelle, wo bei uns der Kasten ist, und auf der Achse dieses Rades sitzen zu beiden Seiten Tragbretter oder Bänke, auf welchen ebensogut Menschen wie Waren befördert werden. Sind diese Waren schwer, so wird der Schubkarren von einem zweiten vorn mittels Stricken gezogen. Derartiger Schubkarren (Wheelbarrows) stehen heute gewiß an fünfhundert in Tsingtau allein in Verwendung, in der ganzen Provinz

mag es deren eine Million geben; denn was bei uns Eisenbahnen, Dampfschiffe, Equipagen, Droschken, Frachtwagen sind, das sind hier Wheelbarrows. Der Proviant für die an die Grenze von Deutsch-China vorgeschobene Kompagnie wird nur auf Wheelbarrows transportiert, und in den Straßen von Tsingtau sieht man von diesem Gefährt häufig ganze Batterien aufgefahren. Sie sind gar nicht so billig. Für eine Strecke von etwa vierzig Kilometer wird anderthalb Dollar, also drei Mark verlangt. Die guten Chinesen haben sich dem Bedarf angepaßt, und die Preise sind seit der Besetzung auf das dreifache gestiegen. Dabei sind aber die Kulis fleißige, willige, verständige Arbeiter, mit denen man sehr gut auskommen und die man leicht lenken kann, nur muß stets ein Europäer bei ihnen sein.

Arbeiten, welche die Chinesen nicht leisten können, werden von den Soldaten des Marine-Infanteriebataillons unter Major von Lossow, sowie von den 250 Fuß-

Erste Rekruteninspektion in Deutsch-China.

artilleristen ausgeführt, die unter dem Kommando des Kapitänlieutenants Grapow im Artillerielager stehen. Dieses von den Chinesen übernommene Lager ist ein wahres Arsenal geworden. Hier wohnte vor der Besetzung der Chinesengeneral Tschang, und in der heutigen Wohnung des Kommandanten wurde er gefangen genommen. Als die Chinesen abzogen, ließen sie außer kolossalen Unratshaufen und Monate altem Schmutz auch gegen zwanzig gut verwendbare Kruppsche Feldgeschütze zurück, die noch heute auf einem der Plätze innerhalb des Lagers aufgefahren sind, ihr weiteres Schicksal erwartend. In den zahlreichen niedrigen, teils mit Ziegeln, teils mit Stroh eingedeckten Gebäuden sind die Fußartilleristen und eine Feldbatterie untergebracht; einzelne Gebäude mußten als Stallungen für das Sattelzeug und die Maultiere dieser merkwürdigen Feldbatterie eingerichtet werden, merkwürdig deshalb, weil die Bemannung der Batterie in Matrosenuniform steckt. Früher wurde mit dem Worte „Gebirgsmarine" allerhand Ulk getrieben, aber heute giebt es in Kiautschou in der That eine „Gebirgsmarine". Es gewährt

schon einen seltsamen Anblick, eine deutsche Feldbatterie mit kleinen chinesischen Maultieren bespannt zu sehen; aber geradezu drollig ist es, daß auf diesen Maultieren Matrosen reiten, mit Sporen an den Stiefeln. Der erheiternde Eindruck, den der Aufzug dieser Feldbatterie für den ersten Augenblick macht, verwandelt sich indessen in aufrichtige Bewunderung, wenn man sie auf ziemlich unebenem Terrain im Trab und Galopp exerzieren sieht. Ihr Kommandant Premierlieutenant von Plönnies hat aus diesem zusammengestoppelten Material trotz der schwierigen Verhältnisse binnen kurzer Zeit eine vollständig schlagfertige Batterie geschaffen. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß die vermeintlichen Matrosen größtenteils Feldartilleristen in Matrosenuniform sind, dafür mußten die Maultiere von den Chinesen gekauft werden, die sie bisher als Lasttiere verwendet hatten.

Im Artillerielager wird auch geschmiedet, gezimmert, gehobelt und gefeilt, denn es gilt ja, die verschiedenen Lager einzurichten, ihnen Oefen, Thüren und Fenster zu geben. Noch im März waren viele Fenster im Artillerielager statt mit Scheiben mit dünnem Papier überzogen, das durch die Lufterschütterung bei dem Mittagsschuß gewöhnlich platzte und immer wieder ersetzt werden mußte. Die wackeren Artilleristen sind zu reinen Handwerkern geworden, die Offiziere zu Maurerpolieren, aber — à la guerre comme à la guerre — alles wird mit Freude und Arbeitslust in Angriff genommen. Man würde es gar nicht für möglich halten, was unter den hier stationierten Offizieren für verborgene Talente geschlummert haben, die nun durch die Not geweckt worden sind. Die einen rücken mit den Truppen zum Grenzdienst aus, die anderen exerzieren, die dritten bauen Häuser, Stallungen u. s. w. oder leiten die Anlage von Brunnen. Während der ersten Monate hatten die verschiedenen hoch gelegenen Lager kein Wasser, und dasselbe mußte täglich von Chinesen in Kübeln hinaufgeschleppt werden; dazu ist das Wasser sandig, wenn auch nicht ungesund. Aber man mußte sich für den Sommer vorsehen, und deshalb wurden in allen Lagern Brunnen gegraben.

Erst des Abends versammeln sich die Offiziere in den Messen der verschiedenen Lager; jedes besitzt seine eigene Offiziersmesse, in irgend einem notdürftig zurecht gemachten Yamenraume untergebracht, aber das thut der Fröhlichkeit keinen Eintrag. Im Ostlager, wo der Stab des Marine-Infanteriebataillons liegt, konzertiert zuweilen das vorzügliche Orchester, besonders wenn die Kameraden aus den anderen Lagern zu Tisch geladen sind. Dann werden auch die verschiedenen chinesischen Kuriositäten, welche die Herren auf ihren Streifzügen in der Stadt Kiautschou, oder in Tsimo, Nikukau, oder Tsankau erbeutet, d. h. für bare Münze gekauft haben, zur Ausschmückung des Raums verwendet: chinesische Bilder, Bronze- und Lehmfiguren, Gefäße, Waffen u. s. w. Die Chinesen waren froh, so gute Abnehmer ihrer Waren zu bekommen; für Geld scheint ihnen alles feil zu sein. Einige Tage nach meiner Ankunft trat ich mit meinen Begleitern in den sehr hübschen Tempel von Tsingtau, dem ein achtzigjähriger erblindeter Abt mit einigen sechzigjährigen Priestern vorsteht. Im Tempel stand vor der Statue Buddhas ein fußhohes Räuchergefäß aus Speckstein von reizender Form und wohl mehrere Jahrhunderte alt. Zum Scherz hob einer meiner Begleiter das Gefäß vom Altar und bot dem Priester einen Silberdollar dafür an. Wie groß war unser

Erstaunen, als der langbärtige Diener Buddhas unter tiefen Verbeugungen und Eh-, Ehrufen den Dollar in der Tasche verschwinden ließ und mit gefalteten Händen seinen Dank zu erkennen gab. Er schien ungemein geschmeichelt, daß wir das Räuchergefäß des Mitnehmens überhaupt wert fanden.

Mitte März 1898 fand auf dem Exerzierplatze am Meeresstrande nahe dem Brückenlager die erste deutsche Rekrutenbesichtigung statt. Die drei Kompagnien des Marine-Infanteriebataillons waren dazu mit klingendem Spiel unter dem Kommando des Bataillonskommandeurs Majors von Lossow ausgerückt, und da gleichzeitig auch die Feldbatterie ihre Uebungen hier ausführte, so zeigte der Platz ein Bild, wie man es wohl in einer deutschen Garnisonstadt zu sehen gewohnt ist, nur nicht im fernen China. Das Bataillon besteht zu etwa einem Drittel aus Rekruten, die vor ihrer langen Seereise nach Ostasien nur während mehrerer Wochen militärische Ausbildung genossen hatten. Hier eingetroffen, wurden sie sofort zu allerhand Arbeiten verwendet, mußten zeitweilig an die Grenze, dann galt es Kiautschou und Tsimo zu besetzen ꝛc., so daß für den Exerzierplatz gewiß nur sehr wenig Zeit übrig blieb. Dennoch führten sie alle Bewegungen mit solcher Sicherheit aus und marschierten im Parademarsch so stramm, daß es eine Freude war.

Im ganzen sind die Besatzungstruppen über die Strapazen und Unbilden des Winters sehr gut hinweggekommen, und auch der Gesundheitszustand ist ein guter. In dem neu erbauten, aus etwa zehn Häusern bestehenden Lazarett befinden sich gewöhnlich nur wenige Kranke. Die Truppen sehen vortrefflich aus, und die Stimmung unter ihnen ist vorzüglich, wozu wohl nicht zum wenigsten der Umstand beitragen mag, daß immer mehr die Ueberzeugung Platz greift von der Richtigkeit des ganzen ostasiatischen Unternehmens und dem ferneren Gedeihen der jungen Kolonie, zu welcher das Geschwader im Verbande mit dem Marine-Infanteriebataillon den Grundstein gelegt hat.

Parademarsch der Marineinfanterie.

Am ersten Frühlingstage.

Wenn die Gegner des chinesischen Unternehmens Tsingtau und die Bucht von Kiautschou im Sonnenglanz des ersten Frühlingstages gesehen hätten, so mancher von ihnen würde sich in einen warmen Förderer verwandelt haben. Zum erstenmal, seit deutsche Soldaten ihren Fuß auf dieses Stück chinesischer Erde gesetzt haben, strahlte der Himmel in wunderbarer Klarheit, die warme Sonne vergoldete die malerischen Bergspitzen und ließ die Schneefelder des fernen Lauschangebirges mit seinen kühnen Felszacken hell aufleuchten. Von der Spitze des neugetauften Diederichsberges, der unmittelbar hinter Tsingtau emporsteigt, bot sich ein Rundbild von vielleicht 40 Kilometer Radius. Als ich, diesen schönen Tag benutzend, die Bergspitze erklommen hatte, lag so ziemlich das ganze deutsche Gebiet, das deutsche katholische Missionare mit ihrem Blute erkauft haben, zu meinen Füßen, und als ich voll Bewunderung meine Blicke über das wirklich herrliche Bild gleiten ließ, würde ich in diesem Moment gern auch mein Blut geopfert haben, um damit ein Stückchen Land für die fernen Landsleute zu erkaufen. Wenn von mancher Seite behauptet wird, die Gegend um Tsingtau sei kahl und reizlos, so ist dies nicht wahr. Der Winter mit seiner empfindlichen Kälte, seinen vielen Stürmen und seiner erstorbenen Natur mag auf die wenigen, welche dieses Land vor mir besucht haben, von Einfluß gewesen sein.

Von meinem hohen Standpunkte sah ich die ganze Bucht von Kiautschou bis an die fernen Berge ihrer Umgrenzung ausgebreitet, mit ihren Inseln, ihren vielen Einbuchtungen, malerischen Klippen, reichbebauten flachen Küstenstrecken und steilen Vorgebirgen, die sich dazwischen einschieben. Das deutsche Geschwader lag am Eingange der Bucht, gerade unter den starren gelben Mauern des Höhenforts, welches Hauptmann von Hartmann, den Besetzer der Stadt Kiautschou, mit seiner Kompagnie beherbergte.

Näher gegen Tsingtau gewahrte ich inmitten wohlbestellter Felder das Strandfort mit den zahlreichen Yamen und Soldatenhäusern, über welche sich die malerisch geschwungenen chinesischen Ziegeldächer erhoben. Im Schutze dieses Forts breitet sich tief eingesattelt zwischen zwei Landrücken ein hübsches Chinesendorf aus, umgeben von großen Fruchtbäumen und Gärten, ein Bild des Friedens, so still und behaglich wie ein Dorf in der fernen deutschen Heimat; nur das Kirchlein fehlte, um das Bild zu vervollständigen. Es war gerade abends, und jeden Augenblick erwartete ich Glockengeläute zu vernehmen, das die Gläubigen zur Andacht ruft. Aber es blieb still in dieser fremden, andersgläubigen Welt, stumm auch in Tsingtau, wo doch an dreitausend Christen, dreitausend Deutsche wohnen. Aus den zahlreichen Schornsteinen schlängelten sich kleine Rauchsäulen empor, ebenfalls ein mir fremder Anblick für China, und doch so anheimelnd, denn nur wo in China Europäer wohnen, sind Schornsteine zu finden. Ringsum in den Thälern, die Anhöhen empor, wo immer nur möglich, zeigen sich gut bestellte Felder, jedes dem sandigen, von trockenen Wasserläufen zerklüfteten Boden abgerungene Fleckchen war geackert, und zwischen den Feldern bewegten sich lange Züge von Chinesen den Dörfern zu, die in den Einsattlungen verborgen liegen. Deutsch-China ist nicht kahl und baumlos, wie es in den „Briefen aus der Kiautschoubucht" geschildert worden ist. Rings um die Dörfer giebt es überall Fruchtbäume, viele Abhänge sind mit Föhren bedeckt, und vor allem zeigen die zahlreichen Grabstätten, deren konische Hügel sich überall in den Feldern erheben, sorgsam gehüteten Baumschmuck. Ja die fleißigen Chinesen haben sogar eigene Baumschulen angelegt. Was wird sich hier durch eine zielbewußte Regierung nicht alles machen lassen! Wenige Völker des Erdballs lieben die Natur, das Landleben in solchem Maße wie die Chinesen, und sie wären gewiß die letzten, um mutwillig Wälder zu vernichten, die Berge abzuholzen und das Land dadurch den von Regenfluten herbeigerufenen Katastrophen auszusetzen. Aber der Liebe zur Natur steht der Selbsterhaltungstrieb gegenüber. Millionen von Menschen leben hier seit Jahrtausenden, Holz war in kalten Wintern ihr einziges Brennmaterial, Holz aus ihrer eigenen Heimat, denn es giebt keine Transportwege, und die zu hohen Transportkosten haben die Herbeischaffung aus anderen weniger besiedelten Gebieten unmöglich gemacht. So wurden allmählich die Berge ihres Waldschmuckes entblößt, so wüteten die an den nackten Bergen herabstürzenden Fluten immer wilder, so wurde den Flüssen die regelmäßige Wasserzufuhr entzogen, so versandete die Bucht von Kiautschou, und so wurde auch die Stadt Kiautschou aus einer einst blühenden Hafenstadt ein totes Inlandnest mit Trümmerfeldern innerhalb der alten dräuenden Ringmauern. Auch die beiden großen Inseln Tschipoſan und Potato Island in der Bucht von Kiautschou sind längst keine Inseln mehr. Mehrere Kilometer breite Sandstrecken, nur bei Hochflut mit Wasser bedeckt, verbinden sie mit dem Festlande, und schon um der weiteren Versandung der Bucht entgegenzuarbeiten, muß andie Bepflanzung der Berge gedacht werden. Freilich würde die Versandung erst nach Jahrhunderten der Schiffahrt wirklich gefährlich werden, immerhin muß man sich bei Zeiten vorsehen. Damit würde man auch der Bevölkerung das vollständig fehlende Brennholz verschaffen. Für Kohlen wird die Eisenbahn nach den Kohlendistrikten Wei-hsien und Poschan schon sorgen.

Bei diesem Mangel an Brennmaterial mußten bisher auch die armen Frauen und Kinder erbärmlich frieren, und ihr einziger Schutz gegen Kälte besteht darin, daß sie ihren ganzen Schatz an Kleidungsstücken anlegen, ein Kleid über das andere. Ueberkleider wie die unsrigen, die bei dem Betreten des Hauses abgelegt werden, kennen die Bauern dieses Distrikts überhaupt nicht, denn in ihren feuchten dunklen Wohnräumen ist es ja ebenso kalt wie draußen. Sie machen es also wie die Eskimos. Beim Herannahen des Winters wird ein Kleid nach dem anderen angezogen, womöglich noch mit Baumwolleinlagen gefüttert, so daß die Leute, denen man während der kalten Jahreszeit in der Straße begegnet, aussehen wie blaue Baumwollballen auf zwei dicken Pfeilern. Von den Händen ist nichts zu sehen, denn die dickwattierten Aermel reichen um etwa einen halben Fuß über die Hände hinaus. Den Kopf bedeckt eine wattierte, oder zuweilen auch eine Pelzmütze mit herabhängenden Ohrläppchen. Zuweilen sieht man sogar Nasenläppchen! An dem Leibgürtel hängt vorn ein Täschchen für Tabak und ein zweites größeres für Cashmünzen, von denen die meisten einige hundert bei sich führen. An der Seite steckt die nie fehlende Pfeife mit einem etwa einen halben Meter langen Stiel, haselnußgroßem halbrunden Kopf und einem Mundstück aus grünem oder grauem Speckstein, vielleicht auch Glas. Die jungen Stutzer von Tsingtau stecken ihre Pfeifen hintenüber in den Nacken.

Von einem Wechsel der Kleidungsstücke oder dem Ablegen derselben zu Hause ist nicht die Rede. Darum sammelt sich auch allmählich an jedem Körper eine ganze Menagerie von kleinen Parasiten an, die sich bei freier Kost und Wohnung den ganzen Winter über königlich wohlbefinden. Beißen die Dingerchen, so können sich die guten Menageriebesitzer nicht einmal durch die dicken Wollschichten hindurch kratzen; dafür haben sie ein anderes Mittel. Sie drehen den ganzen Körper innerhalb der Wollschichten ein paarmal hin und her, und die kleine Brut wird dadurch insgesamt aus ihrem Schlaraffenleben aufgescheucht. Der Tag der Vergeltung kommt erst im Frühling.

An dem ersten Sonnentage war es so warm und behaglich, daß die Bauern, die Kulis und die Schubkarrenbesitzer es ohne Gefahr, sich zu erkälten, wagen konnten, sich aus ihrer speckigen Baumwollhülle zu wickeln, und auf meinen Spaziergängen sah ich eine Menge diesbezüglicher netter Genrebildchen. Die neuen chinesischen Unterthanen des Deutschen Reiches hatten sich recht sonnige, geschützte Plätzchen an den Häusern oder in den seit langem vertrockneten sandigen Flußbetten ausgesucht, und ihre entblößten Körperteile der Sonne zuwendend, machten sie emsig Jagd, um die Beute vergnüglich in den Mund zu schieben. Wer dich beißt, den beiße wieder, scheint ihr Grundsatz zu sein, aber sonst sind sie ganz geduldige harmlose Kerle, glücklich darüber, daß die roten Teufel doch wieder Geld unter sie bringen. Mit den von Schanghai eingeführten Cash könnte man beinahe die ganze Gegend pflastern. Man denke nur: Seit Monaten sind mehrere Hunderte von Kulis tagtäglich damit beschäftigt, für die Deutschen Häuser und Wege zu bauen, Brücken und Mauern auszubessern, Wasser zu tragen und sonstige Handlangerdienste zu verrichten. Jeder Kuli erhält täglich 130 große Cash (etwa 35 Pfennig) in 130

durchlochten Münzen, schön auf Stränge geflochten, ausbezahlt. Das macht an einem Tage schon 50 000 bis 70 000 Münzen, und solcher Tage giebt es heute bereits über hundert! Ich sandte mit Absicht meine chinesischen Diener des Abends in die Spelunken, um nach der unter den Einheimischen herrschenden Stimmung zu forschen, und ihren Berichten nach sind die guten Bewohner der Halbinsel glücklich darüber, den Klauen ihrer Mandarine entronnen zu sein und ihren Lohn bar, ohne die gebräuchlichen Abzüge für die Mandarine zu erhalten. Dabei welche Preissteigerung! Im vergangenen Jahre erhielten sie, wenn sie überhaupt Arbeit fanden, als Tagelohn etwa 35 Cash, heute das vierfache! Dazu ist der Cash auch im Preise erheblich gestiegen. Früher kamen 1000 bis 1200 große d. h. 2000—2400 kleine Cash auf den Dollar (2 Mark), heute nur 750 bis 800 große Cash. Und dabei ist immer noch Beschäftigung für Arbeitsuchende, obschon sich die Bevölkerung von Tsingtau in den ersten fünf Monaten seit der Besetzung durch die Deutschen verfünffacht hat! Ich habe es schon gelegentlich der ersten Nachricht von der Okkupation, die nach Europa kam, vorausgesagt. Damals wurde es als ein Nachteil dargestellt, daß die Stadt Kiautschou so weit von der Seeküste und dem anzulegenden Hafen entfernt sei und daher die Arbeitskräfte mangelten. Ich schilderte dies dagegen als einen Vorteil, weil binnen wenigen Jahren eine neue Stadt unter geregelten Verhältnissen entstehen und durch den Zuzug zahlreiche Einwohner erhalten würde. Daß dies auch eintreten wird, ist heute schon jedem Besucher klar. Ebenso war es in Hongkong und Schanghai und allen anderen offenen Häfen. Die Chinesen ziehen dem Europäer nach, denn wo der Europäer ist, ist Sicherheit, Ordnung, Erwerb, Wohlstand.

Wo diese neue deutsche Hafenstadt, ebenso wie die anderen notwendigen Anlagen, hinkommen werden, darüber ist man noch immer nicht ganz im reinen. Wohl ist es wünschenswert, bald Sicherheit zu gewinnen, aber es müssen Witterung, Trinkwasser, Schutz gegen Wind, Eignung für Verkehrslinien, sanitäre und Sicherheitsverhältnisse vorher genau geprüft werden, und das kann nicht an einem Tage geschehen. Eine Ueberhastung könnte für die ganze Zukunft der Stadt von größtem Schaden sein. Deshalb darf man auch in Deutschland nicht ungeduldig werden. Es genüge zu wissen, daß sich die Verwaltung in den denkbar vorzüglichsten Händen befindet, und in die Lenker der neuen Ansiedelung würde jeder, der wie ich selbst Gelegenheit hätte, sie kennen zu lernen, das größte Vertrauen setzen.

Vorderhand sind ja nicht einmal halbwegs richtige Karten vorhanden. Die einzige einigermaßen zuverlässige Karte ist jene, die von der englischen Admiralität Anfang der sechziger Jahre hergestellt wurde, aber sie behandelt nur die Küste. Alle bisher in Deutschland angefertigten Karten sind in Bezug auf Kiautschou von wenig Wert, denn nicht einmal die Lage von Tsingtau ist richtig angegeben, und von den vielen Ortschaften, welche das deutsche Gebiet enthält, fehlen die meisten. Dazu hat in den ersten Monaten des Jahres eine Umtaufung der chinesischen Bezeichnungen, wenigstens was die Inseln und Bergspitzen anbetrifft, stattgefunden. Dieselbe hat allerdings noch nicht an entscheidender Stelle die Zustimmung erhalten, immerhin ist es ziemlich gewiß,

daß die Mehrheit der neuen Namen bleiben wird. So heißt beispielsweise die Insel Tschipoſan heute Kaiserinsel, Potato Island ist in Cormoraninsel umgetauft worden. Zwei Berge, welche sich unmittelbar hinter Tsingtau erheben und bisher bei den Chinesen wohl namenlos waren, heißen nach den eigentlichen Gründern von Deutsch-China, Admiral Diederichs und Kapitän Truppel, der Diederichs- und der Truppelberg. Weiter nach Osten wurde ein Berg der Kaiserstuhl, der ihm nächstgelegene Prinz-Heinrichberg getauft. Es herrschte eine Zeitlang eine wahre Wut, jeden Erdhügel mit irgend einem vornehmlich dem zarten Geschlecht angehörigen Namen zu belegen: Mathilde, Anna, Klara, Marie ꝛc. Ob diese Berggipfel ihre neuen Namen auf die Dauer behalten werden, ist noch zweifelhaft, jedenfalls konnte jeder Täufer seiner herzigen Mathilde, seiner schönen Anna, seiner zarten Klara und seiner Herzensmarie die freudige Mitteilung machen, daß er ihrer im fernen China in so schmeichelhafter Weise gedacht hat.

Ja, ja, das zarte Geschlecht! Es war im November des vergangenen Jahres, als der sandige Boden von Deutsch-China zum erstenmal die Abdrücke der Nägel deutscher Soldatenstiefel zeigte, und bis zum April dieses Jahres ist keine Mathilde oder Anna oder Klara auch nur auf fünfhundert Kilometer Entfernung zu sehen gewesen! Dreitausend deutsche Männer schmachteten in chinesischer Einsamkeit nach ihren Schätzchen, ihren Frauen. Nicht eine einzige beglückte Tsingtau mit ihrer Gegenwart, nicht das bescheidenste Stubenmädchen war bisher zu sehen, und es ist auch wenig Hoffnung vorhanden, daß es so bald besser werden könnte, denn welcher deutsche Soldat könnte ohne weiteres zweitausend Mark hergeben, um sein Lieb nach Kiautschou kommen zu lassen? Dazu kommen abermals zweitausend Mark für die Rückfahrt. Und die braven Soldaten, welche dem Deutschen Reiche ein schönes Stück des fremden Landes eroberten, und welche auf diesem entlegensten Außenposten, auf dem die deutsche Flagge weht, Wache halten, unter großen Entbehrungen, diese Soldaten, welche dem deutschen Handel und der deutschen Industrie ein Gebiet erschließen helfen von der weitgehendsten Bedeutung, sie verdienen es wirklich, daß man zu Hause ihren „strengen Fasten“ ein Ende macht. Freilich ist gegenwärtig wohl noch nicht die Zeit, wo man in Tsingtau dem Schürzenregiment freie Bahn lassen darf, aber ehe die Fraueninvasion hier in Scene gesetzt werden könnte, müssen ja doch noch Monate der Vorbereitung vergehen, und bis dahin sind gewiß schon geordnete Zustände in dem ganzen Gebiet vorhanden. Aber wie soll das geschehen? Den Reichstag anzupumpen, hat seine Schwierigkeiten. Wie wäre es, wenn man so einen großen Dampfer des „Norddeutschen Lloyd“ ausrüsten würde, um all die schöneren Hälften der deutschen Soldateska nach Kiautschou zu schaffen? Es wäre nicht das erste Mal. Schon im vorigen Jahrhundert schickte Frankreich ganze Schiffsladungen von Frauen nach seiner neuen Kolonie Louisiana, und Abbé Prévost erzählt davon in seinem „Manon Lescaut“ in rührender Weise. Freilich waren dies ganz andere Frauen, die diesen Namen gar nicht verdienen. Um so mehr verdienen es die braven deutschen Penelopen, die Jahre lang nach ihren Gatten ebenso schmachten müssen wie diese nach ihnen.

Mit der Weiblichkeit hier iſt es ſchlimm beſtellt, nicht nur für die weißen Männer, ſondern auch für die Chineſen ſelbſt. Tſingtau war ja bis vor wenigen Monaten nur ein Dörfchen mit wenigen Einwohnern, darunter die Hälfte Frauen. Seither kamen Tauſende von Chineſen hinzu, darunter aber nur zum geringſten Teil

Eine Gruppe des ſchönen Geſchlechts in Deutſch-China.

Frauen, und zwar von der ſchlimmſter Sorte. Chineſiſche Unternehmer dachten ſchon daran, eine Schiffsladung lieblicher Japanerinnen kommen zu laſſen, aber die japaniſche Regierung verbietet die Ausfuhr dieſes netteſten und dauerhafteſten aller bisherigen japaniſchen Exportartikel.

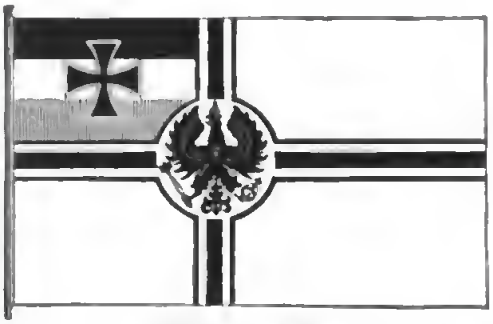
Tſingtau iſt wohl der einzige Ort des Erdballes, der fünf Monate lang gegen viertauſend Männer der weißen Raſſe beſaß und keine einzige „weiße“ Frau. Selbſt

die Goldminen von Klondyke in der eiſigen Polarregion von Alaska haben weibliche Einwohner aller europäiſchen Nationen, in Tſingtau aber dürfte es noch Monate dauern, bis das erſte Dutzend von Repräſentantinnen des ſchönen Geſchlechtes voll iſt. Ich ſage abſichtlich, „die erſte des ſchönen Geſchlechts“, denn die Geſtalten der Chineſenweiber, die man zuweilen in den Straßen auf ihren Klumpfüßchen einherhumpeln ſieht, kann man doch wohl nicht zum „ſchönen“ Geſchlecht rechnen, das wäre übergroße Höflichkeit.

Wie das zarte Geſchlecht von Tſingtau ausſieht, möge der Leſer aus den Abbildungen entnehmen. Ich habe zu jeder dieſer Aufnahmen weder die Schönſten noch die Häßlichſten ausgeſucht, es ſind eben Durchſchnittsexemplare. Sie werden den daheim zurückgebliebenen Frauen und Schätzchen der wackern deutſchen Soldaten in China niemals Veranlaſſung zur Eiferſucht geben.

Auffällig iſt mir die ſtarke Verkrüppelung der Füße bei den Frauen, ſelbſt bei jenen der niedrigſten Stände. Ich habe bisher in Deutſch-China noch keine Frau geſehen, die auf ihren natürlichen Füßen einhergegangen wäre. Eine derartige Verbreitung dieſer grauſamen Unſitte habe ich in den andern Teilen Chinas, die ich bisher bereiſt habe, nicht wahrgenommen. Auf die ſonſtige Geſundheit der Frauen ſcheint die mit großen Schmerzen verbundene Einzwängung und Umlegung der Zehen unter die Sohle nicht Einfluß zu nehmen, wenn man nach den zahlloſen Kindern ſchließen darf, die überall ihre Mütter umſpringen wie Küchlein die Hennen. Und doch kennt man den Storch hier nicht. An ſeine Stelle treten Reiher, von denen eine Familie ſogar über dem Yamen des Bataillonskommandanten Herrn Major von Loſſow ihr Neſt aufgeſchlagen hat. Freilich hier wird ſie wohl wirkungslos bleiben.

Chineſiſcher Storch.



Deutſche Kriegsflagge.

Durch das deutſche Gebiet.

Die wichtigſte Frage, welche in den Märztagen die leitenden Kreiſe von Tſingtau beſchäftigte, war, auf welche Weiſe der neue deutſche Beſitz in China abgegrenzt werden ſollte. In ſeiner Reichstagsrede im Februar 1898 hatte der Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes angedeutet, daß die bisherigen Grenzen erweitert und das Gebiet verſchiedener Urſachen halber vergrößert werden müſſe. Dieſe Urſachen ſind teils ſtrategiſcher Natur, teils hängen ſie mit den geſundheitlichen Verhältniſſen in Kiautſchou zuſammen. Wer die Chineſen kennt, befürchtet keineswegs irgend einen Angriff von ihrer Seite, weder jetzt, noch in abſehbarer Zukunft. Allein Deutſchland könnte mit irgend einer der in Oſtaſien beteiligten Mächte in Konflikt geraten; es könnte immerhin ein Angriff zu Lande möglich werden, und gegen einen ſolchen muß die junge Kolonie geſchützt werden. Vielleicht mag ſo mancher in Deutſchland darüber lächeln, aber wer kann wiſſen, wie die heute befriedigenden Verhältniſſe ſich nach einigen Jahrzehnten entwickelt haben werden? Ein heute gemachter Fehler könnte ſich im kommenden Jahrhundert rächen. Auch England hat in den vierziger Jahren den Fehler gemacht, ſich auf die Inſel Hongkong zu beſchränken, und mußte 1898 ſein Gebiet auf dem Feſtlande erweitern; die Grenzen der Halbinſel Kowloon, auf welcher heute ein Teil von Hongkong liegt, ſind bereits zwei Mal vorgeſchoben worden.

Die Verhandlungen ſind glücklicherweiſe glatt abgelaufen, aber es iſt beſſer, man ſieht ſich vor, und Deutſchland kann ſich beglückwünſchen, daß die Vorbereitungen für die Sicherung ſeines neuen Beſitzes wirklich mit deutſcher Gründlichkeit durchdacht und ausgeführt worden ſind. Die vorläufig feſtgeſetzten Grenzen wurden nur mit dem Lineal gezogen, aber es ſtellte ſich heraus, daß dieſelben nicht verteidigt werden können und Angriffen, Schmuggel und Räubereien ausgeſetzt waren. Auch gegen eine etwaige Beſchießung der neuen Anſiedelung gaben ſie keinen hinreichenden Schutz. Bei der erſtaunlichen Entwickelung der Geſchützteknik kann man nicht wiſſen, auf welche Entfernungen man im kommenden Jahrhundert wird ſchießen können. Im Norden der

gegenwärtigen Grenzlinie ziehen sich nun einzelne Gebirgszüge von der Bucht von Kiautschou an das Kap Yatau, und es galt zu untersuchen, ob es nicht besser wäre, auch diese mit ins deutsche Gebiet einzubeziehen. Das letztere hat auch kein hinreichendes Trinkwasser.

Ein weiterer Umstand, der berücksichtigt werden muß, ist das Klima. Die Kälte des Winters macht im Sommer großer Hitze Platz, und diese könnte im Verein mit schlechtem Trinkwasser und andern Umständen Krankheiten verschiedener Art zur Folge haben. Da muß für einen in jeder Beziehung gesunden, kühlen Bergaufenthalt für die Verteidigung dieses neuen Besitzes des Reiches Sorge getragen werden.

Das waren die wichtigsten Gründe, warum eine Erweiterung des Gebietes wünschenswert erschien. Der Wunsch, ein möglichst großes Stück von China zu besitzen, spielte glücklicherweise dabei gar keine Rolle. Ich betone das Wort „glücklicherweise", denn es wäre ein sehr verfehltes Beginnen, sich mit einer chinesischen Provinz oder dem Teil einer solchen bereichern zu wollen. Was Deutschland in China sucht, ist ein Absatzgebiet für seine gewerblichen Erzeugnisse, ein Kohlenhafen für seine Schiffe. Nichts weiter; denn China ist und wird niemals ein Land sein, wo dem deutschen Auswanderer irgend welche Zukunft blüht. Ein möglichst großes Stück Land erwerben hieße also, sich eine Menge chinesischer Unterthanen auf den Hals laden.

Was die Erzeugnisse des Gebietes rings um Kiautschou betrifft, so könnten sie ebensowenig eine große Ländererwerbung rechtfertigen. Ich habe nunmehr Deutsch-China in fast allen seinen Teilen durchzogen und weiß aus eigener Anschauung, daß dort nichts für Europa zu holen ist. Ich bin deshalb auch vollkommen überzeugt, daß man die erweiterten Grenzen keineswegs aus jener Ländergier wünscht, welche z. B. die Franzosen zu beseelen scheint.

Hätte es in den ersten Monaten nach der Besetzung irgendwelche halbwegs verwendbare Karten von Schantung gegeben, die Sache hätte einfacher geregelt werden können. Aber Karten fehlten vollständig, und was wir von dem neuen Gebiete wußten, haben wir nur durch eigene Anschauung erfahren können. Jeder Offizier, jeder Beamte, dessen Dienst ihn bisher ins Land geführt hat, half durch Skizzierung der bereisten Strecke dazu, eine Karte anzulegen. Fast täglich wurden neue Flußläufe, Tempel, Höhen, Pfade ꝛc. eingezeichnet; die verschiedenen Aufnahmen wurden dann miteinander verglichen, korrigiert, das Ergebnis genau notiert, und so entstand nur allmählich die neue Karte. Zu einer wirklichen Vermessung hatten die wenigen so sehr überanstrengten Offiziere keine Zeit.

Um die Gebietsergänzung für das deutsche Gebiet zu durchforschen und die im vorstehenden genannten Aufgaben zu lösen, ging in den ersten Frühlingstagen eine Expedition dahin ab, bestehend aus dem Kommandeur des Marine-Infanteriebataillons, von Lossow, dessen Adjutanten, Lieutenant von Bosse, Stabsarzt Arimont, Hauptmann von der Heydt und Lieutenant Grünewald mit einigen Ordonnanzen. Ich hatte die Erlaubnis erhalten, mich dieser Expedition anzuschließen. Nun ist es so eine Sache, hier an den unwirtlichen Felsenküsten von Schantung, in einem vollständig unbekannten und

zum Teil unbewohnten Gebiete, eine solche Aufgabe zu lösen. Die allernötigsten Dinge, Zelte, Lebensmittel, Bettzeug u. s. w. mußten mitgenommen werden, dazu auch der Proviant und sonstiger Lebensbedarf für die vierzig Mann des Marine-Infanteriebataillons, welche unter dem Befehl des Lieutenants Schelle an dem äußersten Grenzposten des deutschen Gebietes standen; denn eine solche Proviantkolonne bedarf Bedeckungsmannschaft, und die hier zur Verfügung stehenden Truppen reichten nicht aus, um den verschiedenen Kolonnen eine hinreichende Bedeckung zu gewähren. Karren können auf den vorhandenen Wegen nicht fortkommen, Tragtiere sind nicht vorhanden, und das einzige Beförderungsmittel in Deutsch-China wie in Südschantung sind Schubkarren. Freilich wäre es viel leichter, wohlfeiler, rascher, bequemer gewesen, den Verkehr mit dem an der Meeresküste gelegenen Grenzgebiete durch eine kleine Dampfspinasse herzustellen; aber vor der Hand besaß die Regierung von Kiautschou noch keine. Jeder beladene Schubkarren wird von einem Kuli gezogen, von einem zweiten geschoben, und es gewährte einen seltsamen Anblick, die lange Reihe von Schubkarren, begleitet von Militär, die steilen Hänge des nach dem ersten Kommandanten von Kiautschou benannten Truppelberges über Felsen und längs tiefen Abgründen herabziehen zu sehen in die weite Ebene, welche sich jenseits des Küstengebirges bis zu dem mächtigen Lauschangebirge, und von der Kiautschoubucht bis zum Golf von Petschili ausdehnt. Sie hatten einen langen beschwerlichen Marsch vor sich, denn die Pfade spotten einfach aller Beschreibung. Bei Tagesanbruch mußten sie fortziehen, und erst am Abend trafen sie bei den ärmlichen Chinesenhäusern ein, welche unter dem Namen Schatzekau den äußersten Militärposten der neuen Kolonie bergen. Wir selbst saßen auf kleinen chinesischen Pferden, die bei jeder Gelegenheit stutzten, bockten oder den Versuch machten, mit ihren Reitern durchzubrennen. Ich werde wohl zeitlebens an die Ritte in Deutsch-China zurückdenken. Nur in den zahlreichen Dörfern selbst giebt es wirklich ebene Wege, breit genug, daß zwei Reiter nebeneinander reiten können. Zwischen den Dörfern giebt es aber nur schlechte Feldwege, zerrissen von Regenfluten, stellenweise ganz unterbrochen oder in den Feldern verlaufend. Dann wieder steile Anhöhen auf und ab, an senkrechten Abstürzen entlang, kaum breit genug für den Fuß des Pferdes. Dazu Reittiere, auf die man sich nicht verlassen konnte. Keine Halteſtelle, um seinen Imbiß einzunehmen oder zu rasten; zuweilen ging es steile Gerölle herab, so daß wir absitzen und die Pferde am Zügel führen mußten. Wo immer ein Fleckchen Erde zur Bebauung geeignet war, war es auch bebaut, hauptsächlich mit Gerste, Bohnen und Kartoffeln, und wir bewunderten den Fleiß und die Ausdauer der genügsamen Chinesen. In den Dörfern, welche wir durchritten, zeigte sich größere Reinlichkeit und größerer Wohlstand als in jenen mancher Gebiete Deutschlands. Die Häuser sind fast durchweg aus Stein gebaut, mit Strohdächern und kleinen ummauerten Vorhöfen, in denen wir nicht selten Obstbäume, hohe Bambusstauden, ja große Kamelienbäume gewahrten, deren rote Blüten aus dem dunkelgrünen Laub hervorleuchteten. An den Enden der Hauptstraße erheben sich gewöhnlich schmucke kleine Tempelchen mit ein paar Götzen, in der Straße selbst zuweilen auch gemauerte offene Altäre mit kleinen Buddhafigürchen. In jedem Dorfe hörten wir die steinernen Mahl-

Digitized by Google

mühlen zur Zerkleinerung der Feldfrüchte kreischen, ein runder, flach geschliffener Felsblock mit einer senkrechten hölzernen Achse in der Mitte, und um diese dreht sich auf einer wagerechten Achse eine zwei Fuß breite Steinwalze im Kreise herum, geführt von einem Eselchen mit verbundenen Augen. Gewöhnlich werden diese Mühlen von Frauen bedient, welche das Getreide auf den untern Stein schütten, den Esel antreiben, Säcke herbeitragen u. s. w., trotz ihrer winzigen verkrüppelten Füße, die selbst bei den niedrigsten Fabrikarbeiterinnen in ganz niedlichen, gestickten Schuhen stecken, Füße kaum eine Spanne lang! Bei unserm Kommen lief gewöhnlich die ganze Dorfbevölkerung zusammen, um uns stumm anzustarren, mitunter auch freundlich zu grüßen; die Frauen aber liefen davon oder wandten uns den Rücken zu. Die in jedem Dorfe vorkommenden zahlreichen Hunde suchten das Weite, ebenso auch die kleinen, an die fremden „Barbaren" nicht gewöhnten Kinder.

So ging es den ganzen Tag, zwischen Dörfern und Feldern, über Berge und durch trockene Flußläufe den fernen schwarzen Lauschanbergen zu, die mit ihren scharfen Felsspitzen unsere alleinigen Wegweiser waren. Nachmittags kamen wir ganz gegen unsere Erwartung an die Meeresküste, und auf dem flachen sandigen Strande reitend, sahen wir endlich in der Ferne, umschlossen von einem weiten Halbkreis vor kahlen zerklüfteten Bergen, eine Gruppe niedriger Steinhäuser, von denen die deutsche Flagge wehte, Schatzekau, den äußersten Posten des Kiautschougebietes.

Ein trostloserer Aufenthaltsort läßt sich schwer denken, und ich kann ihn nur mit den Wärterhäusern einsamer Leuchttürme auf Felseninseln vergleichen. Auf nacktem, ödem Sandboden, ein paar Steinwürfe von der Meeresbrandung, liegen etwa zehn niedrige, elende, halb verfallene Steinhütten, mit Stroh gedeckt, ohne Umfassungsmauer, ohne Baum oder Strauch, ohne einen Grashalm in der Umgebung. Jenseits eines nur zur Zeit der hier ein Meter hohen Flut mit Wasser bedeckten Fjords liegen drei oder vier andere Steinhütten mit verkommenen Schmugglern und Fischern, den einzigen Einwohnern von Schatzekau. Als Lieutenant Schelle mit seinen vierzig Mann des Marine-Infanteriebataillons hier eintraf, war die ersterwähnte Gruppe von Steinhütten unbewohnt. Sie hatte früher chinesischen Zollwächtern als Unterkunft gedient; diese waren aus irgend einem Grunde fortgezogen und hatten nur eine elende Opiumspelunke zurückgelassen. Es galt zunächst die moderigen, dunkeln Steinhütten zu reinigen. Sie waren in einem Zustande, daß kein Schwein sie bewohnt haben würde; aber Not kennt kein Gebot. Mit bewunderuswertem Fleiße wurden die Ruinen gesäubert, weiß gestrichen, die Fensterrahmen mit Papier überklebt, die Fußböden mit Meeressand bedeckt, die Hängematten aufgehängt. Küchen, Oefen, Hausthüren und dergleichen gab es keine, und man behalf sich und behilft sich noch, so gut es eben geht. Das Essen wird, wie im Felde, unter freiem Himmel zubereitet: der Kommandant des Postens hat ein Kämmerchen, gerade groß genug für den Luxus eines schmalen eisernen Feldbettes, einen chinesischen Stuhl, einen ebensolchen Kasten und einen Tisch, der aus den Brettern einer Kiste gezimmert wurde. Als Schmuck der Wände dienen ein paar mitgebrachte Photographien und die Mandarinsflagge, welche nebst ein paar alten eisernen Kanonen und Wall-

büchsen das einzige war, das in den öden Hütten vorgefunden wurde. Trinkwasser muß aus beträchtlicher Entfernung herbeigeholt werden; Lebensmittel, selbst die allerdürftigsten, sind nicht erhältlich; das nächste Chinesendorf ist etwa eine Stunde weit, der nächste deutsche Militärposten, Litzun, drei Wegestunden weit. In dieser Einsamkeit halten die vierzig Mann mit ihrem braven Lieutenant Wache bei der schwarz-weiß-roten Flagge, die auf dem düstern Strande als Zeichen der deutschen Besetzung im Winde flattert.

Die elenden Hütten von Schatzekau waren während der folgenden Tage unser Hauptquartier. So viele Besucher hatte der Kommandant des einsamen Postens an den Grenzen von Deutsch-China noch nicht zu beherbergen gehabt, und da übrigens der Kommandeur des Bataillons sich unter ihnen befand, so hatte Lieutenant Schelle außergewöhnliche Vorbereitungen für unsern Empfang getroffen. Ein ganzes Haus, oder besser ein ganzer Stall, der bis dahin noch wegen Mangels an Zeit und Arbeitskräften so geblieben war, wie ihn die Chinesen verlassen hatten, war frisch getüncht worden. Meeressand bedeckte den Fußboden, über die Fensterhöhlen war frisches Papier gespannt worden. Wir froren ganz erbärmlich und trachteten, ein Plätzchen in der Nähe der Holzkohlen zu ergattern, die in einem alten Topfe glühten. Als Schlafstellen waren hölzerne mit Bambusrohr überzogene Rahmen vorhanden, und diese bildeten die einzigen Möbel. Wo hätten auch hier Spiegel, Waschbecken u. dergl. aufgetrieben werden sollen? An Stelle der Thüren hingen kurze chinesische Strohmatten von dem niedrigen schadhaften Dache und flogen bei jedem Windstoß auf und zu. Nicht einmal Stroh als Unterlage für unsern müden Körper war aufzutreiben gewesen. So warfen wir denn die mitgebrachten Decken auf die harten Bambuspritschen und legten unsere Mäntel zu Kopfkissen zusammen. Als gemeinschaftliches Waschbecken diente eine irdene Schüssel. Als wir in diesem feuchten, dumpfen Raume notdürftig unsere Toilette machten, hörte ich einen der Marinesoldaten etwas wie „Offizierskasino“ rufen. Offizierskasino?! „Gewiß“, antwortete unser Gastgeber, „kommen Sie nur mit.“ Und damit führte er mich in ein Nebenhaus von derselben Größe und demselben Aussehen wie unser „Schlafhaus“. Die Wände waren mit Strohmatten verkleidet, ja es hingen chinesische Bilder daran, und von der Decke schaukelte als Prachtstück eine wirkliche Petroleumlampe! Der lange Tisch war aus Kistenbrettern zusammengenagelt und an Stelle des Tischtuches mit weißen Papierbogen bedeckt. Darauf prangten ein paar Zinnschüsseln, Zinkbecher, mit Meeressand sorgfältig abgerieben, und ein riesiger Küchenkessel als Theetopf. Eben waren wir mit unserer Besichtigung dieses Prachtlokals fertig, als die Wache das Eintreffen der Schiebkarrenkolonne meldete.

Wie ein langer hellblauer Wurm schlängelte sie sich durch den trockenen Fjord die sanfte Anhöhe empor zu unserm Lager, und bald waren wir im Besitz der Lebensmittel in Blechbüchsen, der mitgebrachten Weine, Teller und Eßbestecke. Sauerkraut und Frankfurter Wurst aus Büchsen war unser Menü, dazu Wein und heißer Thee, in Blechschüsseln aufgetragen. Alles mundete vortrefflich. In der heitersten Stimmung suchten wir spät abends unser elendes Nachtlager auf, bewacht von der Schildwache, die vor dem thürlosen Hause auf dem einsamen Seestrande auf und ab schritt, und von

Schahekau, der äußerſte Vorpoſten deutſcher Macht.

Deutſche Marineſoldaten.

dem Bataillonshunde Karo, der mit dem Lebensmitteltroß hierher gebummelt war, um am nächsten Tage wieder allein seinen Weg durch die chinesischen Dörfer nach Tsingtau zu finden. Die chinesischen Hunde haben einen Heidenrespekt vor Karo und suchen bei seiner Annäherung das Weite. Der europäische Pudel des Lieutenants Schelle flößt sogar den Eingeborenen selbst Schrecken ein. Sie halten das schwarze zottige Tier für einen Bären, andere fragen, was dies doch für eine Bestie sei, und schütteln ungläubig die Köpfe, wenn man ihnen sagt, dies sei ein Hund. Aber sonst sind sie keineswegs so naiv. Das Gesindel, das in den schmutzigen Hütten rings um die Fjorde des Lauschangebirges haust, treibt lebhaften Schmuggel, hauptsächlich mit Opium. In Schatzekau giebt es nur zwei oder drei Dschunken, aber in dem benachbarten, tief ins Land einschneidenden Lauschanhafen zählte ich am nächsten Morgen vierzehn Dschunken. Die zerklüfteten Felsen des Lauschangebirges gewähren ihnen zahlreiche Schlupfwinkel, und es war wohl die Aussichtslosigkeit, den schlauen Gesellen beizukommen, welche die chinesischen Behörden veranlaßte, den Zollposten am Schatzekau aufzuheben. Die Deutschen würden mit ihnen schon fertig werden; jetzt bereits haben sie eine heillose Angst vor den großen Schiffen der „Barbaren", welche in der Kiautschoubucht vor Anker liegen. Am Tage vor unserer Ankunft hatte die Irene Lauschan einen Besuch abgestattet, um die chinesischen Dschunken in und vor dem Hafen zu untersuchen. In der Nacht des 26. März hatten nämlich bewaffnete Chinesen einen Ueberfall des Pulverdepots in Tsingtau unternommen, waren aber nach kurzem Gefecht zurückgeworfen worden. Da die Möglichkeit vorlag, daß die Chinesen ernstere Absichten im Schilde hatten, gab der Kommandant von Tsingtau den Befehl, das ganze deutsche Gebiet von den Truppen durchstreifen zu lassen, und Admiral Diederichs ließ außerdem jede einzelne Dschunke anhalten und durchsuchen. Als ich am 29. März mittags den Strand von Tsingtau entlang spazieren ging, war ich selbst Zeuge einer solchen Jagd. Die Irene hatte einer eben in hohe See stechenden Dschunke durch einen blinden Schuß zu verstehen gegeben, daß sie dieselbe „zu sprechen" wünsche. Die Dschunke kümmerte sich aber nicht weiter um diese zarte Einladung und fuhr ihres Weges weiter. Da kam eine zweite Visitenkarte des Kommandanten der Irene angeflogen in Gestalt eines Geschosses, das ein großes Loch in das Hauptsegel der Dschunke riß. Noch immer schien der Kapitän derselben nicht zu verstehen, was denn die Irene haben wollte. Deshalb dampfte die letztere der Dschunke nach, ließ ihre beiden Dampfpinassen klar machen, und alle drei Schiffe umzingelten die Dschunke derart, daß ein Entrinnen unmöglich war. Sie ließ nun ruhig gewähren, daß ein Offizier mit ein paar Mann an Bord kam und die Durchsuchung vornahm. Das Ergebnis mußte wohl für die deutschen Schiffe befriedigend gewesen sein, denn sie ließen die Dschunke ihren Weg fortsetzen und dampften dann gegen Osten weiter, um die andern Häfen des deutschen Gebietes zu durchsuchen. Wie ich in Schatzekau hörte, ist auch hier nichts Verdächtiges vorgefunden worden. Hoffentlich waren die Gründe, welche den Admiral zu dieser Dschunkenjagd veranlaßt haben, triftig genug, denn solche Maßregeln bilden doch immer eine Belästigung der Schiffahrt und tragen keineswegs dazu bei, den Handel der neuen deutschen Stadt Kiautschou zu heben.

Digitized by Google

Nächst den englischen Schiffen sind in den Häfen Chinas die chinesischen Schiffe am zahlreichsten, und gewiß wird auch alles geschehen, um sie heranzuziehen, statt abzuschrecken.

Neben den Schmugglern, denen das Handwerk in Schatzekau wohl bald recht sauer werden dürfte, wohnen in der Umgebung dieses trostlosen Platzes nur noch einige wenige Chinesen, die durch Gewinnung von Meersalz ihr Dasein fristen. Ohne Unterlaß sahen wir sie die je einen halben Morgen großen „Pfannen" ebnen, mit Seewasser begießen, oder die salzhaltige Kruste abkratzen und in die Behälter zur Auslaugung tragen. Rings um ihre kleinen Hütten standen zahlreiche, mit blendend weißem Salz gefüllte Körbe.

Von Schatzekau führt ein schmaler Reitweg an einem trockenen Flußbett entlang aufwärts gegen die 1000 Meter hohen dunklen Granitmassen des Lauschan, und auf diesem Wege trabten wir am nächsten Morgen auf die Paßhöhe, welche Schatzekau von dem Connythal, einem der fruchtbarsten und gesegnetsten von ganz Schantung, trennt. Noch ehe wir auf den Paß gelangten, waren wir überrascht von dem schönen Baumwuchs, der hier die Anhöhen emporzieht, bis zu den nackten Felstrümmern, welche die letzteren hier überall krönen. Wo immer möglich, hatten die fleißigen Chinesen Terrassen für ihre Felder angelegt, auf denen sich schon frische grüne Gerste zeigte. Zuweilen sahen wir Fleckchen von kaum zwei Quadratmeter Größe, sorgfältig mit Steinmauern eingefaßt. Auf halbem Wege sahen wir einen kleinen Friedhof, beschattet von mächtigen Eichen, Föhren und Pinien, eingefaßt von einer Mauer, und mit großen, schön gemeißelten Grabsteinen vor den konischen mannshohen Erdhügeln. Aber diese Bilder des Friedens wurden noch weitaus übertroffen, als wir von der Paßhöhe hinabblickten in das breite ebene Connythal. Wie die wohlgepflegten Ländereien eines europäischen Rittergutes zeigten sich hier die Felder, beschattet von Birnbäumen in langen, regelmäßigen Reihen, unterbrochen von einzelnen Parzellen mit stattlichen Eichen oder Pinien, deren saftiges frisches Grün der Landschaft großen Reiz verlieh. Hier und dort zeigten mächtige uralte Bäume die Grabstätten verstorbener Vorfahren der jetzigen Landeigentümer an. Die meisten Grabkegel waren mit einer Art Hagedorn bepflanzt, der eben in voller Blüte stand, und die hellgelben Blüten bedeckten buchstäblich den ganzen Hügel bis zur Spitze, ähnlich wie bei uns der dunkelgrüne Epheu die Grabsteine überwuchert. Welche Liebe und Verehrung sie ihren Müttern entgegenbringen, entnahmen wir den zahlreichen Denkmälern, die sich längs der Wege erheben: weiße mannshohe Steinplatten, mitunter gekrönt von grotesk ornamentierten Tierfiguren und Götzen, und auf der Vorderseite drei bis fünf große Schriftzeichen tragend, mit kleineren Schriftzeichen an den Seiten. Diese geben die Namen der Verstorbenen und die Jahreszahlen an, die großen Zeichen aber bedeuten Lobeserhebungen, wie z. B.: Sie war das Glück und der Segen der Familie, oder: Sie wird allen ihren Nachkommen ein leuchtendes Vorbild bleiben, oder: Reine Liebe ist die Mutter des Friedens.

In der Mitte dieses köstlichen Thales steigt eine gewaltige Felsmasse empor, bedeckt mit einer Patina von graugrünem Moos. Als würde sie wie ein Denkmal gehütet, ist sie umgeben von dunkelgrünen Grasflächen und Bäumen.

Digitized by Google

Zwischen dem Grün von italienischen Pinien, Birnbäumen, Eichen und rotblühenden Kamelienbäumen verborgen liegt etwas thalaufwärts ein großes Dorf, unser nächstes Ziel. Im scharfen Trabe ging es auf ziemlich gutem Wege dorthin; ich kam aus der Verwunderung nicht heraus über die Schönheit der dem Meeresboden abgerungenen Felder und Obstgärten. In langen geraden Reihen standen hier stattliche Birnbäume, wohlbeschnitten, die Kronen nicht zu hoch emporstrebend, die Stämme und stärkern Aeste von der Rinde entblößt. Wie wir die Stämme mit Kalk anzustreichen pflegen, so schälen die Chinesen hier die Rinde ab, um die Bäume gegen die Insektenbrut zu schützen.

Das Nahen der seltenen Kavalkade von acht Reitern hatte die ganze Bevölkerung zusammengelockt, lauter gut genährte, gut aussehende Leute, in hellblauen Kitteln und weißen oder blauen Beinkleidern. Alles drängte sich um das einfache Haus des Mandarins zusammen, der uns am Eingange erwartete und den Major mit einer tiefen Verbeugung begrüßte. Es war ein großer, stattlicher Mann in den Fünfzigern, mit dem von einem Krystallknopf gekrönten Mandarinshute auf dem lang bezopften Kopf. Auf seine Einladung, näher zu treten, sprangen wir von den Pferden, die von den umstehenden Chinesen bereitwilligst gehalten wurden, und betraten das Haus. In seinem Aeußern bescheiden wie das eines deutschen Dorfschulzen, unterschied es sich von den umstehenden Häusern nur durch eine große Holztafel über der Thüre, deren Inschrift in drei goldenen Zeichen etwa besagte: „Zum Schutze und Wohle des Volkes“. Das Innere zeugte von Verwahrlosung und Armut; aber mit der letztern ist es bei dem guten Mandarin nicht weit her; denn obschon eine zweite Inschrift im Innern des Hauses besagt: „Mit Gnade sollst du erheben des Meeres Zoll“, so schimpfen seine Unterthanen und auch die Dschunkeneigentümer in dem nahen Hafen weidlich über seine Bedrückungen und Erpressungen. Seit dem Einrücken der Deutschen ist das besser geworden, und da so große Ortschaften doch einen Verwalter haben müssen, hat man den Mandarin vom chinesischen Lieutenantsrang bisher auf seinem Posten belassen. Ja, der Major sagte ihm auch gelegentlich dieses Besuches, daß er bis auf weiteres bleiben dürfe. Darauf hatte er nicht gerechnet; denn seine Soldaten hatte er längst entlassen, die Waffen sind ihm abgenommen worden, und nur eine seiner beiden Frauen befindet sich noch zur Wirtschaftsführung hier. Wir bekamen sie aber nicht zu Gesicht.

Durch zwei kleine ummauerte Vorhöfe gelangten wir in das Amtszimmer, einen kleinen schmutzigen Raum mit einem staubigen Tisch, über welchem an der Lehmwand ein Mandarinschild und eine verblaßte rote Fahne prangten. Stühle waren nicht vorhanden und wurden erst herbeigeholt, doch konnten nur vier von uns hier Platz finden; die andern mußten sich in die gegenüberliegende schmutzige Küche begeben. Hinter einem dritten Hofe sahen wir wohl noch ein Gebäude, doch wurde dies von der Mandarinsgattin bewohnt und durfte deshalb nicht betreten werden. Ein hübscher Junge brachte Thee und vorzüglich mundendes Backwerk herbei, und nach kurzem Imbiß bestiegen wir wieder unsere Pferde und gelangten bald an die Küste des Meeres, auf welchem wir eine beträchtliche Zahl von Dschunken erblickten.

Digitized by Google

Nach einem scharfen Ritt von einer Stunde sahen wir vor uns zwischen hohen Bäumen die malerischen Dächer eines Taoistenklosters, dessen Mönche, durchweg alte gebrechliche Männer, auf den Steinblöcken vor der Eingangsthüre saßen. Aus dem Innern hörten wir das monotone Geplärre einer Kinderschule. Durch die Mönche eingeladen, näher zu treten, erblickten wir am Ende eines mit hohen Bäumen beschatteten Hofes einen stattlichen Tempel mit einer Anzahl lebensgroßer fratzenhafter Götzen und vor dem mittlern Hauptgötzen einen Tisch mit alten Opfergefäßen, Räuchertöpfen und dem obligaten Gong, der beim Gebet angeschlagen wird, um die Götter auf die Betenden aufmerksam zu machen.

Interessanter als dieser Tempel war mir ein großes Denkmal, das sich im Vorhofe befindet: eine Monolithtafel von etwa vier Meter Höhe, auf einer gewaltigen, steinernen Schildkröte aufrecht stehend und mit grotesken Tierbildern gekrönt. Die langen Inschriften auf der Vorderseite des Denksteins zu lesen, war unmöglich, da sie teils mit Moos bedeckt, teils verwittert waren, doch gelang es unserm Dolmetscher, wenigstens zu entziffern, daß das Monument aus dem zweiten Regierungsjahre des Kaisers Ta-Tsching, also aus dem Jahre 1326 unserer Zeitrechnung stammt.

In der Klosterschule saßen nur wenige Kinder, Knaben und Mädchen im Alter von sechs bis zwölf Jahren, emsig die Lehren des Confucius auswendig lernend, ganz so, wie ich es in meinem Buche „China und Japan“*) geschildert habe. Die kleinen putzigen Dingerchen schienen vor den fremden Männern große Furcht zu haben, und es gelang den freundlichen Mönchen nur mit Mühe, sie zu beschwichtigen.

Nach einem weitern Ritt von einigen Kilometern gelangten wir endlich an den Fuß der ersten Kette des gewaltigen Lauschangebirges, das bisher wohl noch nicht von Europäern bestiegen worden ist. Vor einer elenden Lehmhütte ließen wir die Pferde unter der Aufsicht der Ordonnanzen und machten uns auf den Weg, die steilen zerklüfteten Anhöhen zu erklimmen.

*) „China und Japan“ von E. v. Hesse-Wartegg. Leipzig, 1897, J. J. Weber.

Partie aus dem Lauſchan.

Der Lauſchan.

Vor uns erhoben ſich die Granit- und Gneismaſſen des Lauſchangebirges in unbeſchreiblicher Wildheit und in ſolcher Kühnheit der Formen, in ſolcher Oede und Abweſenheit jedweder Vegetation, daß jeder ſie gewiß für viel höher halten würde, als ſie wirklich ſind. Aber darüber fehlen alle genaueren Angaben, denn eine Beſteigung der einzelnen Spitzen oder gar eine Aufnahme dieſes Gebirgsſtockes iſt niemals ausgeführt worden. Die einzigen halbwegs zuverläſſigen Karten ſind die engliſchen Seekarten, wenigſtens was die Küſtenentwicklung betrifft, und auf dieſen Karten iſt die höchſte Spitze mit etwa 3500 engl. Fuß angegeben. Dieſe höchſte Erhebung bildet einen maſſigen, von der Küſte etwa zehn Kilometer entfernten Stock, welchem die Chineſen den Namen Lau-Ting gegeben haben. Ting heißt im Chineſiſchen der Rangknopf auf den Hüten der Mandarine und würde im Deutſchen in Bezug auf Berge etwa mit Kulm überſetzbar ſein, während das Wort „Schan“ Berg oder Gebirge bezeichnet. Aber war der Lau-Ting, den wir von dieſer weſtlichen Seite des Gebirges aus ſahen, wirklich der höchſte des ganzen Lauſchan, oder nur der höchſte auf dieſer Seite? Wolken umzogen die majeſtätiſche dunkelbraune Spitze, Wolken hingen auch wie Baumwolle an den Seiten der zahlloſen andern Spitzen, die wie gotiſche Türme über den Hauptgrat des vom Meere aus in nordweſtlicher Richtung laufenden Gebirgszugs ſich erheben. Gegen das Meer fällt der Grat ſteil ab, und die Brandung umſpült die ungeheuren Trümmer, welche ihm vorgelagert ſind. Nirgends iſt die geringſte Spur von

Baumwuchs oder auch nur von Gras oder Sträuchern zu entdecken, nirgends eine Spur von Erde, nirgends ein Fluß, ein Gebirgsbach oder auch nur eine Quelle.

Die steilen Hänge bis hinauf an die höchsten, so kühn aufstrebenden Felsnadeln sind mit gewaltigen Steintrümmern bedeckt, jede einzelne Höhe ist vielfach gespalten und geht der Zerbröckelung entgegen. Die Regenfluten haben tiefe Schluchten in diese dunkelbraunen, kahlen Massen gerissen, und zur Regenzeit, wenn die Wassermassen in großen Sätzen über diese Trümmer und Felsstufen herabströmen, muß der Lauschan von der Seeseite aus einen noch großartigern Anblick darbieten, als wie er sich uns Ende März zeigte. Ich kann mich nur erinnern, im nördlichen Algerien, dann in Arizona, in der nördlichen Sierra Madre und auf Hawai ähnliche Wildheit gesehen zu haben. Die Dolomiten sind großartiger. Das Berglabyrinth des Sinai ist trotz seiner größern Höhe und Masse doch freundlicher, weil es eine hellere Färbung besitzt und keine derartigen Trümmerfelder zeigt, die etwa geborstenen Lavaströmen ähneln. Und dabei ist der Lauschan rings umgeben von den fruchtbarsten Ebenen und Thälern. Vielleicht war es die Erinnerung an diese unmittelbar vorher gesehenen Thäler, welche den Gegensatz verschärften, diese Wildheit kräftiger hervortreten ließen.

Dort hinauf mußten nun die Offiziere aus strategischen Rücksichten, wir andern, um die Formation des Gebirgszuges, die Thäler ꝛc. kennen zu lernen. Jenseits sollte nach den Aussagen der Einwohner ein fruchtbares Thal liegen mit dem größten Kloster der ganzen Gegend. Es wären nur wenige Li bis dahin. Ich wußte allerdings aus meinen vielen frühern Reisen, daß den Aussagen der Einwohner, abgesehen von jenen Mitteleuropas, gewöhnlich nur sehr wenig Glauben zu schenken ist. Indessen wir stiegen wohlgemut die Anhöhe empor über die Trümmermassen, die wenigstens unsern Füßen hinreichenden Halt boten. Statt aber jenseits das erwartete Klosterthal zu finden, zeigte sich nur eine tief ausgewaschene Schlucht, von der aus ein zweiter Grat von der gleichen Wildheit emporstieg. Wahrscheinlich lag das Thal jenseits dieses Grates. Also mühsam über Stock und Stein springend, hinunter und wieder hinauf, um auf der Höhe dieselbe Enttäuschung zu erleben. Wohl war die zerrissene Schlucht jenseits breiter, ja sogar eine elende Lehmhütte klebte an einem Felsenhang, umgeben von kümmerlichen Bäumen und Feldern, die nicht größer waren als unser Schlafraum in Schatzekau. Aber das war nicht das Klosterthal. Wir suchten nach dem Bewohner der Hütte und fanden ihn endlich auf einem etwa zwei Quadratmeter großen Vorsprung des steil ins Meer fallenden Grates, damit beschäftigt, dort auf mühsam herbeigeschleppter Erde einige Körner Gerste zu pflanzen. Und China hat elf Millionen Quadratkilometer Land! Der einsame Mann erwies sich ebenso freundlich, wie er fleißig war. Das Kloster befinde sich nur drei Li von hier, und sein junger Sohn werde uns selbst dahin führen. Wohlgemut, obschon etwas ermüdet, ging es wieder aufwärts, eine vielleicht 250 Meter hohe, steile Anhöhe empor, die das Aussehen hatte, als wäre sie von Titanen aus großen Gneistrümmern aufgebaut worden, so sehr war alles ringsum zerklüftet.

Das anfänglich klare Wetter hatte sich getrübt, dicker Nebel wurde durch den Wind vom Meere her durch das Felsenlabyrinth getrieben, so daß wir, oben angekommen, nicht entdecken konnten, wie das Thal unten aussah; aber es mußte wohl das Klosterthal sein, deshalb nur fröhlich hinunter.

Der Abstieg hatte seine Schwierigkeiten. Hier giebt es noch keinen Alpenklub, der Schutzhütten bauen und Treppen in die Felswände einhauen lassen würde, mit Seilen oder Ketten längs der Treppen und Büchsenspargel in den Hütten. Hier galt es, selbst den Weg finden über diese Felstrümmer, durch Kamine, auf fußbreiten Absätzen mit überhängenden Felsen darüber und Abstürzen darunter, alles in kleinem Maßstabe, aber immerhin von recht netter Wirkung auf die Nerven. Und als wir weiter unten aus den Wolken heraus kamen, zeigte sich uns noch immer kein Klosterthal, sondern nur eine nackte, steinige Schlucht wie die vorhergehende. Glücklicherweise fanden wir an dem Abhange eine kleine Quelle mit frischem klaren Wasser; auf dem Bauche liegend, schlürften wir das köstliche

Flottmachen eines chinesischen Bootes in Schahrhau.

Naß und zogen weiter hinunter, dann die jenseitige Bergwand wieder hinauf, denn jenseits mußte doch endlich das berühmte Kloster Hiakungtien liegen.

Es ging diesmal mühsamer und gefährlicher als bisher, aber lustige Scherze und Gesang hielten die gute Laune aufrecht. Hilfsbereit unterstützte einer den andern, und so kamen wir glücklich auf die Höhe des Grates. Eben war eine neue Wolkenschicht an uns vorbeigezogen, die Sonne schien wieder hell und beleuchtete tief zu unsern Füßen das reizende Thal, in welchem wir inmitten von Pinien, Cypressen, Eichen und kleinen Bambuspflanzungen die Dächer der vielen Klostergebäude erkannten. Die gartenähnlichen, üppigen Anlagen ziehen sich bis dicht an den Meeresstrand, wo in einem sichern, gemauerten Hafenbecken ein paar Kähne auf der tiefblauen Wasserfläche schaukelten. Jenseits erheben sich wieder Berge, aber von ganz anderem Charakter, freundlicher, mit Bäumen bewachsen und mit Feldern auf den künstlichen Terrassen. Den Abschluß dieser grünen Kette bildet die spitze Pyramide des Kap Yatau, wo die Küste von Schantung plötzlich nach Norden abbiegt. Drei Seemeilen nördlich vom Kap Yatau sollte der deutsche Besitz enden.

Gewiß war das Bild zu unsern Füßen nach der braunen Felsenwüste, die wir durchwandert hatten, ganz entzückend, aber die Freude daran war keine ungetrübte: lag doch zwischen uns und dem Kloster noch ein fünfter Felsgrat von ausnehmender Steilheit, der überschritten werden mußte, um in das berühmte Thal zu gelangen, denn an der Meeresküste gab es keine Handbreit ebenen Weges. Unsere Geduld war nun zu Ende. So nahe lag das Kloster vor uns, daß wir mit dem Fernglase die Mönche sahen, die in den Bambusgärten friedlich spazieren gingen, und doch hatten wir vielleicht anderthalbstündiges Klettern zu überwinden. Eine Menge Königreiche wurden für eine Drahtseilbahn oder eine Hängebrücke versprochen, aber es nützte nichts, entweder mußten wir über den einen Felsgrat vorwärts, oder über die vier überstandenen zurück. Da kam dem Major der Gedanke, Freiwillige aufzurufen, die über den Grat nach dem Kloster gehen und den Zurückbleibenden ein Boot schicken sollten. Der Adjutant Herr von Bosse meldete sich flink und hilfsbereit wie immer zuerst; ihm nach der Dolmetscher Herr Mootz, dann der Stabsarzt Dr. Arimont. Wir andern blieben auf der öden Felsenterrasse zurück, trockneten unsere Stirnen, sangen das ganze moderne Gesangsrepertoire durch und beobachteten mit den Ferngläsern unsere Reisegefährten, die mühsam, langsam, mitunter auf allen Vieren emporkletterten, um schließlich in einer vorbeiziehenden Wolke zu verschwinden.

Eine Stunde verrann, und die verabredeten Pistolenschüsse als Zeichen, daß ein Boot abgesandt wurde, blieben noch immer aus. Dafür sahen wir von unserm etwa 200 Meter hohen Standpunkte ein Floß um einen der Küstenfelsen biegen. Die fünf oder sechs Chinesen, die es ruderten, lenkten direkt auf den sandigen, mit mächtigen Trümmern bedeckten Strand zu unsern Füßen. Hurra! Gute Worte konnten wir diesen Schantungmenschen in ihrer Sprache nicht geben, aber blinkende Dollars, um uns auf ihrem nur aus zusammengebundenen Baumstämmen gebildeten Fahrzeuge nach dem Kloster zu rudern. Kaum hatte aber Hauptmann D. nach ihnen gerufen, kaum hatten sie wahrgenommen, wie flink wir, der Major an der Spitze, den steilen Hang herab, ihnen entgegen kletterten, als sie auch schon Kehrt machten und so rasch, wie sie nur konnten, davonruderten.

Nun standen wir da wie drei Robinson Crusoes auf einsamem Meeresstrande, hinter uns und zu beiden Seiten nackte Felswände, vor uns das Meer mit immer höher gehenden Wellen, denn ein ziemlich heftiger Wind blies vom Kap Yatau her. Die Sehenswürdigkeiten dieser namenlosen Schlucht waren bald besichtigt: ein paar kurios ausgewaschene Felsen. So warfen wir Schiffbrüchige uns denn auf den Sand und warteten. Plötzlich hörten wir uns ganz nahe ein lautes Hurra, und aufblickend gewahrten wir unsere Reisegefährten, die auf einem ähnlichen Floße, wie das geschilderte, sich unserm Strand näherten. Lieutenant von Bosse stand trotz Reitstiefeln und Sporen waghalsig auf den von jeder Welle bespülten Baumstämmen und schwenkte munter seine Mütze. Die andern Herren balancierten zwischen den acht Chinesen, welche die schweren, langen Sternruder führten. Auf dem merkwürdigen Fahrzeuge, das flach und geländerlos, wie eine Zimmerthüre, auf den Wellen tanzte, sahen die Insassen aus wie Schiffbrüchige, welche endlich einen festen Strand gefunden haben. Trotz der ziemlich heftigen Brandung gelangten wir glücklich an Bord, aber nicht um nach dem Kloster zu

fahren, denn dazu war wegen der hochgehenden See keine Zeit mehr vorhanden. Sollten wir nicht in der Dunkelheit unſern Weg über die fünf Felsgrate des Lauſchan zurück nehmen, ein Ding der Unmöglichkeit, ſo mußten wir unſer Leben den ſechs Baumſtämmen und acht Chineſen anvertrauen. Alſo friſch gewagt, zurück nach dem Ausgangspunkte unſerer Fußwanderung, wo unſere Pferde harrten. Wir fünfzehn Menſchen waren gepackt wie Heringe, denn auf dem kleinen Floße ſtand auch noch ein mächtiger Korb mit Kuhmiſt. Die Chineſen wollten den Dünger eben auf ihre Felder führen, als unſere Kameraden das Floß in Ermangelung eines andern Fahrzeuges mieteten. Ich war als letzter an Bord geſprungen, und da ſonſt kein Plätzchen mehr vorhanden war, mußte ich auf dem

Der erſte deutſche Beſuch im Kloſter Hia Kungkien.

Miſthaufen Platz nehmen, während rings um mich die andern Herren auf dem Rande des Korbes ſaßen, die Füße im Waſſer, das bei jeder Welle zwiſchen den loſen Stämmen durchſpritzte. Meine Lage war nicht ſchön, aber intereſſant. Ich bin wohl der einzige Menſch, der jemals auf einem Miſthaufen im Stillen Ocean umhergegondelt iſt. Man lernt eben niemals aus.

So ging es auf dem ſchwankenden Floß, eine Spanne vom Wellengrabe entfernt, in heftigem Winde und bei hochgehender See zurück. Die Chineſen ſind gute, tollkühne Schiffer, kräftige Ruderer, und anderthalb Stunden ſpäter waren wir bei den Pferden.

Am nächſten Tage wurde ein Ausflug nach dem Kloſter unternommen, aber diesmal nicht über die traurige Gebirgseinöde, ſondern in einer kleinen chineſiſchen Dſchunke. Die Regierung von Deutſch-China verfügte im März nur über einen einzigen Dampfer,

und dieſer verſah den Poſtdienſt nach Schanghai. Aber es wird doch nicht ewig ſo bleiben. Kurz vorher war ja eine Depeſche des Prinzen Heinrich an den Geſchwaderkommandanten eingetroffen, welche die freudige Nachricht von der glücklich zwiſchen Scylla und Charybdis hindurchgekommenen Marinevorlage enthielt. Deutſche Stabsoffiziere werden fürderhin wohl nicht mehr ihre Dienſtreiſen in chineſiſchen Dſchunken unternehmen müſſen. Indeſſen der Ausflug geſtattete keinen Aufſchub; denn es galt die wichtige Frage der Grenze von Deutſch-China zu regeln. Deshalb mußte auch noch am folgenden Tage eine Beſteigung des landeinwärts liegenden Hauptgrates des Lauſchan unternommen werden. Es war am 1. April, dem Geburtstag des Fürſten Bismarck, und der Zufall fügte es, daß die Leute des Majors von Loſſow gerade an dieſem Tage eine Signalſtange dort oben aufpflanzen konnten, auf welcher für die kurze Dauer des Aufenthaltes die deutſche Flagge gehißt wurde. Nach den geſammelten Erfahrungen erſcheint der Beſitz des Lauſchan, und damit auch die Vorſchiebung der deutſchen Grenze auf drei Seemeilen nördlich des Kap Yatau nicht wünſchenswert. Der Lauſchan mit ſeinen vollſtändig kahlen Hängen iſt nutzlos; vielleicht könnte der auf der Weſtſeite, alſo gegen Tſingtau gelegene Teil verwendet werden, um dort Reſervoirs zum Auffangen und Anſammeln des Regenwaſſers anzulegen; denn Tſingtau fehlt wie geſagt das geſunde Trinkwaſſer. Für dieſen Zweck dürften aber die Hänge des noch im deutſchen Gebiete gelegenen Prinz-Heinrichberges mit viel geringern Koſten verwendet werden. An wertvollen Mineralien iſt im Lauſchan nichts vorhanden, was die Ausbeute lohnen würde; denn es ſind ſchon darüber eingehende Unterſuchungen angeſtellt worden, und was das gewünſchte Sanatorium betrifft, ſo giebt es auf dem ganzen Lauſchan nicht ein ebenes Plätzchen, groß genug, um das Gebäude darauf zu bauen; Spazierwege müßten in den Felſen geſprengt, die Erde für Gartenanlagen mühſam in Körben heraufgetragen werden, und dann würde das Sanatorium in ſo trauriger, gottvergeſſener Umgebung erſt recht keinen Zuſpruch haben. Wohl könnte das Kloſter Hia Kungtien für billiges Geld auf eine Reihe von Jahren gemietet werden, aber es liegt zu tief und iſt von Bergen ſo umſchloſſen, daß die Hitze im Sommer dort unerträglich ſein dürfte. Fände ſich weiter aufwärts noch ein anderes Kloſter, oder auch nur ein Bauplatz, ſo könnten ſie verwendet werden, ohne deshalb den ganzen Lauſchan ins deutſche Gebiet einzubeziehen, aus Gründen, die ich bereits am Eingang des vorigen Abſchnittes dargelegt habe. Die fremden Geſandtſchaften in Peking leben im Sommer ebenfalls in Tempeln auf rein chineſiſchem Gebiete, und bleibt der Lauſchan chineſiſch, ſo liegt er doch immer noch innerhalb der neutralen Zone, auf der die Chineſen nichts zu ſagen haben, und man erſpart ſich die Koſten, Mühen und die Verantwortung, dieſes unzugängliche Gebirgslabyrinth regieren zu müſſen. Wünſchenswert iſt nur die Einbeziehung des tief eingeſchnittenen geſchützten Lauſchanhafens innerhalb der deutſchen Grenzen; was jenſeits desſelben gelegen, iſt für den deutſchen Beſitz nutzlos.

Dieſen Anſichten hat ſich auch die Regierung in Berlin angeſchloſſen und nur einen Teil des Lauſchangebirges in das deutſche Gebiet einbezogen.

Chinesische Visitenkarte
des Hauptmanns von Hartmann.

Die zukünftige Bedeutung von Tsingtau.

In den letzten Märztagen trafen in Tsingtau die deutschen Zeitungen ein, welche die Reichstagsrede des Staatssekretärs von Bülow über den neuen deutschen Besitz in China enthalten. Wie im deutschen Mutterlande, so hat diese Rede auch hier auf diesem äußersten Posten desselben freudigen Widerhall gefunden. In militärischen wie in Flottenkreisen war man erfreut über die weitgehenden Bedingungen, welche der neue Vertrag mit China enthält, besonders jene bezüglich der Fünfzigkilometerzone rings um die Bucht von Kiautschou, innerhalb welcher der Durchmarsch der Truppen gestattet ist. Die Bestimmung, derzufolge die chinesische Regierung innerhalb dieser Zone keine Anordnungen oder Maßnahmen ohne Zustimmung der deutschen Regierung treffen kann, sind für die Sicherheit der neuen deutschen Ansiedelung von hoher Wichtigkeit. Die Anlage von chinesischen Festungswerken, das Ansammeln chinesischer Truppen ꝛc. sind dadurch ausgeschlossen, und sollten wirklich, was übrigens nicht anzunehmen ist, irgend welche Absichten gegen das neue Deutsch-China vom Inlande her geplant werden, so können diese durch das Durchmarschrecht der deutschen Truppen schon an der Grenze des Gebietes, die gegen 80 Kilometer von Tsingtau entfernt liegt, vereitelt werden.

Auch die Vertreter des Kaufmannsstandes billigten die Bedingungen des Vertrages in jeder Weise. Er ist in vorsichtiger Weise abgefaßt, pariert alle zweifelhaften Auslegungen und bildet im Verein mit der günstigen Lage von Deutsch-China die Grundlage zu einer sichern, friedlichen Entwickelung des neuen Hafens, stets unter der Voraussetzung, daß dieser Hafen ein Freihafen bleibt und alle Nationen sich an dem Handel vollständig gleichberechtigt beteiligen können, gerade so wie in Schanghai und den übrigen Vertragshäfen.

Die einleitenden Worte der Rede des Herrn Staatssekretärs bezüglich der Wichtigkeit des chinesischen Marktes und der Notwendigkeit einer Eingangsthüre zu dem chinesischen Absatzgebiete sind allen deutschen Kaufleuten in China aus der Seele gesprochen. Ich brauche darauf wohl nicht mehr näher einzugehen, zumal ich seit Jahren bestrebt bin, dies in zahlreichen Aufsätzen und öffentlichen Vorträgen in ähnlicher Weise darzuthun. Die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Ausführungen ist heute in Deutschland wohl allgemein zum Durchbruch gekommen, ebenso wie die Erkenntnis der Notwendigkeit, die Missionare zu schützen. Wo immer Missionare wohnen, wie es in der Provinz Schantung in verschiedenen Städten der Fall ist, ist auch der Weg geebnet für den Kaufmann. Jedes Missionshaus, jedes noch so bescheidene Kirchlein in Schantung ist eine Leuchte christlicher Kultur, von der das Licht der Aufklärung ausstrahlt und einem großen Teil der Bevölkerung den Weg weist, ähnlich wie der Leuchtturm den Schiffen auf dunkler See. Früher lag der Schutz der deutschen ebenso wie aller andern katholischen Missionen Frankreich ob. Letzteres hat diesen Schutz in lahmer Weise und auch nur dort ausgeübt, wo es seinen politischen und Handelszwecken paßte. Selbst seine eigenen Missionare hat es nicht stets nach Gebühr geschützt, wie ja die traurige Niedermetzelung der Missionare in Tientsin zur Genüge darthut. Anfangs der sechziger Jahre erfolgte diese schaudervolle That geradezu vor den Thoren von Peking. Während 35 Jahren ragten die Ruinen der verbrannten Kirche und des zerstörten Klosters auf einem verkehrsreichen Platze am Tientsin in die Lüfte, und erst 1898 ist die Sühne dafür erfolgt. Konnte das Deutsche Reich unter solchen Umständen Frankreich auch fernerhin den Schutz seiner Missionen überlassen? Durfte es dies überhaupt noch thun? Die deutschen Missionare aller Glaubensbekenntnisse unterstehen heute dem deutschen Schutze, und daß dieser nicht nach französischem Muster erfolgte, zeigen die Folgen der Katastrophe am Küi-ye. Nur einiger Monate hat es bedurft, gerade die Zeit für den Wechsel von diplomatischen Noten, um vollständige Sühne zu erreichen. Die Mittel zu der Erbauung der Sühnekirche sind angewiesen, alles ist erledigt. Deutschlands leitende Männer haben in einem halben Jahre das erreicht, wozu Frankreich 35 Jahre gebraucht hat.

Die erläuternden Bemerkungen der Reichstagsrede des Herrn Staatssekretärs fußten übrigens auf ungenauen Mitteilungen, den einzigen, welche im Februar in Berlin vorliegen konnten. Seither haben die deutschen Offiziere das neue Deutsch-China nach allen Richtungen erforscht, und ihren Mitteilungen wie meinen eigenen Erfahrungen zufolge sind die Verhältnisse erheblich günstiger. Deutsch-China umfaßt nicht 30 bis 50 Quadratkilometer, sondern über 300 Quadratkilometer und dürfte dem Umfang des Fürstentums Schaumburg-Lippe gleichkommen. Die genaue Größe kann noch nicht angegeben werden, weil die Offiziere noch mit der Landesaufnahme beschäftigt sind. Jedenfalls befindet sich auch noch ein Teil des mächtigen Lauschangebirges innerhalb des deutschen Pachtgebietes. Ganz unrichtig ist die Ansicht, daß in diesem letztern nur einige kleine Dörfer mit ein paar tausend Köpfen vorhanden sind. Heute schon steht es fest, daß Deutsch-China, also das Gebiet innerhalb der Pachtgrenze allein und

nicht etwa der Fünfzigkilometerkreis, gegen 150 Dörfer und Weiler enthält mit einer Bevölkerung von mindestens 70 000 Seelen. Das Dorf Tsingtau allein besitzt schon an 4000 Chinesen, die Insel Tschiposchan allein 5 Dörfer, und von der Spitze des neu getauften Diederichsberges sah ich selbst mit freiem Auge mindestens ein Dutzend Dörfer; für Arbeitskräfte in dem neuen Hafen ist also hinreichend gesorgt.

In der Reichstagsrede ist auch erwähnt worden, daß über die Höhe des Pachtzinses noch nichts Genaues feststeht. Der Herr Staatssekretär meinte aber, daß „wir uns darüber keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchen." Gewiß nicht, selbst wenn Deutschland denselben Pachtzins vereinbaren sollte, wie ihn die offenen Häfen, Schanghai an der Spitze, zahlen. Schanghai zahlt dem Kaiser von China eine Pacht von 1500 Cash, also etwa 3 Mark pro Mow jährlich. Auf einen Morgen gehen 6 Mow, und es wären somit 18 Mark pro Morgen zu zahlen. Heute schon würde diese Miete aufgebracht werden können, wenn man den Chinesen auf deutschem Gebiete eine Kopfsteuer von einigen Pfennigen jährlich auferlegte, aber es ist wahrscheinlich, daß die Pachtsumme für das ganze Gebiet in runden Zahlen, vielleicht ein paar hundert Mark, festgestellt wird.

Auf Grund eigener Anschauung und meiner während fünfundzwanzigjähriger Reisen in allen Weltteilen gesammelten Erfahrungen kann ich heute die Vermutung bestätigen, die ich schon im letzten Jahre in vielen Vorträgen ausgesprochen habe, daß nach menschlicher Voraussicht Kiautschou niemals ein Hongkong oder Schanghai werden dürfte, daß es sich aber in ganz respektabler Weise entwickeln wird, wenn gewisse Vorbedingungen dafür erfüllt werden. Vor allen andern ist Kiautschou wohl zu einer Kohlenstation und einem Vorrats- und Reparaturhafen für die deutsche Flotte in Ostasien ausersehen. Das unterliegt kaum einem Zweifel, und die ganze bisherige Verwaltung sowie die Ernennung eines Seeoffiziers zum Gouverneur sprechen auch dafür, daß es wenigstens für die nächsten Jahre so sein soll. Dafür ist auch die Bucht von Kiautschou nach dem Urteile der hier stationierten Seeoffiziere gut geeignet. Für einen Handelshafen hat er seine Nachteile, und gewiß hätte man einen andern Hafen auserwählt, wenn ein solcher vorhanden gewesen wäre. Allein das war nicht der Fall, und Deutschland hat ganz ohne Zweifel das Beste genommen, das überhaupt verfügbar war.

In Bezug auf Kiautschou als Handelshafen darf man sich, ich betone es nochmals, keine allzu großen Hoffnungen machen. Es wäre sehr verfehlt und gewiß kein Freundschaftsdienst der Regierung gegenüber, wenn man bezüglich Kiautschous Triumphlieder anstimmen wollte. Indessen liegen die Verhältnisse doch, wie gesagt, ganz erheblich günstiger, als ich selbst erwartet hatte, nur wird es selbstverständlich bedeutende Mittel erfordern, um den Grund zu legen für die kommerzielle Blüte von Kiautschou und wirklich eine Eingangspforte zu schaffen für den deutschen Handel.

In der jungen hoffnungs- und phantasiereichen Handelswelt Deutschlands wurde Kiautschou vielfach als eine Art Klondyke angesehen, wo das Gold nur so auf der Straße liegt und wo alle Bedingungen für den jungen Kaufmann und Handwerker

gegeben sind, um hierher auszuwandern und sich eine neue und sichere Existenz zu gründen. Während meiner Vorträge in verschiedenen Städten Deutschlands habe ich diese Erfahrung persönlich gemacht, und ich erhalte noch jetzt briefliche Anfragen in dieser Hinsicht. Es sei nun gleich hier gesagt: Weder für den Kaufmann, noch für den Handwerker ist hier für die nächste Zeit irgend ein Feld vorhanden, und es dürften noch ein paar Jahre vergehen, ehe der Boden wenigstens für eine gewisse Anzahl heimatlicher junger Leute vorbereitet ist. In Kiautschou werden bis zum Jahre 1899 Kaufleute und Handwerker gar nicht gewünscht. Handwerker deshalb nicht, weil sie weder heute, noch überhaupt jemals mit den chinesischen Handwerkern in Bezug auf Arbeitslöhne konkurrieren können. Nur feinere Betriebe, wie vielleicht jene der Uhrmacher, Chemiker, Techniker, Elektriker ꝛc., werden nach Jahren, wenn die Stadt sich einigermaßen entwickelt haben wird, Aussicht auf Erfolg haben. Und Kaufleute werden heute deshalb nicht gewünscht, weil Handel von irgend welcher Bedeutung heute noch gar nicht besteht und keine genügenden Verkehrsmittel nach dem Inlande vorhanden sind. Man kann ein Haus nicht beziehen, solange es nicht gebaut ist, und Tsingtau ist gewissermaßen ein solches im Bau begriffenes Haus. Kaufleute würden also vorläufig ihre Zeit, ihr Geld, ihre Kenntnisse ganz aussichtslos opfern. Selbst gewiegte Kaufleute, wie jene von Hongkong und Schanghai, können jetzt noch keine nennenswerten Geschäfte machen, wie ich aus dem Beispiel eines hier etablierten Hauses selbst gesehen habe.

Häfen wie Schanghai und Hongkong, und selbst solche von geringerer Bedeutung, als es Kiautschou werden soll, können nicht über Nacht, so zu sagen mit beiden Füßen gleichzeitig, ins Dasein springen. Ich will keineswegs die Begeisterung für Kiautschou, die ich selbst habe anfachen helfen, nunmehr mit einem Wasserstrahl begießen. Derartige Dinge brauchen viel Zeit, viel Arbeit, viel Geld, und man möge lieber noch ein, zwei Jahre warten.

Um dies noch weiter zu begründen, will ich auf Hongkong zurückgreifen, heute die blühendste englische Handelsstadt in Ostasien. Hongkong wurde im Jahre 1841 als offener Hafen erklärt, aber erst fünf Jahre später, 1846, war der Grund für die neu zu bauende Stadt trockengelegt und überhaupt bewohnbar. Die Verhältnisse waren dort so ungünstig, Malaria und Fieber wüteten so fürchterlich, daß ein Regiment Soldaten binnen einem Jahre über 200 Mann verlor. Ja der erste Gouverneur, Sir John Davis, empfahl der englischen Regierung auf Grundlage mehrjähriger Erfahrungen sogar, die Kolonie ganz aufzugeben. Und heute ist dieses Hongkong ein Welthafen von der größten Bedeutung.

Wo es in Hongkong vielleicht eines Jahrzehnts bedurft hat, um die Grundlagen zu schaffen für seine heutige Größe, kann man doch nicht von Kiautschou erwarten, daß es heute schon, ein paar Monate nach seiner Besetzung, ich möchte lieber sagen „Entdeckung", aufnahmefähig sei für Handel und Industrie. In Deutschland darf man das nicht verlangen, ja, man sollte sich glücklich schätzen, daß die trostlosen Verhältnisse, wie sie in Hongkong geherrscht haben, hier vollständig fehlen, und daß mit Sicherheit angenommen werden darf, binnen einem Jahrzehnt schon einen ganz erheblichen Handel zu

Digitized by Google

beſitzen, gewiſſe Bedingungen vorausgeſetzt, von denen ſpäterhin die Rede ſein ſoll. Vorläufig ſind die Geſundheitsverhältniſſe ſehr günſtig, das Klima wird zu dem beſten von ganz China gerechnet, die Boden-, Hafen-, Arbeitsbedingungen ꝛc. ſind ſehr vorteilhaft. Es iſt möglich, daß infolge des nicht ganz entſprechenden, erdigen Waſſers in den Sommern der erſten Jahre der Geſundheitszuſtand der Truppen weniger befriedigend ſein wird, und daß ſie nicht von Fieber frei bleiben werden. Aber dafür wird ſchon jetzt mit weiſer Vorausſicht geſorgt. In allen Lagern, wo die Kaſernen ſich befinden, werden Brunnen gegraben, geregelte Abfuhr des Unrats eingeführt, und überdies wird von privaten Kreiſen beabſichtigt, auf dem prächtigen Seebadeſtrand, eine halbe Stunde öſtlich von hier, ein modernes Hotel anzulegen.

Mit Schanghai, das erheblich nördlicher gelegen iſt als Hongkong, erging es bei ſeiner Gründung nicht viel beſſer wie mit dem letztern. Am 17. November 1843 als offener Hafen erklärt, bedurfte es mehrerer Jahre, um die Sümpfe trocken zu legen und die Flußläufe zu regulieren. Während der erſten zwei Jahre wurden nur fünf Häuſer gebaut, und 1849, ſechs Jahre nach der Eröffnung, hatten ſich in Schanghai erſt 25 Firmen niedergelaſſen mit 100 Europäern, darunter ſieben Frauen; Futſchou, 1842 eröffnet, brauchte ſogar zehn Jahre, bis es einigen Handel bekam. Und Tſingtau ſoll ſchon heute Platz bieten für die Handelsbeſtrebungen des kommerziellen Jung-Deutſchlands?

Vor allem muß überhaupt erſt der Platz gefunden werden für die neu anzulegende Stadt, und das erfordert langdauerndes, eifriges Studium, denn ein Fehler würde ſich auf Jahrhunderte hinaus rächen. Vorausſichtlich bleibt Tſingtau und mit dieſem die äußerſte Spitze der von Norden in die Bucht von Kiautſchou vorſpringenden Halbinſel dafür am geeignetſten.

Tſingtau liegt auf der Südſeite dieſer Spitze, die Flotte ankert auf der Nordſeite innerhalb der Bucht von Kiautſchou, und dort werden auch die Anlagen und Werften für den Hafen zur Erbauung kommen. An dieſe dürfte ſich gegen Nordoſten, immer innerhalb der Bucht von Kiautſchou und auf der Halbinſel, die Handelsſtadt allmählich aufbauen; von hier wird auch die neue Eiſenbahn längs der Oſtſeite der Bucht, um dieſe herum über Kiautſchou nach Wei-hſien und von dort nach dem Hoangho (Gelben Fluß) bei Tſinan führen.

Dieſe Eiſenbahn, deren Ingenieure bereits die erforderlichen Aufnahmen machen, wird bekanntlich ein Privatunternehmen ſein und keine Reichsmittel beanſpruchen. Auch die Anlagen für den Handelshafen können von Privaten ausgeführt werden. Ueber ihre Höhe einigermaßen beſtimmte Angaben zu machen, wäre eine Vermeſſenheit. Doch iſt es jedem aufmerkſamen Zeitungsleſer bekannt, daß ein Trockendock, Wellenbrecher, Hafendämme, Quaianlagen nicht für dreißig Silberlinge hergeſtellt werden können.

Auch der Betrieb der Kohlengruben in den drei großen Bezirken am Wei-hſien, Poſchan und Itſchou iſt ein anſcheinend ſchon geſichertes Privatunternehmen. In der That gehen die drei Dinge, Eiſenbahn, Hafen und Kohlen, miteinander Hand in Hand. Ohne Eiſenbahn kann aus Tſingtau kein Hafen werden, und ohne die Schantungkohle kann es in Schantung nur ſchwer eine Eiſenbahn geben. Mit der Eiſenbahn ſteht und

山東輿圖

山東輿圖

fällt Tſingtau. Die benachbarte, in frühern Zeiten berühmte Handels- und Hafenſtadt Kiautſchou verfiel, nicht allein weil die Bucht in jenem Teile, und damit auch der Hafen verſandete, ſondern weil die Verkehrsmittel zu Lande ungenügende waren. Mit einer guten Straße oder einem Kanale hätte der Handel Kiautſchous ſich niemals nach Tſchifu ziehen können, denn Tſchifu iſt von Weihſien, der eigentlichen Pforte des kontinentalen Teiles von Schantung, um etwa hundert Kilometer weiter entfernt als die Bucht von Kiautſchou, und die Verkehrswege ſind auf jener Strecke womöglich noch ungünſtiger als zwiſchen der Kiautſchoubucht und Weihſien; auch die lokalen Verhältniſſe im Hafen von Tſchifu ſind ſehr ungünſtig. Was Tſchifu trotzdem zu ſeiner heutigen Blüte verholfen hat, war der Umſtand, daß es zu einem dem europäiſchen Schiffsverkehr geöffneten Vertragshafen gemacht worden iſt. Dadurch wurde in Tſchifu die Anſiedelung fremdländiſcher Handelshäuſer möglich, der Handel mit der ganzen Provinz Schantung zog ſich dorthin und hat 1896 einen Wert von etwa 80 Millionen Mark erreicht. Im Jahre 1896 belief ſich der Wert der dort eingeführten fremden Waren auf 33 Millionen Mark, der Wert des Durchgangsverkehrs chineſiſcher Waren auf 11 Millionen und der Wert der eigentlichen Ausfuhr von chineſiſchen Waren auf etwa 22 Millionen Mark, zuſammen alſo 66 Millionen Mark. Dieſe Summe fußt auf dem Verkehr, welcher durch das unter der Leitung Sir Robert Harts ſtehende fremdländiſche Seezollamt in Tſchifu geht und auf Schiffen fremder Bauart verfrachtet wurde. Dazu kommt aber noch der ſehr erhebliche Dſchunkenverkehr, der immerhin einen Wert von 12 bis 15 Millionen Mark haben dürfte, ſo daß der heutige Warenverkehr von Tſchifu gewiß auf 80 Millionen Mark Wert geſchätzt werden kann. Dieſer Verkehr wird ſicher, und zwar ſchon in den nächſten Jahren, zum größten Teil von Tſingtau übernommen werden, denn Tſingtau liegt dem eigentlichen Handelsmittelpunkt von China, Schanghai, um beinahe die Hälfte näher, ebenſo auch den Abſatzgebieten des mittleren Schantung, und es dürfte ſchon unter ganz gleichen Hafen- und Handelsverhältniſſen wohl keinem Menſchen einfallen, einen Umweg von mehreren hundert Kilometer zu machen. Dazu kommt, daß die lokalen Verhältniſſe im Hafen von Tſingtau erheblich günſtiger ſind als in Tſchifu, und daß die Schiffahrt zwiſchen Tſingtau und Schanghai bedeutend ſicherer iſt als zwiſchen Tſchifu und Schanghai. Wie Tſchifu und der Stadt Kiautſchou, ſo fehlt auch ihrem, nunmehr deutſchen, Vorpoſten Tſingtau jede Verbindung mit dem Hinterlande. Der ſchönſte Hafen iſt nichts wert, wenn er kein Hinterland hat, und das ſchönſte Hinterland iſt für den Hafen nichts wert, wenn keine Verkehrswege mit dieſem vorhanden ſind. Was Hongkong groß gemacht hat, war vor allem der Perlfluß, der es mit Canton und dem reichen Hinterlande verband. Was Schanghai groß gemacht hat, iſt ſeine Lage an dem Ausgange des Jangtſekiang-Stromgebietes. Kiautſchou hat keinen ſolchen Fluß, aber dieſer kann heutzutage durch Eiſenbahnen erſetzt werden, auf denen die Waren des Hinterlandes nach dem Hafen abfließen, anderſeits jene des Auslandes in das Inland kommen können. Eine ſolche Eiſenbahn kann ins Inland durch die großen reichen Gebiete von Poſchan bis Tſinan, ja, an den Kaiſerkanal mit geringeren Mitteln gebaut werden als viele andere chineſiſche Bahnen, um welche ſich die Unternehmer verſchiedener Nationen ſtreiten.

Hat Tſchifu bei bedeutend ungünſtigerer Lage als Tſingtau und beinahe doppelter Entfernung von den eigentlichen Abſatzgebieten doch einen jährlichen Handel von 80 Millionen Mark erreicht, ſo iſt es wohl in Anbetracht der großen Aufnahmefähigkeit der reichen und fruchtbaren Provinz Schantung für fremde Waren mit Sicherheit anzunehmen, daß dieſer Handel nicht nur, wie geſagt, auf Tſingtau übergehen, ſondern daß er ſich bald verdoppeln und verdreifachen wird, wenn einmal Eiſenbahnen nach den Hauptmärkten beſtehen.

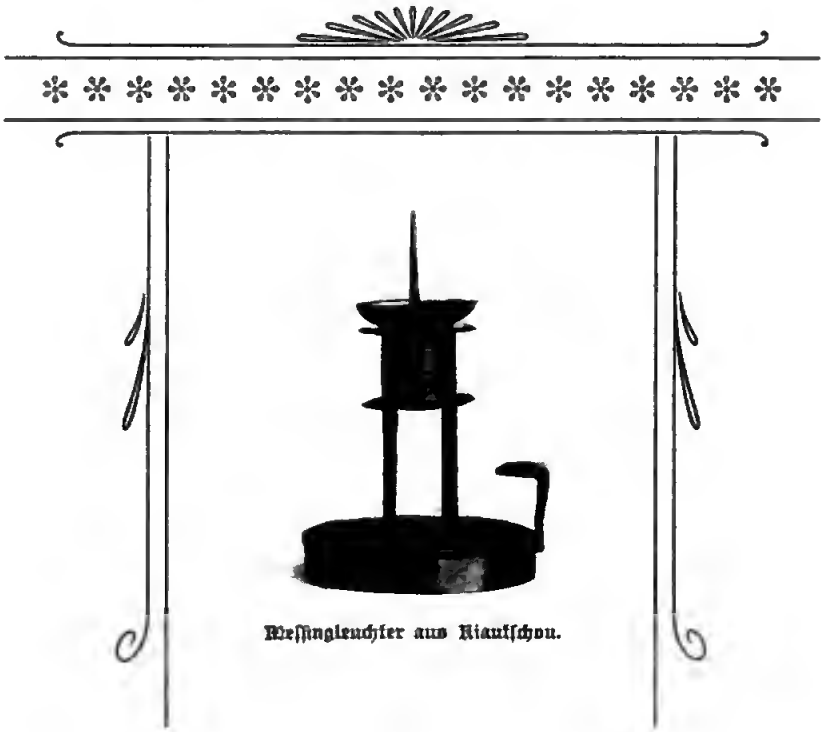
Die Eiſenbahn wird Tſingtau nicht nur die Inlandwaren, ſondern auch Kohlen zuführen und aus den Kohlengruben ihren eigenen Bedarf decken. Dazu gehört aber die Anlage eines Handelshafens am Endpunkte der Eiſenbahn, an der Bucht von Kiautſchou bei Tſingtau. Das ganze Kiautſchou-Unternehmen hängt an einer dreigliederigen Kette, deren Glieder die Eiſenbahn, die Kohlenbergwerke und der Hafen ſind. Reißt ein Glied, ſo fällt damit auch Kiautſchou, und es wäre deshalb ſehr angezeigt, daß alle drei Unternehmungen in einer ſichern tüchtigen Geſellſchaft, wohlgemerkt unter der genauen Kontrolle der Regierung, vereinigt würden.

Dieſe Regierungskontrolle wird vorausſichtlich ſpäter wohl einem Gouverneur anvertraut werden, der mit den Handelsverhältniſſen Oſtaſiens auf das genaueſte vertraut iſt und ſeinerſeits das Vertrauen der Großkaufleute in China beſitzt, wie etwa der Leiter des Generalkonſulats in Schanghai. Nur einem ſolchen würde es gelingen, das Intereſſe der Schanghaier an Tſingtau zu erwecken, und dieſes iſt erforderlich, denn der Weg von Deutſchland nach Tſingtau führt nicht direkt dahin, ſondern über Schanghai. So groß auch Tſingtau werden ſollte, es wird immer in einer gewiſſen Abhängigkeit von Schanghai bleiben, denn dieſes iſt berufen, für China das zu werden, was Neuyork für Nordamerika iſt. Wenn in der Reichstagsrede des Staatsſekretärs die Regulierung der Waſſerläufe erwähnt wurde, ſo waren damit gewiß nicht neue Kanalbauten, Ausbaggern des alten Kanals Kiautſchou-Kiauho oder der Flüſſe gemeint, ſondern nur die Herbeileitung guten Trinkwaſſers. War aber wirklich eine Regulierung der Waſſerläufe gemeint, ſo wird dieſe ſicher erſt nach Jahren erfolgen, wenn Tſingtau mit ſeiner Eiſenbahn und ſeinem Hafen ſich bewährt und weiterer Opfer wert gezeigt hat.

Für die ſtrategiſche Sicherung des Hafens genügt das unter deutſcher Oberhoheit ſtehende Gebiet, während das ſogenannte „neutrale“ Gebiet, das ſich in einem Umkreis von fünfzig Kilometer um die Bucht von Kiautſchou zieht, dagegen wieder für den Ausbau und die Entwicklung des Handelshafens von großer Wichtigkeit iſt. Die dichte Bevölkerung wird dem Hafen billige Arbeitskräfte liefern, der ungemein fruchtbare ertragreiche Boden Lebensmittel, zwei Grundbedingungen für die europäiſche Bevölkerung von Tſingtau.

Innerhalb der Fünfzigkilometerzone liegen außer der Stadt Kiautſchou noch drei andere Städte, Kaumi, Tſchutſchöng und Tſimo. Kiautſchou und Kaumi gelangen in den nächſten Kapiteln zur Schilderung; Tſchutſchöng iſt ein kleines Landſtädtchen am Weiho, das ſeiner großen Krautköpfe und Birnen wegen eine lokale Berühmtheit erlangt hat, Tſimo dagegen hat in früheren Jahrhunderten große Bedeutung beſeſſen. Die etwa

fünftauſend Einwohner zählende Stadt iſt von einer hohen aus der Zeit der Mingdynaſtie ſtammenden Ringmauer umſchloſſen und enthält eine Anzahl ſtattlicher Tempel und Mandarinsyamen. Die größte Sehenswürdigkeit iſt indeſſen die nordſüdliche Hauptſtraße, in welcher ſich zahlreiche Steindenkmäler mit zum Teil herrlichen Skulpturen befinden. Tſimo iſt die Hauptſtadt eines etwa 500 engliſche Quadratmeilen großen „hsien“ (Bezirks) und liegt auf der Verkehrsroute, die von Kiautſchou und damit auch von Tſingtau über Haiyang nach Tſchifu führt. Sind einmal die wichtigſten Eiſenbahnen von Tſingtau nach dem mittleren und weſtlichen Teile von Schantung gebaut, ſo wird es wohl auch zur Erbauung einer Eiſenbahnlinie über Tſimo nach dem öſtlichen Teil, der eigentlichen Halbinſel Schantung, kommen, dann wird auch Tſimo neuer Blüte entgegengehen.



Meſſingleuchter aus Kiautſchou.

Stadtſtempel von Kiautſchou.

Stadt und Bucht von Kiautſchou.

Wer in einigen Jahren vom deutſchen Hauptquartier in Tſingtau aus das ſo berühmt gewordene Kiautſchou beſuchen wird, der dürfte ſich kaum eine Vorſtellung machen von den Schwierigkeiten, mit welchen dieſer Beſuch heute noch verbunden iſt. Im bequemen Eiſenbahnwaggon ſitzend, wird der Reiſende an der tiefblauen Meeresbucht entlang fahren, und zwei Stunden dürften hinreichen, ihn vor den Yamen des Herrn Lo, Mandarins von Kiautſchou, zu bringen, vorausgeſetzt, daß der blaubeknopfte alte Herr ſeinen etwas unſicher gewordenen Poſten dann noch inne haben wird.

Heute erfordert der Ritt von Tſingtau über das maleriſche von einem tempelgekrönten Felſen überhöhte Nükukou nach Kiautſchou in Anbetracht der aller Beſchreibung ſpottenden elenden Wege mindeſtens anderthalb Tage, und zu dieſem Ritt verſpürte ich keine Luſt, zumal ich die ganze vorhergehende Woche ſo zu ſagen im Sattel verbracht hatte. Ich beſchloß deshalb den Seeweg einzuſchlagen, d. h. in einer kleinen chineſiſchen Dſchunke über die weite Meeresbucht nach Kiautſchou zu ſegeln. Von Dampfern iſt ſeit dem Beſtande der alten Hafenſtadt hier nur einmal etwas zu ſehen geweſen, als die deutſchen Seeſoldaten in den Dampfpinaſſen des Geſchwaders herbeifuhren, um auf Türmen und Wällen die deutſche Flagge aufzupflanzen. Man mag ſich in Deutſchland über das ſeither erfolgte Zurückziehen der Truppen gewundert haben, aber wer die nachſtehende Schilderung meiner Dſchunkenfahrt leſen wird, braucht über die vollſtändige Wertloſigkeit von Kiautſchou als Hafenſtadt keinen weitern Beweis.

Selbſt der Dſchunkenverkehr iſt ſo ſehr zurückgegangen, daß ich zwei Tage warten mußte, um eine Dſchunke zu erhalten. An dem kühlen Morgen meiner Abfahrt lag ſie an dem eiſernen Landungspier in Tſingtau, den noch chineſiſche Soldaten für den künftigen Kriegshafen des Reiches der Mitte gebaut haben. Ein paar Schubkarren brachten mein Gepäck aus dem Yamen herbei, meine zwei Reiſebegleiter, Hauptmann K. und

Herr S., waren zur Stelle, und bald waren wir in dem kleinen Segelboote untergebracht. Ein drolliges Fahrzeug, zum Segeln und Rudern eingerichtet. Der mittlere, mit neuen Strohmatten austapezierte Raum war mit einem Strohdach versehen, so niedrig, daß wir auf allen Vieren unter Deck kriechen mußten. Der vordere Teil, ein quadratmetergroßes Loch, war für meine chinesische Dienerschaft, und das Loch am Steuer für die aus fünf zerlumpten Chinesen bestehende Bootsmannschaft. Kapitän gab es keinen. Jeder einzelne hatte alles zu sagen, jeder schrie, krakeelte, und der Stärkere behielt recht.

Der eisig kalte Gegenwind machte es schwer, vorwärts zu kommen. Um zehn Uhr morgens waren wir noch immer nicht um die Südspitze der Halbinsel von Tsingtau gekommen, welche die Einfahrt in die Bucht bezeichnet. Erst dann blies der Wind flott in das zerlumpte Strohmattensegel, und wir flogen über die schaumgekrönten Wellen. Die Kälte ließ uns eine Stunde lang nicht aus unserem Strohhause kommen; als ich aber endlich von ungefähr einen Blick hinauswarf, sah ich, daß unsere fünf Schiffskapitäne statt nach Kiautschou direkt auf das gegenüberliegende Kap Evelyne steuerten, dem wir schon auf ein paar hundert Meter nahe waren. Mein chinesischer „Boy" wurde beauftragt, die Herren über diese falsche Richtung zu befragen, und da stellte es sich heraus, daß sie gar nicht wußten, daß wir nach Kiautschou fahren wollten. Das hat vielleicht in dem schauderhaften Dialekt am Tsingtau, teilweise aber gewiß in dem Umstand seine Ursache, daß Kiautschou in China nicht Kiautschou, sondern etwa Dschohdschu heißt.

Großes Geschrei, Gezänke, Herumzerren an Segel und Steuer, und endlich hatten wir die Richtung nach Dschohdschu. Nicht ohne Bangen steuerten wir an den schwarzen Kanonenmündungen der deutschen Kriegsschiffe vorbei; denn diese hielten nach den jüngsten Ereignissen in Tsingtau, dem Ueberfall des Pulvermagazins und dem Piratenverkehr, scharfe Wache. Erst am Tage vorher waren sieben Briganten von Kiautschou nach Tsingtau gekommen; der Mandarin von Kiautschou hatte den Gouverneur von Tsingtau davon benachrichtigt, und es war scharfe Jagd auf dieses Gesindel gemacht worden. Schon ein paar Stunden darauf kam glücklicherweise die Meldung, daß die deutschen Soldaten alle sieben Räuber eingefangen hatten, sonst wären die Dampfpinassen wohl auch auf unsere Dschunke losgelassen worden. Nach zweistündigem Segeln hatten wir etwa die Hälfte der Bucht durchlaufen; ein leichtes Schütteln der Dschunke ließ uns auf Deck steigen. Wir saßen im Schlamm fest. Unsere fünf Kapitäne versuchten wohl mit langen Stangen das Boot in tieferes Wasser zu stoßen, aber es gelang nicht. Das Boot saß fest, und schließlich konnten sie sogar die zwei bis drei Fuß in den Schlamm eindringenden Stangen nicht mehr herausziehen. Deshalb hockten sie sich auf ihre Waden und steckten ihre Pfeifen an.

Nun ging bei uns das Schimpfen los, doch es half nichts. Wir mußten die Flut abwarten. Zwei Stunden verrannen, dann stieg das Wasser etwas, und wir kamen ein paar hundert Meter weiter vorwärts, um erst recht wieder im Schlamm zu stecken. Die Chinesen behaupteten, Herr Hauptmann K. sei an unserem Mißgeschick schuld; denn er hatte bei der Abfahrt seinen Bedürfnissen vom Bug des Schiffes aus freien Lauf gelassen. Wer Glück auf der Seereise haben will, muß dergleichen stets vom

Hinterteil aus thun. K. gab sich nun in liebenswürdigster Weise sofort dazu her, die Sache in der nötigen Weise auszugleichen, und richtig, das Schiff wurde flott und trieb mit der Flut aufwärts, einen schmalen Wasserstreifen entlang, der sich zwischen meilenbreiten Schlammbänken gegen den Hafen von Kiautschou, Namens Tapotur, hinzieht. Auf diesen Bänken steckten bis nahe an der Ostküste, also auf etwa 20 Kilometer, Reihen von Stangen, zwischen denen große schwarze Fischernetze aufgespannt waren. Das Flutenspiel erreicht hier vier bis fünf Meter, die eindringende Meeresflut bringt massenhaft Fische aufwärts, und wenn die Ebbe eintritt, holen sich die Fischer von Tapotur ihre Beute.

So trieben wir stundenlang mit der Flut, alle Augenblicke stecken bleibend, bis wir einen kaum 3 Meter breiten, tief in die Schlammbänke eingeschnittenen, vollständig wasserlosen Kanal erreichten. Von einem Hafen war weit und breit nichts zu sehen. Waren wir in einen unrichtigen Kanal geraten, so hieß es hier die Hochflut abwarten und dann nach der richtigen Einfahrt segeln. Das Wasser stieg und trieb uns immer weiter in den trockenen Kanal, bis wir einer Biegung desselben folgend, vor uns zwei große pittoreske Dschunken quer über den trockenen Hohlweg liegen sahen. Aber dieser Hohlweg füllte sich allmählich mit Wasser, und schließlich strömte es in so großen Mengen und mit solcher Schnelligkeit ein, daß unser Boot wie ein Holzstückchen gehoben und weitergeführt wurde. Ein Aufhalten war unmöglich geworden. Mit unwiderstehlicher Gewalt trieb es den schweren Dschunken entgegen, so daß unsere Kapitäne nach vorwärts sprangen, um, mit den Händen sich gegen die Wände dieser plumpen Schiffe stemmend, den Stoß zu mildern. Er kam, das Hinterteil unserer Dschunke schwang sich nach vorwärts, und wir waren an den fremden Schiffen vorbei; noch mehrmals drehte sich unser Fahrzeug im Kreise, bald rechts bald links an die steilen Ufer anstoßend. Es ging so gewaltsam vorwärts, daß endlich einer der Bootsleute die Kleider vom Leibe streifte, mit einem langen, an unserem Boot befestigten Seile ins Wasser sprang und den an das Seilende gebundenen Pflock schräg in den Uferlehm stemmte, um den raschen Lauf des Bootes zu vermindern. Aber so sehr er sich bemühte, er und sein Pflock wurden immer wieder von der Gewalt des rasch treibenden Bootes fortgerissen, bis sich endlich nahe bei den ärmlichen Hütten von Tapotur das Boot zwischen den Ufern festklemmte. Wir waren noch nicht im Hafen, aber man konnte doch ans Land springen. Nun schlugen wir mit einem Brett eine Brücke, auf dem die Kisten und Koffer von der im Wasser stehenden Schiffsmannschaft ans Land geschleift wurden, und unsere Seereise war überstanden.

Wenn ich diese letztere etwas ausführlicher schilderte, so geschah es, um die traurigen Verhältnisse darzulegen, welche hier in der Bucht von Kiautschou herrschen. Sie versandet und verschlammt immer mehr, die Stadt Kiautschou, früher ein so belebter Hafen, liegt heute zwei volle Wegstunden weit im Inlande, und selbst ihr heutiges Bremerhafen, Tapotur, wird in einigen Jahren von allem Dschunkenverkehr vollständig abgeschnitten sein. Der Besitz von Stadt und Hafen Kiautschou ist aus diesem Grunde für Deutschland vollständig wertlos, und man kann nun begreifen, warum die deutschen Truppen, nachdem sie in Kiautschou ihre Visitenkarte abgegeben hatten, den Ort wieder verließen.

Auch die beiden großen zum deutschen Besitz gehörenden Inseln in der Bucht, Tschipofan und Potato Island sind wie bereits erwähnt längst keine Inseln mehr. Ein breiter Sand- und Schlammstreifen verbindet sie mit dem Festlande, und nur bei Hochflut ist diese Verbindung unterbrochen.

Tsingtau dagegen und der Südostteil der Bucht hat tiefes, sicheres Wasser und der Hafen, der dort für die deutschen Kriegsschiffe und den deutschen Handel angelegt wird, hat alle Aussicht, dieses tiefe Fahrwasser auch für Jahrhunderte hinaus noch zu behalten.

Ich hatte den Mandarin von Kiautschou gebeten, mir Karren für das Gepäck und zwei Soldaten als Begleitung nach Tapotur zu senden, und sie waren auch zur Stelle. Nach langer Mühe waren die Schubkarren beladen, und unsere Karawane setzte sich in Marsch, wir zu Fuß an der Spitze, um nicht den von unseren Fuhrwerken aufgeworfenen gräßlichen Staub schlucken zu müssen. Zwei Stunden lang wateten wir durch fußtiefen Sand in der Richtung nach Kiautschou. Einen Weg dahin giebt es nicht. Auf hundert Meter in der Breite zeigen parallele Wagenspuren diese Richtung an. Sand, trockengelegter Meeresboden weit und breit, und der größte Stein, den ich auf unserem Marsche fand, war kaum faustgroß. Nur eine etwa 30 Meter hohe Düne erhebt sich gegen Südwest, gekrönt von einem seltsamen chinesischen Pavillon, ein Unterkunftshaus für Reisende bei schlechtem Wetter.

Die Sonne war längst untergegangen, als wir die lange zinnengekrönte Vorstadtmauer von Kiautschou wahrnahmen. Glücklicherweise war das Thor, über welchem in drei chinesischen Schriftzeichen die Worte Tsung-Hei-mun, d. h. festes Seethor prangen, noch geöffnet, aber auch jenseits desselben gewahrten wir nur Felder und Friedhöfe, hie und da einige elende Hütten. Wie alle anderen Städte des östlichen China, so hat auch Kiautschou während des schrecklichen Taipingkrieges in der Mitte dieses Jahrhunderts ungemein gelitten. Die Wüteriche haben es halb zerstört, und da es durch die Versandung des Hafens auch noch seinen Handel verlor, wird es sich kaum jemals wieder zu seiner früheren Blüte emporheben. Erst nach viertelstündigem Weitermarsch kamen wir in die Reste der einstigen Großstadt, die indessen noch immer recht ansehnlich sind. Den deutschen Kriegern, die mit frischen Eindrücken aus den reichen blühenden, aufstrebenden Städten der Heimat hierherkamen, mag Kiautschou wohl arm und verfallen vorgekommen sein, ich aber war nach den vielen Städten Chinas, die ich auf früheren Reisen gesehen habe, überrascht von den ansehnlichen Gebäuden, den vielen Kaufläden, reinlichen Straßen und zahlreichen, mitunter sehr schönen Steinbogen, welche die letzteren überspannen. Es war zu spät, um heute noch viel davon zu sehen, und wir trachteten zunächst, uns in dem Mandarinshotel so bequem wie möglich einzurichten. Das Mandarinshotel ist in jeder Stadt Chinas das größte und reinlichste, bestimmt, nur Gäste von hohem Rang aufzunehmen. So diente es denn auch als Hauptquartier für die deutschen Besatzungstruppen und als Wohnung für die Offiziere. Man darf aber nicht glauben, daß sich dieses Tsainsan mit irgend einem europäischen Hotel auch nur des bescheidensten Ranges vergleichen ließe, obschon der gute Mandarin Lo es für unseren Empfang auch noch festlich ausgeschmückt

hatte. Von der Straße führt ein weites Einfahrtsthor in einen Hof, auf welchem sich unsere Pferde und Maultiere bald frei umhertummelten. Zur Rechten erhebt sich ein langes ebenerdiges Gebäude, einem Stall ähnlich, das ein Yamenbeamter uns als Wohnung anwies. Einige Stufen führen in einen Raum mit Lehmwänden und Lehmboden, in welchem sich als einzige Möbel ein wackliger Tisch und zwei Stühle befinden. Zwei Fenster, mit zerrissenen Papierbogen überklebt, lassen spärliches Licht ein; die hölzerne Thüre hat weder Schloß noch Klinke und ist nur von innen durch einen schweren Holzriegel verschließbar. Zu beiden Seiten dieses Salons befinden sich Schlafzimmer, d. h. finstere feuchte Löcher mit je zwei Holzpritschen, auf welchen Strohmatten liegen. Das war alles. Nicht viel, aber doch noch mehr, als ich es in so vielen anderen Städten Chinas gefunden habe, denn diese Räume waren wenigstens reingefegt und zeigten nicht fingerdicken Staub, Schmutz und Unrathaufen. Gewohnt an die Art des Reisens im Reiche der Mitte, hatte ich Kerzen, Waschzeug, Feldbett, Nahrungsmittel, Kochgeschirr und einen kleinen Ofen selbst mitgebracht, so daß wir uns bald behaglich fühlten. Hätten nicht im Hofe draußen die Esel nachtsüber geschrieen, Hunde gebellt, Hähne gekräht, Fuhrleute und Pferdeknechte Lärm geschlagen und die Nachtwächter ohne Unterlaß getrommelt und laut ihr Hoschau-Tsching — bewahrt das Feuer — gerufen, wir hätten sogar trotz der Kälte, die durch die fußbreite Lücke unter der Thüre eindrang, ganz gut schlafen können.

Am nächsten Morgen sandte ich meine einen halben Quadratfuß große rote Karte dem Herrn Mandarin, und gleich darauf kam ein Beamter desselben, um uns in den Yamen zu geleiten. Gefolgt von einer Menge neugieriger Chinesen, begaben wir uns dahin. Voran der Yamenbeamte, dann zwei Soldaten und mein Dolmetscher, dann folgten wir Europäer, und den Zug beschlossen wieder sechs Soldaten. Wenige Schritte von unserem Hotel kamen wir an die innere Stadtmauer, einen gewaltigen, vielleicht 30 Meter starken Bau mit schmucken Thorbogen, gekrönt von einem Wachttürmchen. Jenseit des Thores erhebt sich gegen die Straße zu eine 3 Meter hohe, etwa 5 Meter breite freistehende Mauer, die den dahinter befindlichen Mandarinsyamen gegen alle bösen Geister schützen soll. Um diesen Schutz noch wirksamer zu machen, ist die Mauer mit schrecklichen Fratzengestalten bemalt, und vor ihr erheben sich zwei 4 Meter hohe Steinlöwen.

Wir hatten alle Mühe, uns den Weg durch die vielen Neugierigen zu bahnen, welche die beiden ersten Höfe des Yamen erfüllten; größtenteils zerlumptes Bettelvolk, das hier, wie in allen anderen Städten, gerade den Wohnsitz des höchsten Staatsbeamten auch zu seinem eigenen Wohnsitz macht. Wer die Aermsten und Elendesten einer chinesischen Stadt kennen lernen will, braucht nur in den Yamen zu gehen. Selbst die Vicekönige können sich gegen diese schmutzige Invasion nicht schützen. Unter dem großen Eingangsthor zum dritten Hof sahen wir die hohen Käfige, in welche Verbrecher eingesperrt und sozusagen an den Pranger gestellt werden, dann die Kangs oder Halsbretter für geringere Uebelthäter und die elastischen Bambusstäbe, mit denen ihnen auf handgreifliche Weise das Geständnis abgepreßt wird. Jenseit des Thores auf der gegenüberliegenden Seite des dritten Hofes zeigte sich uns das Tribunal, wo der Mandarin

120°
120°

Gericht abzuhalten pflegte. Sein Empfangsſalon befindet ſich zur Rechten in einem vierten Hofe. Dieſer Salon war indeſſen auch nicht viel beſſer als der unſerige im Hotel. Ein Tiſch in der Mitte, zwei Armſtühle, mit roten Tüchern belegt, zu beiden Seiten, dann ein paar Stühle an den Seitenwänden.

Eine ganze Menge von Dienern, Soldaten, Beamten und Geſindel folgte uns zu dieſem Empfangsſalon und blieb erwartungsvoll draußen ſtehen. Jene, welche kein

Der Präfekt Lo von Kiautſchou und ſeine Namenbeamten.

Plätzchen an der offenen Thüre ergattern konnten, bohrten ſich mit dem Finger Löcher in die papiernen Fenſterſcheiben. Endlich wurde der Herr Mandarin angemeldet. Unter großem Ceremoniell betrat er den Saal und machte vor uns den üblichen Kautau. Bekanntlich nehmen die Chineſen bei Beſuchen ihren Hut nicht ab, ſondern ſetzen ihn auf; ſie ſchütteln nicht die Hände ihrer Beſucher, ſondern ihre eigenen. Das that auch Lo, der Mandarin. Dann wies er mir den Platz zur Linken an, denn das iſt der Ehrenplatz, ſetzte mir mit beiden Händen ſelbſt den Thee vor und ließ ſich zur Seite nieder. Lo iſt ein älterer Herr von gutmütigem Ausſehen, den der Mandarinshut mit blauem Knopf und das lange dunkelblaue Mandarinskleid mit buntgeſticktem Bruſtſchild

vortrefflich kleidet. Er war voll des Lobes über die deutschen Offiziere, deren Namen er sogar, allerdings in chinesischer Aussprache, nannte; er hoffte auf friedliches und freundschaftliches Zusammenwirken mit den neuen Nachbarn und war hocherfreut, als ich ihm die Mitteilung machen konnte, daß die sieben ihm vorgestern entsprungenen Verbrecher bereits am folgenden Tage von den Deutschen eingefangen worden seien. Lo ist voll Enthusiasmus für die kommende Eisenbahn, von der er sich viel für die Hebung der Stadt verspricht. Ueber die Zahl der Einwohner konnte er uns nichts sagen, denn eine

Ehrenpforte in Kiautschou. Inschrift: „Mein Bruder ist Doktor geworden".

Volkszählung nach unserer Art ist in China überhaupt nirgends gemacht worden, doch glaubt er mit uns, daß die Bevölkerung eher über als unter 50000 Köpfe zählt. Er versprach alles mögliche für meine Weiterreise durch die Provinz Schantung zu thun, wollte mir Soldaten als Begleitung mitgeben, ja sogar meine Wagen und Pferde selbst bezahlen, was ich natürlich mit Dank ablehnte. Eine halbe Stunde später erwiderte er mir den Besuch mit allem Mandarinspomp. Zuerst kam der Beamte mit einer riesigen Ledertasche für die Visitenkarten des Herrn Lo, dann ein großer roter Sonnenschirm, von einem Yamendiener getragen; ihm folgten sechs Soldaten mit alten Schwertern, wieder ein roter Sonnenschirm, und endlich die von vier Trägern getragene Sänfte,

in welcher der Mandarin saß. Lo ist ein sehr redseliger Herr und wäre gewiß noch eine Stunde in unserem Wohnstall sitzen geblieben, wenn ich nicht dadurch das Zeichen zu seinem Aufbruch gegeben hätte, daß ich meine Theetasse an die Lippen führte. Sofort that er dasselbe und verabschiedete sich, nicht ohne zuvor meine Bitte um eine kleine Einzeichnung in mein Autographenbuch bereitwilligst zu erfüllen. Ja er malte mit Tusche und Pinsel ein ganzes Impromptugedicht in dasselbe und drückte auch noch sein Mandarinssiegel bei. Einen besseren und willfährigeren Nachbar als Lo können sich die Behörden von Tsingtau nicht wünschen. Hoffentlich wird er wegen seiner Freundschaft für die Deutschen von der Pekinger Regierung nicht abgesetzt.

Unter Anführung einer Anzahl Mandarinbeamten und Soldaten durchwanderten wir nun die alte Stadt, die, wie gesagt, gegen alle Erwartung noch sehr viel von ihrer einstigen Größe und ihrem einstigen Reichtum aufzuweisen hat. Freilich läßt sich alles das, was Kiautschou heute besitzt, nicht mit einer Stadt gleicher Größe in Europa vergleichen, aber für China ist das Vorhandene recht ansehnlich, und ich teile keineswegs die absprechenden Urteile über Kiautschou, welche hier und dort erschienen sind. Schon die Straße, in welcher der Mandarinsyamen liegt, würde jeder Stadt von Schantung zur Zierde gereichen. Yamen folgt auf Yamen, die einzelnen Thore derselben sind mit hübschen Steinskulpturen geschmückt und tragen große vergoldete Inschriftstafeln, der Straßenboden und die seitlichen Fußwege sind von ausnehmender Reinlichkeit. Nirgends ist das kleinste Papierstückchen zu sehen, und warf einer von uns die Reste einer Cigarette weg, so wurden diese von irgend einem Passanten aufgehoben und in einen der vielen Behälter geworfen, die an verschiedenen Häusern, besonders bei Straßenkreuzungen, angebracht sind. Meine Begleiter hielten diese Behälter für Briefkasten, und ihrem Aussehen nach hätte man sie wirklich für solche halten können, wenn man nicht wüßte, daß es im chinesischen Inlande überhaupt noch keine öffentliche Post und deshalb auch noch keine öffentlichen Briefkasten giebt.

Die schönste Zierde der Mandarinstraße sind die zahlreichen Peisongs oder monumentalen Thorbogen aus Stein, welche sich von einer Straßenseite zur anderen spannen. Statt Denkmäler nach unserer Art errichten die Chinesen für ihre verdienten Männer, Frauen und Jungfrauen solche Thorbogen, und nach ihrer großen Zahl schlossen meine Begleiter, daß Kiautschou in früheren Zeiten eine besondere Menge von Berühmtheiten besessen haben müsse. Einzelne Thorbogen sind so groß und mit so prachtvollen Skulpturen und Steinfiguren, Reitern, Tiergestalten und Hautreliefs geschmückt, daß sie auch irgend einer europäischen Stadt als Zierde dienen könnten. Sie sind indessen nicht für Verdienste nach unserem Sinne errichtet worden, wie die chinesischen Inschriften besagen. Mit dem einen Thorbogen feiert ein Chinese das tugendhafte Leben seiner Mutter, mit dem anderen die Kenntnisse seines Bruders, der die Provinzialprüfung glänzend bestanden hatte; ein dritter Bogen rühmt die Standhaftigkeit einer Witwe gegenüber ihren vielen Freiern ꝛc. Die früher berühmten Industrien der Stadt sind noch heute großenteils erhalten; ich durchwanderte ausgedehnte Straßennetze, in welchen jedes Haus irgend einen Kaufladen enthält, dessen Artikel an Ort und Stelle angefertigt werden;

beſonders verdienen die Silber- und Bronzewaren hervorgehoben zu werden. Schmuckgegenſtände aus Silber, Fingerringe, Ohrringe, Haarnadeln ꝛc. zeigen hübſche Filigranarbeit oder erhabene Figuren von feiner Ausführung, wie ich ſie ſonſt in China nur in Canton geſehen habe; die Opiumlampen, Kerzenſtänder und Oellampen aus Bronze ſind mit der zarteſten durchbrochenen Arbeit in hübſcher Zeichnung geſchmückt; hier werden metallene Pfeifenköpfe, dort hölzerne Pfeifenrohre für Tabak oder Opium gedreht. Gegenſtände der verſchiedenſten Art gegoſſen, gehämmert, gefeilt, geſchnitzt, alles mit

Der Diam-Diamtempel (der „heiligen Mutter") in Kiautſchou.

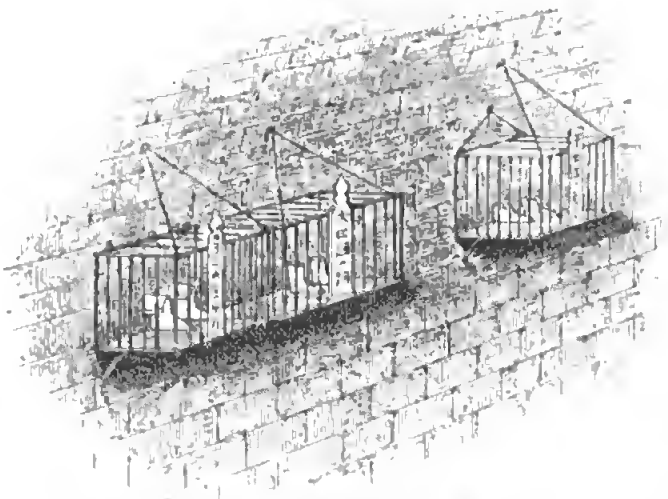
primitiven Werkzeugen, die ebenfalls in Kiautſchou hergeſtellt werden. Eiſen und Stahl wird über Schanghai von Europa geliefert, daraus werden hier ſogar Feilen, Hobelmeſſer und Bohrer gemacht, dazu alle möglichen Ackerbaugeräte ꝛc. Europäiſche Waren traf ich in den vielen Bazaren nur ſehr wenige; ich bin jedoch überzeugt, daß ſich in Kiautſchou ſchon in den nächſten Jahren ein anſehnlicher Markt für deutſche Waren finden wird, denn die Stadt, obſchon nicht mehr Hafen, iſt doch der Mittelpunkt eines ſehr ausgedehnten, ungemein fruchtbaren Agrikulturgebietes.

Die ſchönſten Gebäude der Stadt ſind die Tempel, vor allem jener, welcher dem Gott des Krieges, Kwangtai, geweiht iſt. Im Schatten hoher alter Cypreſſen thront dort in einem hübſchen Saalbau mit wunderlich geſchwungenen Dächern der alte Götze,

eine rieſige Holzfigur, in grotesken, buntbemalten Gewändern. Auf dem Altar vor ihm ſtehen Opfergefäße aus Bronze, Kerzenſtänder, Trommeln und Glocken, die von den Betenden zuvor angeſchlagen werden, um den alten Kriegsgott aus dem Schlaf zu wecken. Eine dieſer Glocken zeigte alte erhabene Inſchriften, und ich bot dem mich umherführenden Oberbonzen einen Silberdollar dafür. Freudig ſchlug er in den Handel, und die Glocke war mein.

Noch prunkvoller als der Kwangtaitempel iſt jener, welchen die Kaufmannsgilden von Schanghai und Ningpo hier vor dreißig Jahren der Gnadengöttin Niam-Niam erbaut haben, einer der zierlichſten Tempel, die ich in China überhaupt geſehen habe. Gewöhnt, überall nur Verfall und Vernachläſſigung zu finden, war ich überraſcht von der zierlichen Architektur, den reichen Schnitzereien und Vergoldungen und vor allem von der großen Reinlichkeit überall, obſchon in dem Tempel ſich auch noch eine Kinderſchule und ein Theater befindet, in welchem Wandertruppen zuweilen ſpielen. Zur Zeit unſeres Beſuches war gerade Markt, Tauſende von Landleuten aus der Umgebung belebten die Straßen und Ufer des die Stadt durchziehenden Kanals; auf einem freien Platze produzierten bunt gekleidete Schauſpieler irgend ein altes Götterdrama, bewundert von Hunderten von Zuſchauern; Kinder in bunten putzigen Kleidern tummelten ſich umher, ließen Drachen ſteigen oder ſpielten mit Steinkugeln. Aber wo immer wir uns zeigten, wurde Theater, Kinderſpiel, Handel und Wandel unterbrochen, um uns ſtumm zu begaffen. Europäiſches Militär haben die guten Einwohner von Kiautſchou kennen gelernt, Civiliſten jedoch noch nicht, denn wir waren wohl die erſten, welche ſeit Menſchenaltern ſich hier gezeigt haben. Am nächſten Morgen trat ich meine lange beſchwerliche Reiſe durch die Provinz Schantung an, geleitet von den Soldaten des Mandarins. Als ich durch das nördliche Stadtthor zog, gewahrte ich in demſelben nahe der Decke drei hölzerne Käfige, in welchen ſich ebenſoviel Paare einſt weißer Mandarinsſtiefel befanden. Sie rührten von guten Mandarinen her, welche die Bewohner der Stadt dadurch ehren wollten, daß ſie ſich in großer Prozeſſion zu ihnen begaben und ihnen die Stiefel vom Fuße zogen, um ſie ſymboliſch zu hindern, die Stadt zu verlaſſen. Wahrſcheinlich wird zu dieſen drei Käfigen bald ein vierter kommen, welcher die Stiefel des Mandarins Lo enthält, denn Lo iſt wirklich ein guter Mandarin.

Glocke aus dem Hauptkempel von Kiautſchou.



Mandarinsstiefel im Stadtthor von Kiautschou.

Durch die neutrale Zone von Deutsch-China.

Als man einst Kaiser Nikolaus I. von Rußland fragte, welche Route er für die zu erbauende Eisenbahn Petersburg-Moskau wünsche, soll er als Antwort auf der Landkarte die beiden Städte durch einen schnurgeraden Bleistiftstrich verbunden haben. Für die neue Eisenbahn von Tsingtau, dem Hafen von Deutsch-China, nach dem nächsten Kohlendistrikt von Wei-hsien würde man dasselbe thun können, denn von der Bucht von Kiautschou zieht sich eine weite Ebene, flach wie ein Tisch, in nördlicher Richtung bis zum Golfe von Petschili. Die auf vielen Landkarten angegebenen Höhenzüge in dieser Ebene gehören in das Reich der Phantasie, ebenso wie der große Pimosee, den der geneigte Leser nördlich von Kiautschou verzeichnet finden wird. Dem Bahnbau steht dort also kein Hindernis im Wege, und einmal begonnen, wird diese Strecke binnen einem Jahre dem Verkehr übergeben werden können. Dem zukünftigen Reisenden wird Wei-hsien, diese über hunderttausend Einwohner zählende Industrie- und Handelsstadt, in wenigen Stunden erreichbar sein, während ich mehrere Tage benötigte, um sie zu erreichen. Daß man im östlichen Schantung nicht wie im Berliner Tiergarten spazieren fährt, ist natürlich, aber auf solche Schwierigkeiten, wie sie das Reisen heute noch in diesem Gebiete darbietet, hatte ich trotz meiner bisherigen Erfahrungen in China doch nicht gerechnet.

Zunächst ist das ganze östliche Schantung, und ich möchte sagen, die ganze doch so reiche und fruchtbare Provinz nach unseren Begriffen weglos. Wohl finden sich auf den Landkarten, sogar auf den neuesten, welche im letzten Jahre in Europa angefertigt wurden, Straßen und Wege verzeichnet, welche die einzelnen Großstädte der Provinz miteinander verbinden. In Wirklichkeit sind diese Straßen nichts anderes als Verkehrsrouten, aus tief in den sandigen Boden eingeschnittenen Schubkarrenfurchen bestehend. Auf einigen dieser Routen kann man wohl zweiräderige, mit zwei Maultieren bespannte Karren benutzen, doch wird jeder Reisende nur sein Gepäck diesen elenden Marterkasten anvertrauen und entweder reiten oder sich in einer auf zwei Maultieren hängenden

Sänfte, der sogenannten Schen-tze, tragen lassen, vorausgesetzt, daß er solche Reisebequemlichkeit überhaupt auftreiben kann. Selbst in Kiautschou, das doch eine Dschustadt, d. h. eine Stadt zweiter Größe ist, war es mir schwer, die für meine Dolmetscher, Diener und zwei Photographen erforderlichen drei Karren aufzutreiben, und ich mußte den Beistand des Präfekten erbitten. Der Mandarin ist in solchen Fällen für den Reisenden geradezu unentbehrlich. Während der letztere bei direkten Verhandlungen mit den Fuhrhaltern nach Kräften überfordert wird, wenn er überhaupt dazu kommt, eine Fuhrgelegenheit zu erhalten, läßt der Mandarin einfach durch einen seiner Yamenrunners oder Sekretäre Wagen und Pferde zu bestimmten niedrigen Preisen requirieren. Die Fuhrhalter haben so große Furcht vor den Machthabern und können von diesen so bedrückt und ausgebeutet werden, daß Widerstand einfach unsinnig wäre. Ich hatte glücklicherweise für die Mandarine von Schantung wertvolle Empfehlungsschreiben von Peking in der Tasche. Wie die Einwohner vor ihrem Mandarin, so zittern die Mandarine wieder vor Peking. Das Wort Tsung Li Yamen wirkt wie ein Donnerkeil auf sie; ich glaube nach meinen Erfahrungen nicht, daß sie besonders große Vorliebe für reisende Europäer haben, allein wenn diese mit Empfehlungsschreiben ausgerüstet sind, liegt die ganze Mandaringesellschaft vor ihnen auf allen Vieren. Zudem hatte ich den guten alten Herrn Lo, Präfekten von Kiautschou, durch eine ihm geschenkte Meerschaumspitze verpflichtet, und zur festgesetzten Stunde standen vor meinem Hotel die gewünschten drei Wagen und ein Reitpferd für mich, alles zu Dienstpreisen. Für jeden Wagen hatte ich täglich 2 Tiau, d. h. 2000 kleine Cash (2 Mark 50 Pfennig), für mein Pferd einen Tiau zu bezahlen. Glücklicherweise haben die Deutschen durch die zeitweilige Besetzung von Kiautschou dort den Silberdollar eingeführt, ja ich kam mit Silbergeld bis Wei-hsien durch, sonst hätte ich noch einen vierten Wagen für das nötige chinesische Kleingeld mitschleppen müssen. Hundert Mark sind ja nach chinesischer Kupferwährung, der einzig vorhandenen, etwa 80 000 kleine Cash. Um sich eine Vorstellung von dieser Menge und ihrem Gewichte zu machen, braucht man nur einen Hundertmarkschein in einzelne Markstücke umzuwechseln und ihr Gewicht vierhundertmal zu nehmen.

Nebst den Reisewagen hatte der Präfekt von Kiautschou auch acht Mann seiner sonderbaren Soldateska in roten Hemden, ohne Hüte und ohne Waffen zu meiner Begleitung beigestellt. Vier Mann marschierten unter Anführung eines Yamenbeamten vor meinem Zuge einher, ein Mann hinterdrein, und so zog ich aus den Stadtmauern von Kiautschou in die weite Ebene hinaus zur nächsten Stadt, Kaumi. Diese Fürsorge für meine Sicherheit und mein teures Leben habe ich nicht etwa meinen Verdiensten zuzuschreiben, sondern einer Verordnung der Pekinger Regierung. Diese, gewitzigt durch die ungeheuren Summen, welche sie jedesmal für die Beraubung oder Ermordung eines Europäers zahlen muß, wenn sie nicht auch noch ein Stückchen Provinz verliert, hat die Mandarine jedes Hsien, d. h. Distriktes, persönlich für die Sicherheit der Reisenden innerhalb der Grenzen ihrer Herrschaft verantwortlich gemacht. Deshalb wird der Reisende heute in China sozusagen in Baumwolle gewickelt; die Routen, die er einschlägt, werden von Soldaten bewacht, die Hotels, in denen er absteigt, werden von Truppen

besetzt und von Ort zu Ort wird ein Depeschenreiter vorausgesandt, um den benachbarten Mandarin von dem ihm bevorstehenden Besuch in Kenntnis zu setzen. Wären die Gesandten der fremden Mächte schon vor Jahrzehnten in Peking so energisch aufgetreten wie im letzten Jahre, so wäre das Leben vieler Missionare verschont geblieben.

Die Fünfzigkilometerzone, welche das Deutsche Reich sich im Umkreise der Bucht von Kiautschou reserviert hat, ist dicht bevölkert und von ungemeiner Fruchtbarkeit. Jedes irgendwie verwendbare Stückchen Land ist unter Kultur. Die schönsten Weizen- und Hirsefelder, wohl geackert, gedüngt und mit Entwässerungsgräben umgeben, drängen einander, ja sogar der Weg, auf dem meine Karawane sich bewegte, war stellenweise mit in das anstoßende Feld eingeackert worden, oder wo die vielen nebeneinanderlaufenden Karrenfurchen es gestatteten, wurden lange Streifen dieser letzteren von den fleißigen Landleuten wieder umgeackert und besäet, so daß diese Felder sozusagen mitten im Wege liegen, während sich die Maultier- und Schubkarren rechts und links davon neue Wege bahnten, auf Kosten der Felder des Nachbarn. Die Chinesen, sonst so fleißig und sparsam und in vieler Hinsicht erfindungsreich, haben merkwürdigerweise noch nicht das Erfordernis guter Wege kennen gelernt, denn solche sind ja in dem ganzen elf Millionen Quadratkilometer umfassenden Reiche unbekannt. Wer in Ebenen, wie jene von Kiautschou, von einem Orte zum anderen reist, schlägt gewöhnlich die nächste Route dorthin durch die Felder ein. Die Eigentümer dieser Felder schützen sich gegen die Eindringlinge dadurch, daß sie quer über die Wagenfurchen tiefe Gräben ziehen oder meterhohe Erdwälle aufwerfen, so die nachfolgenden Karren zwingend, ihren Weg rings um die Felder einzuschlagen, wodurch sie aber häufig die Felder des Nachbarn berühren müssen. Diese ziehen nun ihrerseits Schutzgräben, und so wird allmählich eine Route zwischen zwei Ortschaften festgelegt, welche so lange bestehen bleibt, bis die nächsten Regengüsse die Schutzwälle schmelzen und die nächsten Ueberschwemmungen die Gräben ausfüllen. Dann beginnt der Tanz von neuem. Die Wagen fahren wieder, um dem Morast, der sich in den ausgefahrenen Routen ansammelt, auszuweichen, in die Felder, und abermals werden Schutzgräben gezogen. So geht das nun seit der Besiedelung des Landes Jahr für Jahr. Würden die Landleute die Arbeit, die sie nur während zweier Jahre zur Verteidigung ihres Grundbesitzes leisten müssen, zur Anlage einer festen geschotterten Straße verwenden, sie würden sich die alljährlich wiederkehrenden Schutzarbeiten ersparen. Dazu müßten sie sich allerdings vereinigen oder die Regierung, d. h. die Mandarine, müßten die Sache in die Hand nehmen und den Bauern Steuern dafür auferlegen. Eines wie das andere ist bei den gegenwärtigen Verhältnissen undenkbar. Die Bauern einigen sich nicht, weil immer einige dagegen sprechen, und wenn die Mandarine für solche Zwecke auch Steuern auferlegten, so würden diese gewiß in ihre Taschen verschwinden, und es bliebe alles beim alten.

Das macht das Reisen über Land so ungemein beschwerlich und anstrengend. Versuchte ich es, eine Zeitlang in dem federlosen Karren zu sitzen, der über die tief eingeschnittenen und fest eingetrockneten Karrenfurchen dahinpolterte, so kam es mir wahrhaftig vor, als hätte ich auf aufrechtstehenden Revolvern Platz genommen, die fortwährend

Hauptstraße von Kaumi.

abgefeuert würden. Nach zwei- oder dreistündiger Fahrt war ich ganz schwarz und blau geschlagen und konnte nur mit Mühe aus dem dunklen Karren kriechen, der nichts weiter ist als etwa ein großer, auf der Vorderseite offener Reisekoffer, welcher zwischen zwei schweren Rädern auf der Achse sitzt. Selbst die Kutscher vermeiden es, wenn möglich, darauf Platz zu nehmen, sondern schreiten fürbaß daneben her. Von einer schnelleren Gangart als langsamem Schritt kann keine Rede sein, und deshalb wurden im Wagen gewöhnlich nur 10 Li = etwa 5 Kilometer in der Stunde zurückgelegt.

Dafür hat der Reisende Muße, sich Land und Leute anzusehen. Die Dörfer folgen dicht aufeinander, und mitunter gewahrte ich deren im Umkreise 20 bis 30, durch die vielen hohen Weiden, Espen und Fruchtbäume, welche sie umgeben, selbst in weiter Ferne erkenntlich. Durchschnittlich dürften diese Dörfer 500 Einwohner haben. Die Dorfstraßen sind in Anbetracht des Schmutzes, der sich in den Städten Chinas zeigt, von erstaunlicher Reinlichkeit, was teilweise in der großen Sorgfalt, welche die Chinesen auf den Dünger verwenden, seinen Grund hat. Nichts, was irgend wie zu diesem Zweck dienen kann, geht verloren, ja es wird auf alle möglichen Abfälle förmlich Jagd gemacht. Wenn ich morgens mit meiner Karawane, welche zuweilen bei Kavalleriebegleitung 10 bis 12 Pferde und Maultiere zählte, mein Nachtquartier verließ, um weiter zu reisen, so erwarteten uns gewöhnlich Knaben mit Korb und Spaten bewaffnet und gaben uns das Geleite oft auf 2 bis 3 Kilometer. Sie erwarteten die — sagen wir Verdauung unserer Zugtiere, und kaum erfolgte diese, so balgten sich die Jungen darum, als wären es lauter Dukaten. Aber nicht nur das. Während unsere alten Herren mit dem Spazierstock in der Hand ihre Promenade unternehmen, pflegen die Dorfbewohner von Schantung Korb und Spaten mitzuführen, um so das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. In den Hauptstraßen der Dörfer und kleineren Städte, wo der Verkehr ein besonders reger ist, fand ich vor jedem zweiten oder dritten Hause, mitunter vor jedem Hause neben der Hausthüre brusthohe Lehmmauern, welche einen etwa 2 Quadratmeter großen Raum umschlossen, mit einem Eingang an der Seite. Die Benutzung dieser zweckmäßigen Lokale steht jedem Passanten frei. Je mehr sich melden, desto besser. Morgens und abends erscheinen die sorgsamen Hausfrauen, um den Dünger mit gepulverter Erde zu beschütten und dann zu einem Haufen zusammenzuwerfen. Im Frühjahr wird der gesammelte Vorrat vor das Haus oder auf ein freies ebenes Plätzchen geführt, dort zerkleinert und so auf die Felder gebracht. Sind diese vorbereitet, so erfolgt die Aussaat mittels eines originellen Apparates, der einem Pflug ähnelt, nur zieht an Stelle der Pflugschar ein Eisenstachel eine dünne Furche; hinter diesem Stachel sitzen zwei oben offene Kasten hintereinander, mit Trichtern darunter; aus dem vorderen fällt der Same zu Boden, aus dem hinteren der gepulverte Dünger auf den Samen, und hinterdrein folgen wieder zwei Jungen, welche die Saat mit den Füßen fest in den Boden treten.

Auffällig sind die vielen roten Papierstreifen und Zettelchen, mit welchen jede einzelne Hausthür, jedes Fenster, jedes Scheunenthor in Dorf und Stadt verklebt ist. Auf und über den Thüren, an den Hauswänden daneben, wo immer ein Fleckchen, klebt auch ein Zettelchen mit kuriosen chinesischen Schriftzeichen bemalt. Da heißt es: Langes

Leben, Glück und Segen, Hundertmal hundert Kinder und dergleichen. Sogar jeder Karren, jede Pflugschar, jeder Schubkarren, jedes Boot ist mit solchen „Joss-papers“ (Glückspapierchen) beklebt. Zuweilen stößt man auf ein Haus, das an Stelle der roten weiße Papierchen zeigt. Dann hat sich in diesem Hause ein Todesfall ereignet, und die roten Papierchen kommen erst wieder nach überstandener Trauerzeit zu ihrem Rechte.

Nicht nur die Städte und Märkte sind durchweg von hohen Ringmauern mit Gräben und Thoren umgeben, auch viele der Dörfer, welche ich durchzog, haben Lehmmauern zum Schutz gegen Aufständische oder Räuber. Nur sind sie in den meisten Fällen halb zerfallen und würden ihren Zweck wohl nicht mehr erfüllen. Hinter dem Stadtthore pflegt gewöhnlich ein Tempel zu stehen mit einigen bemalten Götzen, daneben oder sonst wo im Dorfe liegen die Tennen zum Dreschen des Getreides. Wohlhabendere

Eine Dorfmühle.

Bauern haben auch ihre eigenen Tennen. Ist die Ernte eingebracht, so werden diese, mit festgestampftem Lehm bedeckten, kreisförmigen Plätze gekehrt, das Getreide darauf ausgebreitet und gerippte Steinwalzen darüber gerollt, die von Maultieren oder Eseln gezogen werden. In der Nähe der Tenne steht auch gewöhnlich eine Mühle, ein flacher runder Stein von etwa 2 Meter Durchmesser, auf welchem eine Steinwalze durch ein Eselchen mit verbundenen Augen im Kreise herumgeführt wird. Das Mahlen pflegt unter Aufsicht des weiblichen Geschlechtes zu stehen; trotz ihrer verkrüppelten, winzigen Füßchen und seidenen Schuhchen humpeln sie ganz munter umher, nahmen aber gewöhnlich Reißaus, wenn sie des fremden Mannes ansichtig wurden. Ueberhaupt gab es darob immer gewaltige Aufregung. Ritt ich durch das Thor in den Ort ein, so eilte die Nachricht von dem Kommen eines Fremden wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus; die splitternackten Knaben und Mägdlein, die im Verein mit den Hunden mitten auf der Straße

spielten, flohen wie aufgescheuchte Rehe davon; die Frauen verschwanden hinter den Hausthüren und guckten nur verstohlen heraus, die Männer aber liefen zusammen und folgten mir, bis ich bei dem anderen Thore wieder heraus war. Es ist aber im ganzen doch ein friedliches und freundliches Völkchen, das da wohnt, und ich habe auf meinen Reisen durch die verschiedenen Weltteile nirgends ein Volk gefunden, das im großen wie im einzelnen so leicht zu regieren ist, und wo die Autorität, selbst ohne bewaffnete Macht dahinter, so respektiert wird wie hier.

Wenn die Dörfer mit Lehmmauern umgeben sind, so geschieht dies wohl auch zum Schutz gegen die Ueberschwemmungen, die hier in diesem flachen abflußlosen Tiefland von Deutsch-China alljährlich vorkommen, und mit denen auch die kommende Eisenbahn wird rechnen müssen. Zur Zeit der sommerlichen Regengüsse ist das ganze Land unter Wasser, ja sogar die Hauptstadt dieses Distriktes, Kaumi, ist dann zuweilen wochenlang kniehoch überschwemmt. Die Bauern schützen ihre Felder dadurch, daß sie rings um dieselben meterhohe Erdwälle aufführen, ja zuweilen mit unendlicher Mühe ihr ganzes Feld um 1 bis 2 Fuß aufschütten. Die Erde dazu gewinnen sie, indem sie rings um die Felder tiefe Gräben ziehen.

Kaumi ist von Kiautschou nur 30 Kilometer entfernt und liegt innerhalb der sogenannten deutschen Interessenzone. Wegen der Reisevorbereitungen und Mandarinsbesuche war ich erst um 2 Uhr nachmittags von Kiautschou aufgebrochen, und es war 9 Uhr abends, als ich die feste Stadtmauer von Kaumi erreichte. Das Thor war für mich offen gelassen worden, ein Stadtbeamter mit mehreren Soldaten erwartete mich und führte mich und meine Karawane in das Hotel. Derartige Hotels dienten mir während meiner folgenden, etwa 2000 Kilometer umfassenden Landreise durch Schantung und die angrenzenden Provinzen als Nachtquartier; sie werden auch allen meinen Nachfolgern für die nächsten Jahre als Unterkunft dienen, und deshalb rate ich allen, die möglicherweise eine Vergnügungs- oder Hochzeitsreise nach Schantung unternehmen sollten, sich dazu entsprechend vorzubereiten. Sie werden auch in der Provinzhauptstadt nur vier feuchte Wände vorfinden mit einem Strohdach darüber und als einzige Einrichtung einen mit fingerdickem Unrat bedeckten Tisch, zwei Stühle und eine Holzpritsche mit Tausenden von kleinen kreuchenden, hüpfenden, hungrigen Einwohnern. Das ist alles. Bettzeug, Insektenpulver, Waschzeug, Küchen- und Eßgeschirr, Messer, Gabel, einen kleinen Ofen, Lebensmittel in Büchsen, ja sogar Trink- und Waschwasser werden sie mit sich führen müssen, wollen sie halbwegs ihren gewohnten Bedürfnissen entsprechend leben. Vor dem nach der Straße gewendeten Vorderhause jedes Hotels ist wohl auch ein Restaurant; aber wer jemals einen Blick in diese geschwärzten, mit halbnackten Kulis und Kutschern dicht gefüllten rauchigen Räume geworfen hat, wird sich wohl hüten, seine Nahrung von dort zu beziehen. Zuweilen in reinlicheren Hotels wird man sich dort wohl Thee, Eier, Reis kochen lassen können, aber wer kein Freund von dem alles durchdringenden Knoblauchgeruch ist, wird auch das bleiben lassen.

Natürlich war auch der Vorhof meines Hotels in Kaumi trotz der späten Stunde mit Hunderten Neugieriger gefüllt, von denen es manche sich sogar in meiner

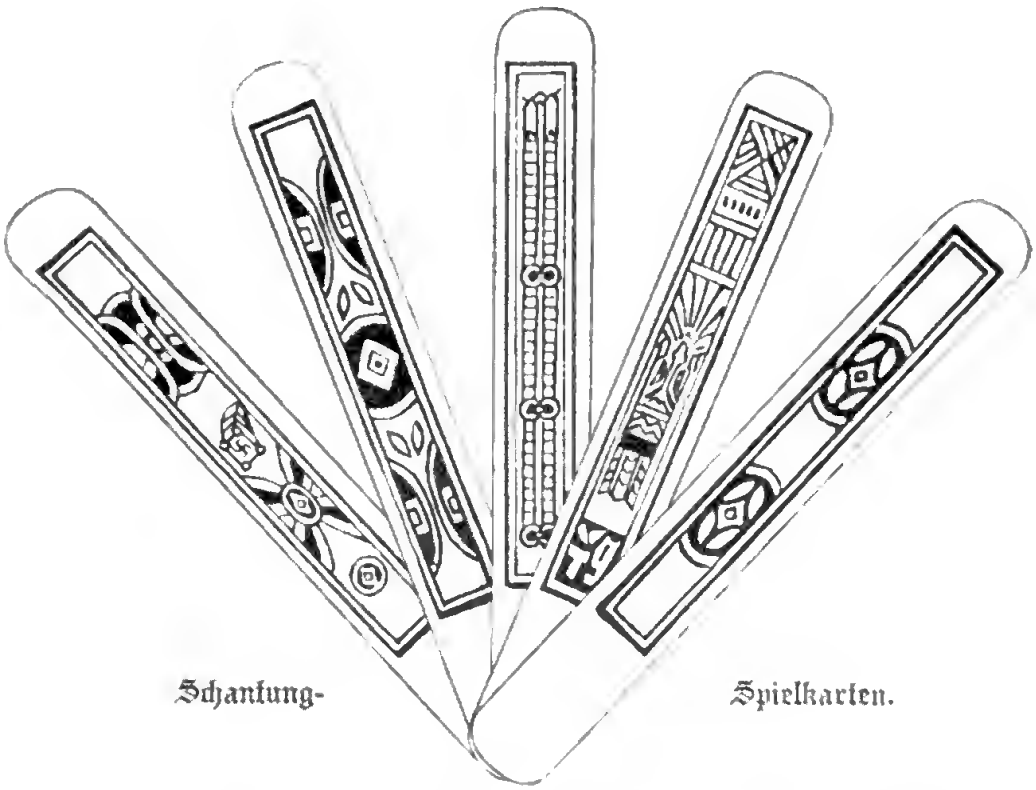
„Stube" bequem machten. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten sie alle meine Verrichtungen, alle, selbst die geheimsten; endlich wurde mir die Sache zu bunt, und ich verjagte die Zudringlichsten, die Thüre hinter ihnen schließend. Aber so leicht waren sie nicht fortzubringen; sie postierten sich an die Fenster, durchstießen mit den Fingern die Papierscheiben, und die Belagerung hätte wohl noch stundenlang gedauert, wenn ich nicht schließlich mit hocherhobenem Stock unter sie gefahren wäre. Nun zerstoben sie, als wäre das ganze Marine-Infanteriebataillon von Kiautschou gegen sie im Anmarsch, und im Nu war der Hof von allen gesäubert. Ich ließ jetzt das äußere Thor schließen, stellte zwei meiner Geleitsoldaten davor als Wache auf, und ich hatte Ruhe. Diese Erfahrungen wird wohl jeder einzelne Reisende in Schantung während der nächsten Monate machen, bis sich die neugierigen Zopfträger ein wenig an das Aussehen der Europäer gewöhnt haben. Bisher waren ja ihrer so wenig nach Schantung gekommen, und ich glaube, was Kaumi selbst betrifft, war ich der erste Europäer, der es von Tsingtau, dem neuen deutschen Hafen, aus besuchte.

Als ich am nächsten Morgen meinen Rundgang durch die Stadt machte, war die Zahl der Neugierigen, die mir folgten, noch größer, und meine Soldaten trachteten vergeblich, mir den Weg zu bahnen. Ich flüchtete also auf die Stadtmauer, die oben so eng war, daß wir im Gänsemarsch einherschreiten mußten. Dafür lief die Menge unter der Stadtmauer entlang. Von meinem hohen Standorte aus zeigte sich mir Kaumi mit seinen vielen Tempeln und Yamen als eine wenn nicht räumlich größere, so doch dichter bevölkerte Stadt als Kiautschou, und die Einwohnerzahl dürfte mit 50 000 kaum zu hoch gegriffen sein. Kaumi ist ja der Mittelpunkt eines großen, ungemein fruchtbaren Ackerbaudistriktes; in den schmutzigen Straßen herrscht reges Leben, die Kaufläden drängen einander, aber nirgends sah ich europäische Waren, weshalb sich hier in Bezug auf Ackerbaugerätschaften, Werkzeuge, Lampen, Nadeln, Eisenwaren, Stoffe, Blechgeschirre u. s. w. für den deutschen Handel ein ziemlich günstiges Feld darbieten dürfte. Nur elende japanische Streichhölzer und billigen japanischen Krimskrams fand ich in einigen besseren Läden. Reichtum ist in Kaumi wenig vorhanden. Der ganze Distrikt ist übervölkert in solchem Maße, daß eben während meiner Anwesenheit zahlreiche Familien im Begriffe waren auszuwandern. Der Gouverneur der benachbarten Provinz Schansi, die weit weniger dicht bevölkert ist, hatte in Kaumi und den umliegenden Dörfern große rote Plakate ankleben lassen, in welchen jeder Auswandererfamilie in Schansi ein Haus und ein Stück Ackerland für 5 Jahre, frei von allen Abgaben, versprochen wurde. Das machten sich viele zu nutze, und während meiner Weiterfahrt sah ich lange Züge solcher Schantunglente, die mit Kind und Kegel nach Schansi reisten. Jede Familie hatte einen großen vom Gouverneur beigestellten Schubkarren, auf welchem Bettzeug, Kleidungsstücke und Geschirre, die ganze geringe Habe der Auswanderer verpackt war. Auf diesem Hausrat saßen die Weiber, Großmütterchen, Mutter, die Töchter, alle mit kleinen Kindern in den Armen; der pater familias schob den Karren, und seine Jungen zogen ihn von vorne. So ging die Reise vier Wochen lang nach Westen, bis sie ihr chinesisches Kanaan erreichten.

Digitized by Google

Ein derartiger Ausgleich der Bevölkerung kann China und vor allem Schantung nur von Segen sein, denn dieses letztere, auch soweit es zu Deutschland gehört, leidet entschieden an Uebervölkerung.

An Sehenswürdigkeiten hat Kaumi viel weniger aufzuweisen als Kiautschou oder Tsimo; einige große Tempel und steinerne Ehrenbogen in den Straßen, schmutzige Mandarinsyamen mit Bettelvolk in den Vorhöfen, und last not least, die vierundzwanzig Soldaten Seiner Ehren, des Präfekten. Sie sind biedere Handwerker, Schuster und Schneider, und führen zu gewöhnlichen Zeiten Ahle und Nadel. Benötigt sie der Mandarin, wie z. B. zu meiner Bedeckung, so werden sie rasch in den Yamen berufen. Dort werden ihnen schwarze Hemden mit rotem Besatz an Aermeln und Kragen verabreicht, und damit sind sie für 1 bis 2 Tage Soldaten des Kreises Kaumi geworden, wie es die chinesischen Schriftzeichen auf Brust und Rücken ihres Hemdes besagen. Aber Zahlung erhalten sie keine, so daß sie mir durch Fußfall dankten, als ich vor dem Stadtthore jedem einige Pfennige Trinkgeld gab und sie wieder nach Hause sandte.



Schantung-Spielkarten.

Mandarinshut.

Nach Wei-hsien.

Die dem deutschen Gebiete in China nächstgelegene Großstadt ist Wei-hsien, 160 bis 170 Kilometer nordwestlich von Tsingtau, an der großen Hauptroute gelegen, welche Tschifu, den einzigen Freihafen der Provinz, mit deren Hauptstadt Tsinan-fu verbindet. Mit ihren mehr als 100 000 Einwohnern und dem sehr bedeutenden Handelsverkehr wird sie für das deutsche Gebiet von großer Wichtigkeit werden, zumal in ihrer Nähe, etwa 20 Kilometer südwestlich, die großen Kohlenlager von Wei-hsien liegen, welche den deutschen Schiffen in Tsingtau und der neuen deutschen Eisenbahn das Brennmaterial liefern sollen.

Dieses Wei-hsien war mein nächstes Reiseziel. Telegraphische Vorausbestellung des Quartiers für meine Reisekarawane war von Kaumi aus nicht möglich, denn in der ganzen Provinz, so groß wie Süddeutschland, giebt es nur wenige Telegraphenstationen. Freilich führt der Telegraphendraht durch eine Menge anderer Städte, aber die Chinesen haben Zeit, und die wenigsten denken daran, den elektrischen Nachrichtenweg zu benutzen, während für die Zwecke der Regierung die Stationen in Tsinan, Tschifu, Tsinnin, Wei-hsien, Itschou und Kiautschou genügen. Ist irgend eine Regierungsnachricht von einer dieser Städte nach der anderen, z. B. Tsingtschou-fu, Taingan-fu ꝛc. zu besorgen, so werden sie Depeschenreitern übergeben, die tagelang längs der Telegraphenlinie einherreiten, während der elektrische Funke die Nachricht wie ein Blitz vermitteln könnte. Aber wie gesagt, die Chinesen haben Zeit.

So mußte auch ich den Herrn Mandarin von Kaumi bitten, gefälligst einen seiner Reiter voraus nach Tschangling zu senden, und jenen von Tschangling, das Gleiche in Bezug auf Wei-hsien zu thun. Wei-hsien ist von Kaumi nur etwa 90 Kilometer entfernt, ich mußte aber den elenden Saumpfad benutzen und der dadurch bedingten Langsamkeit meiner Reisekarawane wegen auch in Tschangling übernachten. Zudem verlor ich viel Zeit mit dem Aufsuchen des großen Pimosees, den nicht nur die europäischen Landkarten neuesten Datums als eine 15 Kilometer lange und 10 Kilometer breite Süßwasserfläche verzeichnen, sondern der auch in geographischen

Werken erwähnt und beschrieben wird. Es heißt darin: dieser See hätte früher den großen Schiffahrtskanal gespeist, welcher die Bucht von Kiautschou mit dem Golf von Petschili verbunden habe. Aber so sehr ich die Gegend östlich und nordöstlich von Kaumi durchstreifte, in den Dörfern Nachfrage hielt und auf Bäume kletterte, um diese weite Wasserfläche zu erblicken, vergeblich. Der See ist nämlich nicht vorhanden, und wahrscheinlich werden nachfolgende Reisende auch nur wenige Spuren des Kanals vorfinden. Das ganze Land ist eine jeden Sommer großen Ueberschwemmungen unterworfene Tiefebene, und an ihrer tiefsten Stelle bleibt das Wasser ein paar Monate länger als anderswo. Das mag der Sage von dem Pimosee Nahrung gegeben haben. Im Winter und Frühjahr ist er aber ohne einen Tropfen Wasser, nur ist das Land dort schlammig, und wer es versucht, darüber zu reiten, sinkt mit seinem Pferde fußtief ein. Auch mit den auf der Karte angegebenen Flußläufen ist es so eine Sache. Flußläufe sind vorhanden, doch nicht an den in den Karten angegebenen Stellen; dazu sind sie auch den größern Teil des Jahres über wasserlos, den Weiho ausgenommen, der an der Stelle, wo ich ihn auf meinem Ritt nach Wei-hsien passierte, etwa die Breite und den Wasserreichtum des Neckars bei Heidelberg hat. Die über ihn führende Brücke besteht aus Reisigbündeln, welche auf einem wackeligen Balkengerippe ruhen, die Unternehmung einer Chinesenfamilie, welche in einem elenden Häuschen am Flusse wohnt und von den Karren, Reitern und Schubkarren wie Karawanen, welche die Brücke benützen, Brückenzoll erhebt. Nach den sommerlichen Regengüssen wird die Brücke gewöhnlich von dem reißenden Flusse fortgeschwemmt und von den Chinesen wieder aufgebaut. Da ich mit Militärbedeckung reiste wie ein Mandarin, und die Mandarine in China die größten Freiberger sind, d. h. nie

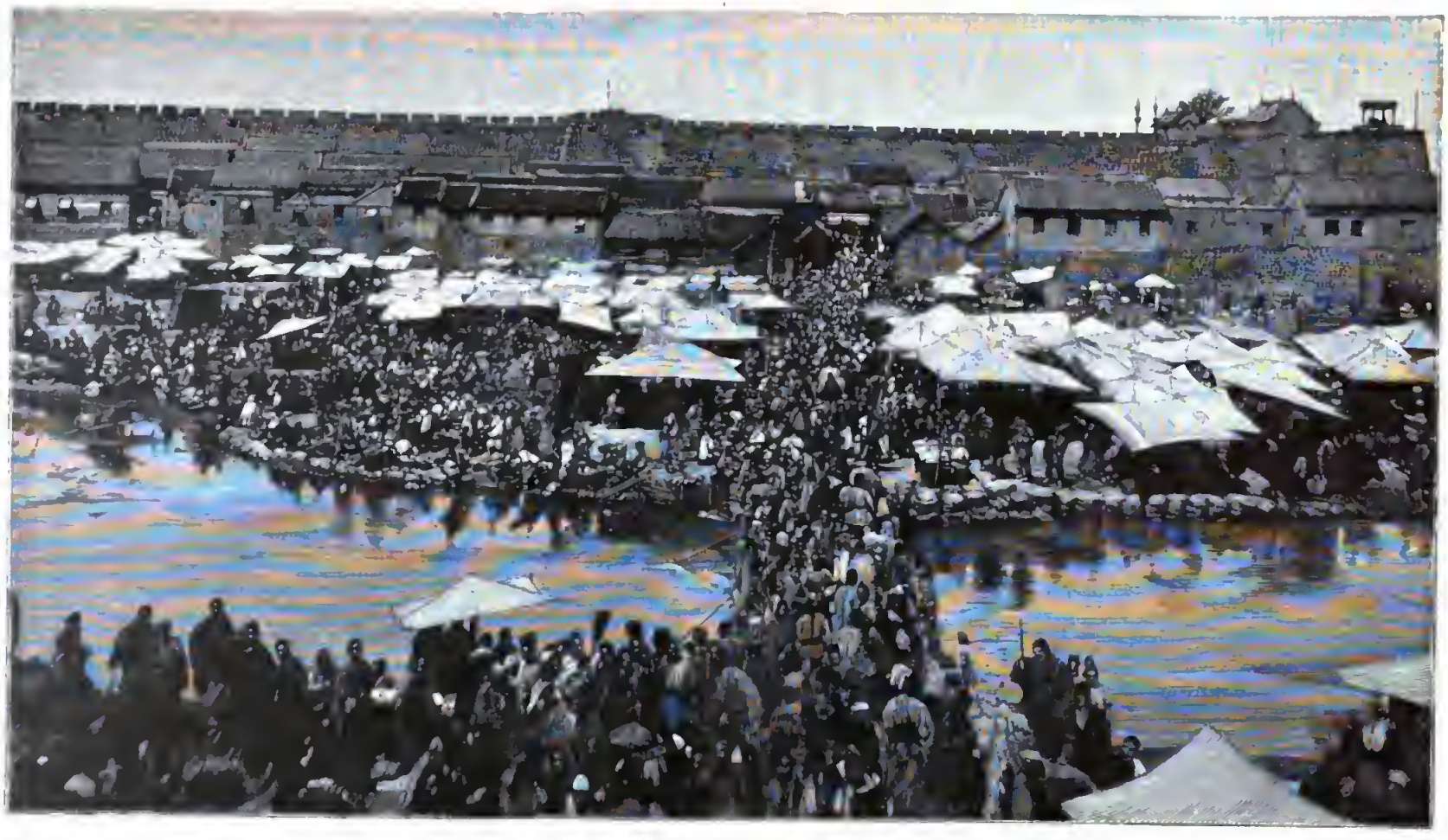
Gespann in Ost-Schantung.

und nirgends etwas bezahlen, wo ſie es umgehen können, ſo wurde auch meiner Karawane nicht ein Pfennig abverlangt, ja meine Soldaten vertrieben eine ganze Menge vor mir deſſelben Weges ziehender Karawanen, um mir Platz zu machen, ohne daß von irgend einer Seite Einſpruch erhoben worden wäre.

Zu beiden Seiten des Fluſſes dehnen ſich kilometerbreite Sandflächen aus; auch jenſeits derſelben iſt das bebaute Ackerland ſandig und trocken. Seit Monaten hatte es nicht mehr geregnet, und da gerade ein heftiger Wind wehte, wurde die Weiterreiſe nach Nailiu ganz unerträglich. Dichte Sandwolken trieben mir entgegen, und Sehen und Atmen waren nahezu unmöglich; meine Kleider waren bald fingerdick mit feinem Sand bedeckt, und wie ich ſpäter beim Oeffnen meiner Reiſeeffekten herausfand, war der Sand in meinen Koffer gedrungen, lag zwiſchen meinen friſchen Photographien, zwiſchen den Papierbogen, in meinem Fernglasetui und Tintenfaß. Die Scharniere der photographiſchen Apparate und Meßinſtrumente kreiſchten, meine wohl in Papier gehüllten Biskuits und Schokolade waren voll Sand. Dazu hatte das Rütteln der Karren auf den ſchrecklichen Wegen mein Tintenfäßchen, eine Whisky- und eine Rotweinflaſche zum Verſchütten gebracht, und auf dem Boden meines Reiſekoffers ſah es infolgedeſſen recht niedlich aus. Der größte Teil der Wäſche war verdorben, mit großen roten und ſchwarzen Flecken bedeckt, die gar nicht wieder zu entfernen waren. Und wo ſollte ich im Innern von Schantung Wäſche auftreiben? Glücklicherweiſe trug ich ein weißes Hemd am Leibe, und dieſes mußte, in Apollinariswaſſer friſch gewaſchen, bei jeder folgenden feierlichen Gelegenheit herhalten.

Meine Stimmung beim Eintreffen in Nailiu war alſo gerade nicht lieblich. Dazu hatte dort gerade meinem Hotel gegenüber eine wandernde Schauſpielertruppe ihr Theater aufgeſchlagen, und die halbe Bevölkerung dieſes mit einer Mauer umgebenen, 4000 bis 5000 Einwohner zählenden Landſtädtchens war ringsherum verſammelt, um die grotesken Verzerrungen der Darſteller zu bewundern. Die knallenden Peitſchen meiner Fuhrleute, das Gepolter der Wagen, das Schreien der Soldaten, um uns den Weg zu bahnen, zog natürlich die Aufmerkſamkeit der dichtgedrängten Menſchenmenge auf uns. Ein Europäer in Nailiu! War das jemals vorgekommen? Im Nu hatte der ganze Volkshaufen dem Theater den Rücken gekehrt, und über Hals und Kopf ſtürzte alles auf mich zu, ſo daß wir weder vorwärts noch rückwärts konnten. Vergeblich polterten die Muſiker des Theaters aus Leibeskräften auf ihre Tamtams und Gongs; vergeblich näſelten die Schauſpieler ihre Geſänge weiter. Kein Menſch kümmerte ſich mehr um ſie, und das Theater mußte geſchloſſen werden. Schließlich mußten die Soldaten ihre Stöcke zu Hilfe nehmen, die bewaffnete Macht von Nailiu unter Anführung eines Mandarins rückte ebenfalls an, um uns Platz zu ſchaffen, und erſt nach furchtbarem Balgen, Schlagen und Geſchrei konnte ich mein Hotel erreichen. Uebrigens, darf ich mich über dieſe Neugierde beklagen? Würde ein reiſender Chineſe, der etwa nach Bückeburg käme, nicht auch von Neugierigen ein wenig beläſtigt werden?

Die Stimmung der Bevölkerung iſt hier, wie in ganz Schantung, den Europäern, auch den Deutſchen gegenüber keineswegs feindlich. Dabei iſt die Kunde von der



Markt in Wei-hsien.

Besitzergreifung von Tsingtau durch die Deutschen bereits längst überall bekannt, und selbst in den kleinsten Dörfern, in denen ich zu übernachten gezwungen war, wußte man davon. Nur haben die Chinesen die ganze Sache in ihrem Sinne ausgelegt. Wie sie sich erzählen, sei die ganze Gegend rings um Kiautschou schon seit Jahren von den Räubern arg belästigt worden, gegen die man vergeblich angekämpft hat. Es sei ein wahres Glück, daß die Deutschen Tsingtau gegen hohe Zahlung von China gemietet hätten, sie würden nun die Gegend von den Räubern befreien, und wenn die Ordnung wieder hergestellt sei, würde China den Deutschen die Miete kündigen.

Auf dem Weitermarsche von Wei-hsien stieß ich auf die ersten mit den schwarzen Diamanten von Schantung beladenen Schubkarren, und von der geraden Richtung nach Osten abweichend, war ich bald in dem vielgerühmten Kohlengebiet von Wei-hsien, das in dem Kapitel über die Kohlendistrikte von Schantung seine Schilderung findet.

Einen Kilometer südlich von Wei-hsien liegt eine große presbyterianische Mission der Amerikaner mit verschiedenen modernen europäischen Gebäuden, Wohnhäusern, Schulen, Kirche und Hospital, und dort, bei den freundlichen Yankeemissionaren, fand ich für einige Tage gastfreie Unterkunft. Jeder Missionar, ob Mann oder Frau, erhält ein Jahresgehalt von 4000 Mark, freie Wohnung, Vergütung aller Auslagen für Reisen ꝛc. Sie haben sich auch demgemäß sehr behaglich eingerichtet, arbeiten im Interesse ihrer Kirche, aber gleichzeitig auch zur Aufschließung der Provinz, und wenn in Schantung verhältnismäßig so viele amerikanische Waren Eingang gefunden haben, so ist das wohl großenteils den amerikanischen Missionaren zuzuschreiben. Neben den Presbyterianern mit beiläufig 60 Missionaren und 800 chinesischen Christen haben auch die amerikanischen Episkopalier und Baptisten viele reich dotierte Missionen in Schantung; die Engländer besitzen Missionare der Hochkirche, dann Baptisten und Methodisten; im ganzen sind über 170 englische und amerikanische Missionare, durchweg Protestanten, in Schantung thätig. Die Franzosen besitzen in Nord- und Ostschantung wichtige katholische Missionen mit vielleicht 30 000 Christen, während sich in Südschantung bekanntlich die deutsche katholische Mission von Steyl seit etwa 10 Jahren etabliert hat und annähernd die gleiche Zahl von Christen wie die Franzosen haben dürfte. Deutsch-protestantische Missionen sind bis April dieses Jahres in Schantung nicht vorhanden gewesen.

Man kann sich wohl vorstellen, mit welcher Freude die Missionare von Wei-hsien, wie überhaupt der ganzen Provinz, das schneidige Vorgehen der Deutschen in Tsingtau begrüßt haben. Darüber habe ich unter allen nur eine Stimme gehört. Ob Amerikaner, Engländer oder Franzosen, sie fühlen sich doch als Kaukasier, und hier in dieser fernen, von allen Beziehungen mit dem Abendlande abgeschlossenen Provinz gelten ihnen auch die Deutschen als Brüder. Sie sind nicht mehr verlassen, Spielbälle in den Händen der Mandarine, sondern fühlen die Nähe der „eisernen Faust", die sie schon durch ihr Hiersein allein schützt und ihnen größere Sicherheit gewährt. Noch freudiger begrüßen sie, die oft Jahrzehnte lang inmitten der Chinesen weilen, ohne unter Europäer zu kommen, die Eisenbahnen, und sie werden diese mit ihrem ganzen Einfluß, der mitunter gar nicht gering ist, unterstützen.

Wei-hsien ist eine der bedeutendsten Städte der Provinz, der eigentliche Verteilungspunkt der fremden Waren, die in Tschifu, dem einzigen offenen Hafen der Provinz, gelandet werden. Eine mächtige Steinmauer von 16 Meter Höhe und einer oberen Stärke von 4 Meter umgiebt sie; von 30 zu 30 Meter stehen oben kuriose Wachthäuser mit doppelten, schön geschwungenen Dächern; die vier nach den Weltgegenden gerichteten Stadtthore werden durch Türme gekrönt und durch starke steinerne Bastionen geschützt, während sich vor der Mauer rings um dieselbe ein tiefer, zum Teil mit Wasser gefüllter Wallgraben hinzieht. An der Ostseite bildet der Graben das Flußbett des Pailangho, d. h. des weißen Wolfflusses, nach einer alten Sage so benannt, derzufolge an der Quelle dieses Flusses ein weißer Wolf eine chinesische Jungfrau aufgefressen haben soll. Jenseits des Flusses breitet sich die wichtigste der verschiedenen Vorstädte, die Ostvorstadt aus, die wieder von einer eigenen turmgekrönten Mauer umschlossen ist. Aber während in den vielen chinesischen Städten, die ich besucht habe, der größte Teil des Handels und der Industrie sich in den Vorstädten ansammelt, ist hier in Wei-hsien auch die City von Geschäftsstraßen durchzogen, in denen das Leben und Treiben ungemein lebhaft ist. Merkwürdigerweise ist das gegen die Vorstadt gewendete Thor der City, jenes, durch welches sich der Hauptverkehr zwischen beiden wälzt, für Fuhrwerke nicht passierbar. Nur Fußgänger und höchstens Maultiere können es benützen. Während mehrerer Tage durchstreifte ich diese Hauptarterien des Handels von Schantung, immer wieder fand ich Neues, Sehenswertes, besonders in der längs dem Fluß hinlaufenden Straße der Ostvorstadt, dem Sitz der Eisenindustrie. In Hunderten von Häusern und Buden, unter Flugdächern oder auch ganz im Freien, liegen hier Eisenwerkstätten nebeneinander, und die langbezopften, halbnackten Cyklopen hämmern und feilen hier unaufhörlich, selbst noch in später Nacht. Alle möglichen Dinge werden hier verfertigt und gleichzeitig feilgeboten. Sobald ein Ackergerät, eine Schaufel, Pfanne oder Schraube hergestellt ist, wird sie gleich vor dem Laden auf den Straßenboden gelegt und verkauft. Mit ihren primitiven Werkzeugen stellen diese geschickten Arbeiter sogar Feilen her. Aber neben den schweren, plump geschmiedeten Nägeln mit ihren großen Köpfen fand ich doch schon die schlanken, glänzenden Drahtnägel europäischen Fabrikats, und neben den schwarzen Schaufeln und Sensen solche, die aus Neuengland oder Chicago ihren Weg hierher gefunden haben. Was würde Schantung den Remscheider und Solinger Waren für ein Feld darbieten, wenn diese Gegenstände einmal im Eisenbahnwaggon und nicht auf Maultierrücken hierher gebracht werden könnten!

In anderen Straßen sind Tausende mit dem Spinnen und Weben von Seide, wieder in anderen mit dem Flechten der berühmten Strohmatten beschäftigt, welche einen wichtigen Ausfuhrartikel der Provinz bilden. Der eigentliche Sitz dieser großen und weitverzweigten Industrie ist Schaho, 60 Kilometer östlich von Wei-hsien. Der bei Schaho vorbeifließende Peischaho ist für Flachboote schiffbar, und an seiner Mündung liegt der Hafen Tigerhead, der mit Tschifu durch eine wöchentliche Dampferlinie verbunden ist. Auch Baumwollwebereien und Handspinnereien giebt es in Wei-hsien, und

eine Straße der City, jene, welche der Eisenstraße gegenüber dem Fluß entlang läuft, ist ganz mit Schirmmachern angefüllt. Vor jedem Hause baumelt als Schild ein braunroter, orangegelber oder grüner Sonnenschirm herab; in jedem Laden wird Bambus gespalten, von geschickten Händen zusammengefügt und dann mit dem buntfarbigen Oelpapier überklebt. Zum Trocknen werden diese so hergestellten Schirme auf den Sandbänken im Flusse zu Füßen der Stadtmauer aufgespannt. Als ich, das erste Mal aus der Ostvorstadt kommend, die steinerne, nach der City führende Brücke überschritt, blieb ich bei dem Anblick dieses ackergroßen bunten Regenschirmfeldes verwundert stehen. Das Bild, das sich mir darbot, war überhaupt so urchinesisch, verzwickt, fremdartig, wie man sich nur denken kann, und dabei doch schön. An den Enden der Brücke die malerischen Stadtthore mit ihren aufgesetzten hohen Pavillons und aufwärts geschwungenen Dachspitzen, die langen hohen Stadtmauern mit Tempelchen und Pagoden, darunter, zwischen Mauern und Fluß, Reihen von kuriosen Häuschen und Buden, teilweise auf Pfählen im Wasser ruhend, dann die weiten Felder von roten, gelben, grünen, blauen Regenschirmen; im Hintergrund Baumgruppen, aus welchen Pagoden und hohe Flaggenstöcke mit roten Fähnchen hervorlugten, dazu das bewegte Gewühl der seltsam gekleideten schlitzäugigen Einwohner. Aber während ich am Brückengeländer stand und das seltsame Bild in mir aufnahm, bemerkte ich gar nicht, daß ich selbst allmählich zum Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Passanten wurde. Als ich mich umblickte, stand wieder ein dichter neugieriger Volkshaufen vor mir, zögernd, stumm, mit weit geöffneten Augen und Mäulern. Es ist eigentümlich mit diesen Zopfträgern in den Städten. Schritt ich rasch durch die Straßen, ohne mich umzusehen, so wurde ich wenig beachtet. Blieb ich nur einen Augenblick stehen, so saßen mir die Neugierigen schon auf den Fersen, und wiederholte ich das mehrere Male, so wurde die Straße überhaupt gar nicht mehr passierbar. Zeigte ich die geringste lächelnde Miene, so brachen alle in lautes Gelächter aus, schienen höchst amüsiert und wurden zutraulich. Zog ich die Stirne zusammen und hob dabei etwa plötzlich eine Hand oder machte eine rasche Vorwärtsbewegung, so stob alles entsetzt auseinander wie vor einem entsprungenen Raubtier. Auf der Brücke standen die Leute so dicht, daß ich weder vor noch rückwärts konnte. Es war ein sonniger Tag, und ich hatte meinen Schirm mit Stahlrippen aufgespannt, während die Nächsten um mich ihre bunten Papierschirme trugen. Um mir Platz zu schaffen, schwenkte ich meinen Schirm, seine Stahlrippen drückten sich in das Oelpapier der anderen Schirme, und kracks, kracks, gab es überall Löcher. Daraufhin ein Riesengelächter von allen Seiten; jeder chinesische Schirmträger suchte eiligst vor meinem Stahlschirm das Weite, und ich konnte meinen Weg fortsetzen.

In der City giebt es viele quer über die Straßen gebaute steinerne Ehrenbogen, viele solide Warenhäuser, malerische Tempel mit mächtigen, reich ornamentierten Holzportalen und hohe Mauern, hinter denen die Residenzen reicher und vornehmer Chinesen hervorragten, denn Wei-hsien ist eine sehr reiche Stadt, mit mehreren Taelmillionären. Ich betone das Wort Tael, etwa 3 Mark, denn ein Cashmillionär wäre ja nur der Besitzer von 1100 Mark. Ein solcher bin ich selber. Es würde noch mehr Mil-

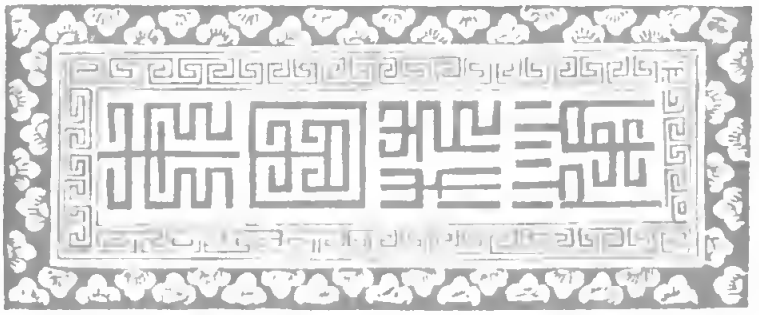
Digitized by Google

lionäre geben, wenn Handel und Wandel von den Mandarinen nicht ſo bedrückt würde. Fragte ich nach dem Beſitzer dieſes oder jenes ſchönen Hauſes oder Luſtgartens, ſo hieß es gewöhnlich: ein Mandarin. Am erſten Abend kam mir ein großer Leichenzug entgegen. Voran ein alter Mann, der ein weißes Tuch trug; dann etwa 20 Kerle in grünen Kleidern mit allerhand roten Ceremonienſchirmen und Paraſernalien, großen roten Trommeln auf hohen Stangen ꝛc. Ihnen folgte ein Muſikkorps von etwa 12 Muſikern, die eine Melodie ſpielten, bei der man nicht wußte, ob man lachen oder Thränen vergießen ſolle, dann kam eine lange Prozeſſion von Chineſen, deren je 4 einen horizontalen Holzrahmen von Größe und Form eines Betttuches trugen. In jeden Rahmen war ein mehr oder minder feines Stück Woll- oder Seidenſtoff oder Brokat von blauer Farbe geſpannt; auf dieſen Tüchern lagen drei große weiße Papierbuchſtaben, den Namen der Verſtorbenen nennend, mit kleineren Papierbuchſtaben in langen Reihen zu den Seiten. Derartige Tücher wurden vielleicht 30 bis 40 hintereinander getragen, Geſchenke der Freunde und Verwandten der Leidtragenden an dieſe. Dann folgte ein ähnlicher Rahmen, jedoch mit einem weißen Tuche, das ganz mit ſchwarzen und roten Schriftzeichen bemalt war. Dieſe geben nicht nur den Namen der Verſtorbenen, ſondern auch ihren ganzen Lebenslauf, ihre Vorzüge und Tugenden, dazu die Namen der Kinder, Enkel, Verwandten ꝛc. an. Hinter dieſem Tuche wurde eine große, reichvergoldete Sänfte einhergetragen, in welcher ſich das Ahnentäfelchen des Verſtorbenen befand, und den Schluß bildeten eine Anzahl Armer, welche eine Menge großer Puppen trugen, aus mit Papier überzogenen Holzgerippen beſtehend. Dieſe Puppen und Papierfiguren ſollen das Wohnhaus der Verſtorbenen, ihre Diener, Kleidungsſtücke, Schätze ꝛc. andeuten, die bei ihrer Beerdigung verbrannt werden, damit ſie alle dieſe Sachen im Jenſeits wiederfinden. So bewegte ſich der Zug zum Trauerhauſe, und als ich mich nach dem Namen der Verſtorbenen erkundigte, ſagt man mir, ſie wäre nichts Beſonderes geweſen, nur die ſiebente Frau eines Mandarins.

Ja, dieſe Mandarine! Es wird ihnen viel in ihre Filzſchuhe geſchoben, was eigentlich auf die Rechnung ihrer Untergebenen zu ſetzen iſt. Als Beiſpiel, wie dieſe die Einwohner auspreſſen, folgendes Hiſtörchen: Das Salz iſt in China eine Art Regierungsmonopol, und wie in allen großen Städten, ſo reſidiert auch in Wei-hſien ein Salzkommiſſär, der 24 Spitzel unter ſich hat, welche dem Salzſchmuggel aufpaſſen und ihn hintertreiben ſollen. Vor einigen Jahren muß das eine ganz tolle Bande geweſen ſein. Zur Nachtzeit pflegten ſie vor den Thüren der Wohnungen reicher Bürger Salz zu ſtreuen, als ob dieſe insgeheim Salzſäcke eingeſchmuggelt hätten, und am nächſten Morgen begaben ſie ſich zu dieſen Bürgern, beſchuldigten ſie des Schmuggels, gaben ihnen aber zu verſtehen, daß ſie für ein Sümmchen von hundert Taels, oder auch weniger, reinen Mund halten würden. So wurde das Volk in der Stadt und auf dem Lande bedrückt, bis es dieſem zu viel wurde und die Vorſteher von 60 Ortſchaften des Kreiſes beſchloſſen, eine Beſchwerde einzureichen. Das erfuhren die Salzſpitzel und beſchloſſen eine gemeinſame Beratung in einer der Stadt nahen Ortſchaft. Das Hotel wurde einige Tage zuvor belegt. Davon bekamen aber die anderen Ortſchaften Wind, und die Vor-

ſteher beſchloſſen, ſtatt aller Beſchwerden die Rache ſelbſt in die Hand zu nehmen. An dem beſtimmten Tage, als die Salzſpitzel in dem Hotel zur Beratung verſammelt waren, kamen die Bewohner der umliegenden Ortſchaften mit Strohbündeln und Pechfackeln angerückt und ſteckten das Hotel in Brand. Nur einem Salzſpitzel gelang es, zu entkommen. Alle anderen verbrannten elendiglich. Die Regierung wollte die Ortſchaften für dieſe Barbarei züchtigen, allein dieſe waren auch nicht faul. Sie ſteckten die rote Kriegsfahne auf ihre Thore, bewaffneten ſich und erwarteten die Soldaten. Als die Mandarine dieſe Entſchloſſenheit ſahen, behielten ſie ihre Soldaten zu Hauſe und muckſten ſich nicht. Einige Jahre ſind ſeither verſtrichen, und die neu ernannten Salzſpitzel ſind lammfromm. So weiß ſich das Volk gegen Bedrückungen zu ſchützen, wenn ſie zu ſehr überhandnehmen.

Pier-Tiau-Banknote (halbe Größe).



Chineſiſcher Briefumſchlag.

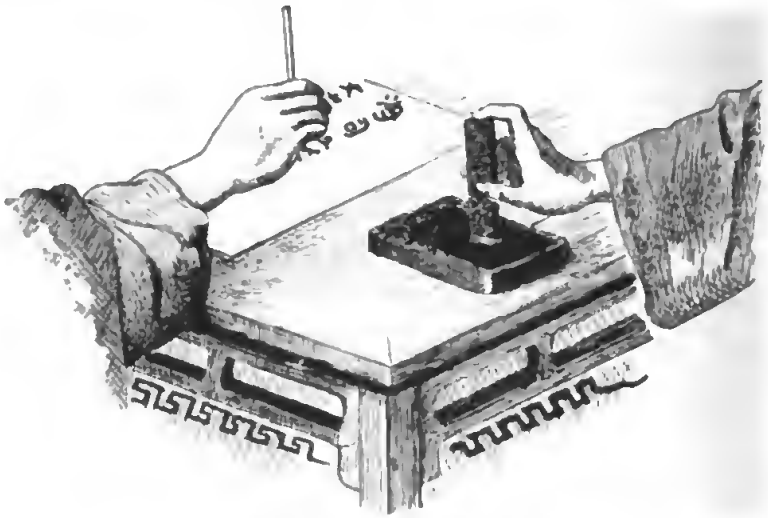
Tſingtſchou-fu und der Seidendiſtrikt von Schantung.

Unſere guten Freunde, die Chineſen, haben ganz recht, auf ihre alte Kultur ſtolz zu ſein; ich bin ein großer Bewunderer derſelben, nur paßt ſie mir nicht immer. Zum Beiſpiel in Bezug auf das Reiſen. Ich ſaß in Wei-hſien, auf dem Wege nach Weſten, nach Tſinan-fu, der Hauptſtadt von Schantung. Zunächſt wollte ich den Seidenbezirk der Provinz und deſſen wichtigſte Metropole, Tſingtſchou-fu, kennen lernen, nur etwa fünfundſechzig Kilometer von Wei-hſien entfernt. Wäre die deutſche Eiſenbahn fertig geweſen, ich hätte mir eine Rückfahrkarte gelöſt, wäre in zwei Stunden dort geweſen und abends wieder nach Wei-hſien zu meinen Penaten in der amerikaniſchen Miſſion zurückgekehrt. Aber die Eiſenbahn iſt eben noch nicht da, und ſo galt es, wieder ein Reitpferd für mich und drei zweiſpännige Karren für meine Leute und mein Gepäck zu mieten, nicht nur bis Tſingtſchou-fu, ſondern gleich bis nach Tſinan, zu welcher Reiſe ich einſchließlich der Nebenausflüge 10 bis 12 Tage benötigte. Ich ſandte alſo meinen Boy in die Stadt, um mit irgend einem Fuhrhalter das Erforderliche zu vereinbaren. Spät abends kam er mit der Botſchaft zurück, in ganz Wei-hſien ſei kein Karren mehr aufzutreiben, der Mandarin hätte die wenigen verfügbaren für eine Dienſtreiſe beſtellt.

Das iſt China. Eine der größten Handelsſtädte der Provinz, mit über hunderttauſend Einwohnern, hat nicht Karren genug, um einen Reiſenden nach der Hauptſtadt zu befördern! Elf große Verkehrsrouten laufen hier zuſammen, die alle fünf Tage ſtattfindenden Märkte verſammeln Tauſende von Händlern aus nah und fern, und Wei-hſien beſitzt nicht die einfachſten Transportmittel. Welch günſtige Ausſichten für die Eiſenbahn!

Um nicht vielleicht wochenlang in Wei-hſien hocken zu müſſen, beſchloß ich dem Mandarin zu ſchreiben. Aber das iſt hier nicht ſo einfach wie bei uns, wo man dazu einen Bogen Papier und zwei Minuten Zeit braucht. Selbſt Leute, welche Chineſiſch ſo vollkommen wie nur möglich ſprechen, ſind nicht im ſtande, den einfachſten chineſiſchen Brief zu ſchreiben, ja ſogar die meiſten Mandarine haben dazu ihre eigenen

Schriftgelehrten, oder wie ſie bei den Europäern heißen: teacher, lettrés oder Lehrer. Ich mußte mir alſo zunächſt die Mitwirkung eines ſolchen ſichern, und dann bedurfte es erſt noch mehrerer Stunden, ehe der Brief fertig dalag. Es war köſtlich, den guten Alten dabei zu beobachten. Zunächſt mußte er nach der Stadt, um Papier in der vorſchriftsmäßigen Größe mit den ebenſo vorſchriftsmäßigen acht roten vertikalen Linien zu holen, dazu einen Umſchlag mit einem breiten roten Streifen für die Adreſſe. Ganz verſchwitzt kam er in meine Stube zurück und fragte mich genau aus, was ich eigentlich haben wollte. Nachdem ich ihm meine Wünſche gehörig eingebläut hatte, ſetzte er ſich mit gewichtiger Miene an ein Tiſchchen, putzte die großen runden Fenſterſcheiben, die in ſeiner Brille ſaßen, und legte dieſe neben ſich; dann holte er eine Marmorſchale, Waſſer und Tuſche herbei und rieb zuerſt dieſe zurecht. Unter Puſten und Stöhnen ſetzte er nun ſeine Brille auf, tauchte den bleiſtiftlangen Pinſel in die Schale und



Beim Schreiben und Tuſchanreiben.

begann langſam, bedächtig, unter fortwährendem Nachdenken verzwickte Schriftzeichen auf das Papier zu malen. Ich ſaß vor ihm wie auf Nadeln, denn ich fürchtete meinen Reiſetag zu verlieren. Endlich war er fertig, und mit einem gewiſſen Ceremoniell las er mir ſein Geſchreibſel vor. Ich dachte, die Sache wäre nun erledigt. Aber nein. Das war nur der Entwurf. Jetzt erſt kam die Reinſchrift, wozu der Schriftgelehrte friſche Tuſche anrieb und zu einem friſchen Pinſel griff. Eine halbe Stunde verrann, bis die Zeichen zwiſchen die roten Linien hineinkalligraphiert waren. Nach jeder fertigen Zeile hielt der Gute das Papier weit von ſich und betrachtete mit ſichtlichem Wohlgefallen ſein Werk. Es war zum Verzweifeln. Nun ſteckte er die drei Blätter, ohne ſie zu falten, in den Umſchlag, verklebte ihn mit gummierten Streifen und malte darauf: „An Seine Ehren den Hſien Mandarin von Wei-hſien, belieben gnädigſt zu öffnen.“

Ich ſandte dieſen Brief durch meinen Boy nach der Stadt und gab ihm der Sicherheit halber noch meinen kaiſerlich chineſiſchen Reiſepaß und meine große, rote,

Tempelpark im Tsching-lung-tsse-Tempel in Tsingtschou-fu.

chineſiſche Viſitenkarte mit. Wieder verrannen zwei Stunden. Dann kam er mit der Viſitenkarte des Mandarins und der Botſchaft zurück, der hohe Herr würde ſein mög-lichſtes thun, um Karren für mich aufzutreiben, und ſie ſofort ſenden. Ich ließ meine Effekten packen, um gleich abreiſen zu können. Aber das Wort „ſofort" hat bei den ſchlitzäugigen Zopfträgern eine andere Bedeutung als bei uns. Erſt am nächſten Morgen kamen die Karren, gezogen von elenden Gäulen, an, und ich konnte abreiſen.

Solche Erfahrungen wird jeder Reiſende in China vor mir gemacht haben und wird ſie auch nach mir machen. Als Troſt erzählte mir der Chef der amerikaniſchen Miſſion, ich ſei mit beneidenswerter Schnelligkeit bedient worden. Vor drei Jahren befand er ſich in Itſchou-fu, wohin die Deutſchen demnächſt ebenfalls eine Bahn bauen werden, und wurde von dieſer größten Handelsſtadt von Südſchantung nach Schanghai berufen. Aber es waren weder in Itſchou-fu noch in der ganzen Umgebung Karren aufzutreiben. Er mußte volle ſechzehn Tage warten, und als auch dann noch die ver-ſprochenen Karren nicht erſchienen, bequemte er ſich dazu, den viele Tagereiſen erfordernden Weg auf einem Schubkarren zurückzulegen.

Warum auch nicht? Auf dieſen Schubkarren ſitzt man viel bequemer als in den zweiräderigen Marterkaſten, kann ſich niederlegen, die Beine ausſtrecken, genießt die freie Ausſicht rings umher, während die Karrenwände dieſe dem Inſaſſen entziehen. Wenn nur nicht das ewige Quietſchen, Knarren, Kreiſchen, Pfeifen der Schubkarren und das Schreien ihrer Führer geweſen wäre! Das Nahen einer Schubkarrenkarawane (und es gab deren auf dem Wege nach Tſingtſchou-fu ſehr viele) konnte ich gewöhnlich ſchon auf einen halben Kilometer hören. Von den vielen tauſend Schubkarren, die mir auf meinen Reiſen durch die Provinz begegneten, gab es nicht einen, deſſen Rad nicht in der entſetzlichſten Weiſe gequietſcht hätte. Bei einer Karawane aber klang es, als wäre ein biſſiger Hund in eine Herde junger Schweinchen gefahren. Chineſiſchen Nerven ſcheint das wenig auszumachen, denn ſelbſt die bebrillten, gelehrten Herren, welche ſich auf Schubkarren in die Hauptſtadt zu den Provinzprüfungen radeln ließen, ſchliefen und ſchnarchten dabei wie in einem wonnigen Himmelbett. Als ich auf meinem Wege nach Tſingtſchou-fu die vielen prächtigen Steinpforten ſah, welche die Grundbeſitzer ihren Brüdern, Vätern, Müttern noch bei ihren Lebzeiten errichtet haben, und die mit ihren herrlichen Skulpturen, in weißen Marmor gehauen, hier und dort aus den grünen Feldern ragen, da fragte ich mich, warum ſo ein reicher Grundbeſitzer ſtatt ſolcher Ehrenpforten nicht ſtellenweiſe Gefäße mit Wagen-ſchmiere zur freien Benutzung der Schubkarrenkulis aufſtellt. Aber ich glaube, dieſe würden ſie gar nicht benutzen, den Schubkarrenkulis ſcheint das Quietſchen und Kreiſchen der Räder beinahe unentbehrlich, wie die Trommel oder Dudelſackpfeife den engliſchen Soldaten. Einſam tagsüber auf den ſtaubigen Wegen ihre Laſt einherſchiebend, iſt ihnen ihr Karren wie ein guter Kamerad und ſein lautes Geſtöhne wie der Nach-hall ihres eigenen Stöhnens, ein mitſchwingender Oberton; zeitweilig auf einer ebenen Wegſtelle klingt das Quietſchen ganz munter wie Geſang und vertreibt ihnen die Zeit; geht es bergauf, dann ächzt und krächzt der alte ſchwere Kaſten und ſpricht ihnen aus der Seele. Und geht es über Steinabhänge mit ihren fuß-, ja meterhohen

Stufen, ſo ſchreit ihr einradiger Gefährte ach und krach, ganz wie ſie ſelbſt thun würden, wenn er es nicht für ſie thäte. Warum ſollten ſie da ihrem Reiſegefährten, der ſo viel Mitgefühl äußert, mit Wagenſchmiere das Maul verſchmieren? Die Führer von Maul-

Ehrenpforte bei Tſingtſchou-fu.

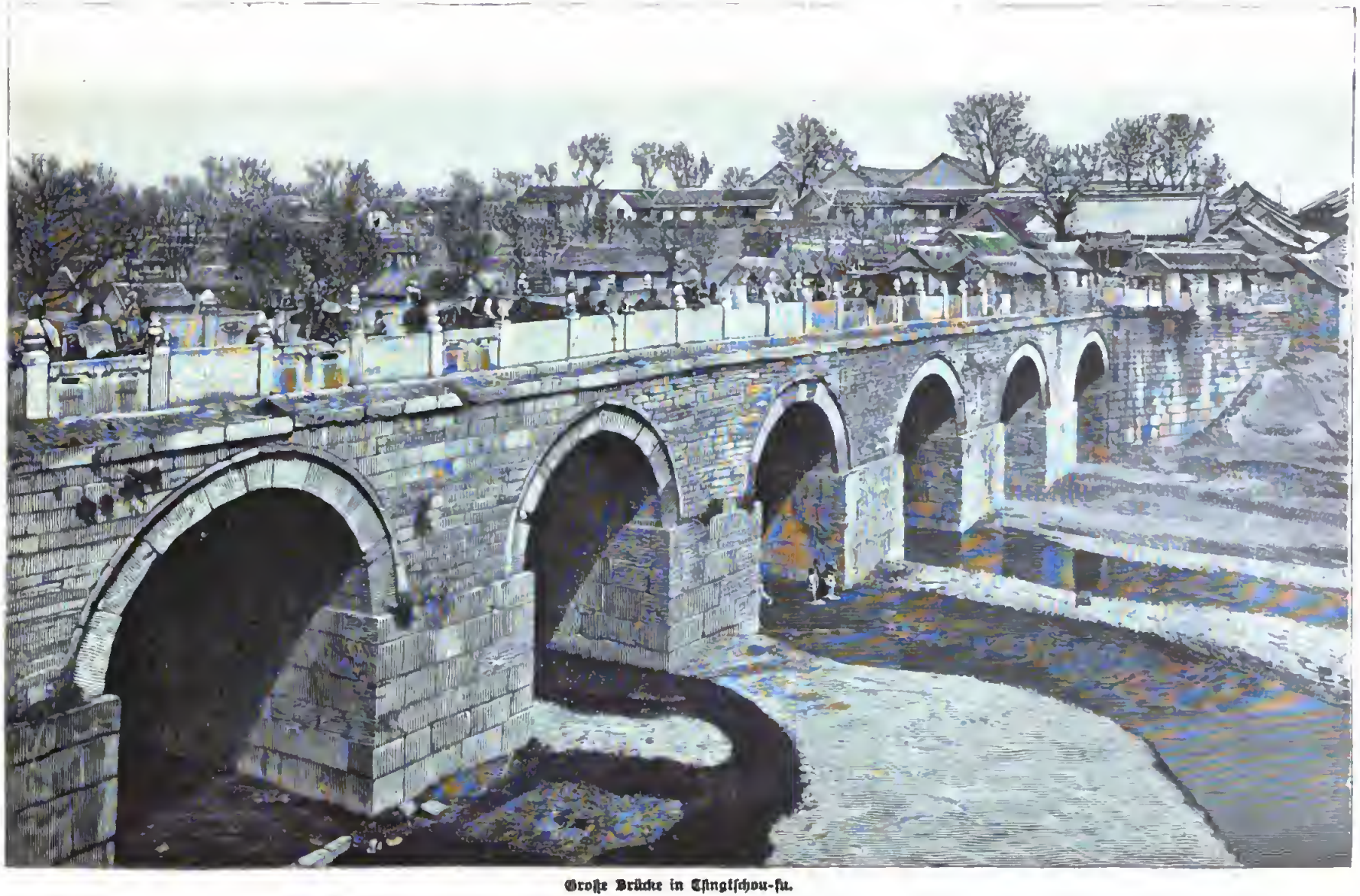
tierkarren ſind vornehmer. Zwiſchen den Rädern jedes Karrens hängt ein Fläſchchen mit Oel, und alle halben Stunden blieben meine Karrenführer ſtehen, um die Achſe einzuölen.

Die ganze Gegend zwiſchen Wei-hſien und Tſingtſchou-fu iſt der Hauptſache nach eben, und erſt ſüdlich und weſtlich der letztgenannten Stadt erſcheinen am fernen

Horizont Höhenzüge, dem Bergland des mittlern Schantung zugehörend. In der That zieht ſich dieſe Ebene von Wei-hſien ununterbrochen nordwärts über den Hoangho und den Kaiſerkanal bis nach Peking, und auf dem ganzen direkten Weg von Deutſch-China bis zu der nordiſchen Kaiſerreſidenz ſtellt ſich dem Reiſenden nicht der geringſte Hügel entgegen. Das Land iſt überall wohl bebaut, Acker reiht ſich an Acker, nur unterbrochen von den zahlreichen Dörfern, die gewöhnlich von einem Kranz von Maulbeerbäumen und Weiden umgeben ſind; auch der Kakibaum, fälſchlich Dattel genannt, erſcheint ſchon mit ſeinen wohlſchmeckenden Früchten; zuweilen liegen um die Dörfer große Obſtgärten mit Birnen-, Aepfel- und Pfirſichbäumen; auch Aprikoſen werden vielfach angetroffen; man pfropft Aprikoſenſchößlinge auf Birnbäume. Ich befand mich nun auf einem der größten Verkehrswege des Landes, der von Tſchifu, dem Haupthafen, nach Tſinan, der Provinzhauptſtadt, führt und ſich über dieſe hinaus, bis nach Schanſi und Honan fortſetzt. Auf den Landkarten iſt dieſer Weg wie eine europäiſche Chauſſee mit doppelten Strichen angegeben, in Wirklichkeit aber beſteht er wie alle andern nur aus ein paar tief ausgefahrenen Geleiſen, die ſich ſo häufig mit andern, nach den verſchiedenen Dörfern führenden Geleiſen kreuzten, daß meine Fuhrleute mehr als ein Mal den Weg verloren, und ich ſie mit dem Kompaß auf die richtigen Geleispaare zurückführen mußte. Erſt von Tſchangloa, einem Städtchen mit hoher Mauer, von feſten Türmen flankiert, wurde der Weg etwas beſſer, ja ſtellenweiſe war ſogar noch das alte Pflaſter vorhanden, d. h. es lagen auf dem Wege die alten gewaltigen Steinquadern dieſes Pflaſters ſo kunterbunt durcheinander, daß alle Wagen und Schubkarren dieſe Stellen vorſichtig in weitem Bogen umfuhren.

Spät abends trafen wir in Tſingtſchou-fu ein, am Stadtthore von einem Yamenbeamten und ein paar unbewaffneten Soldaten erwartet. Natürlich war auch hier wieder der neugierige Volkshaufe vorhanden, der mich bis zu dem katholiſchen Miſſionshauſe, meinem Abſteigequartier, begleitete. Wie ich dort von den franzöſiſchen Prieſtern der Miſſion erfuhr, kommt es nämlich auch hier nur ſelten vor, daß ein Europäer hier eintrifft, einen franzöſiſchen Seidenhändler aus Tſchifu ausgenommen, der jedes Jahr kommt, um Seideneinkäufe zu machen, aber dieſer Franzoſe trägt ebenſo wie die Miſſionare aller Kirchen die chineſiſche Kleidung.

Tſingtſchou-fu iſt eine der intereſſanteſten und eigenartigſten Städte von Schantung und blickt auf eine große Geſchichte zurück. Es iſt die Heimat der großen Kaiſerdynaſtie der Ming, welche vor der gegenwärtigen über China herrſchte, und auf den weiten grünen Feldern, welche ſich im Südoſten der Stadt innerhalb der Stadtmauern hinziehen, zeigte man mir die Stelle, wo einſtens ihr Palaſt geſtanden hat. Aber wie in Nanking, ihrer eigentlichen Reſidenz, ſo fand ich auch hier nur einige zerſtreut in den Feldern liegende Marmorblöcke davon. Von dem berühmten Schneepalaſt, der, aus weißem Marmor erbaut, ſich unweit davon in blendender Pracht erhob, iſt gar keine Spur mehr vorhanden, nur an der Stelle, wo einſt Mentzius in einem Saale dieſes Palaſtes gelehrt haben ſoll, erheben ſich zwei aus Stein gehauene Tierfiguren. Von den jetzigen feſten Stadtmauern konnte ich die Ruinen der frühern Stadtmauer ſehen,



Große Brücke in Tsingtschou-fu.

welche einen doppelt ſo großen Raum umſchloſſen haben muß; für die heutige Stadt iſt ſelbſt die jetzige Mauer viel zu groß, und die Hälfte des Raumes beſteht aus Feldern. Was ſie noch an Wohlſtand beſitzt, verdankt ſie der Seide. In keinem Teile der Provinz wird mehr und beſſere Seide erzeugt als in der Umgebung von Tſingtſchou-fu; beſonders die Rohſeide von Liukiu, einem Dorfe 20 Kilometer ſüdlich der Stadt, iſt berühmt wegen ihrer Feinheit. Alles wird nach Tſingtſchou-fu gebracht und hier zu Stoffen verarbeitet. Ueber tauſend Familien ſind mit Weben und Färben von Seide beſchäftigt; aber es iſt wie überall in China nur Hausinduſtrie, und in ganz Schantung, das doch ſo reich an Seide iſt, giebt es noch keinen Großbetrieb. Ich ließ mir in mehreren Seidenläden die Stoffe vorlegen und war überraſcht von ihrer Feinheit, ſowie der Zartheit und Gleichmäßigkeit der Farben. Dabei ſind dieſe Stoffe ſo wohlfeil, daß ſie einen erheblichen Ausfuhrartikel der Provinz bilden könnten, wenn — es iſt die alte Geſchichte — die Mandarine nicht wären. Dieſe geben den ganzen Seidenhandel der Stadt in die Hände eines Kommiſſars oder Courtiers, der ihnen für dieſen einträglichen Poſten 6 bis 700 Taels jährliche Pacht zahlt. Dafür treibt er ſich von jedem Kaufabſchluß gewiſſe Prozente ein. Er iſt es auch, der in Uebereinkunft mit den Händlern die Preiſe nach Gewicht und Qualität der Stoffe feſtſetzt, den ganzen Seidenhandel kontrolliert und verbucht und ihn in den Händen der Seidengilde beiſammenhält. Verſchiedene Seidenweber in der Stadt wie auf den Dörfern ſagten mir, ſie würden ſehr gern direkt mit ausländiſchen Käufern in Beziehungen treten, allein ſobald ſie den Verſuch dazu machen, wird die Sache dem Mandarin hinterbracht, und er erpreßt dann von ihnen doppelte „squeeze“, d. h. geſetzwidrige Abgaben.

Neben der Seideninduſtrie fand ich in Tſingtſchou-fu noch zahlreiche Meſſerſchmiede, und auch die Stahlſtreifen für Feuerſteine werden hier maſſenhaft angefertigt, denn trotz der großen Einfuhr von Streichhölzern giebt es noch immer Diſtrikte in der Provinz, wo nur der Feuerſtahl zur Verwendung kommt. In jedem Kleinladen bildet er einen Hauptartikel. Häufig iſt er auch nur ein Vorwand für Hazardſpiele. In den Hauptgeſchäftsſtraßen nicht nur hier, ſondern auch in andern Städten fand ich längs der Stadtmauern auf dem Straßenpflaſter Kleinhändler hocken, die Tabak, Streichhölzer, Erdnüſſe, Feuerſtahl und Schwamm, dann Fidibuſſe, Schnupftabak u. dergl. feilboten, alles auf der Erde oder in flachen Körben ausgebreitet. In der Mitte aber, gerade vor den Verkäufern, befand ſich in den Boden eingelaſſen ein flacher Stein, wie ein Rouletteti ſch in verſchieden bezeichnete Felder eingeteilt. Kommt irgend ein Käufer, ſo erſteht er den gewünſchten Artikel nicht durch Kauf, ſondern durch Spiel, indem er einige Caſhmünzen auf eines der Felder ſetzt. Dann wird gewürfelt oder aus einer Anzahl von numerierten Stäbchen eines gezogen. Die Chineſen ſind eingefleiſchte Spieler, und überall, in Kaufläden, in den Häuſern oder auf offener Straße geben ſie ſich Glücksſpielen hin.

Intereſſanter als die armſeligen, von wenigen Tempeln und Yamen unterbrochenen chineſiſchen Straßen von Tſingtſchou-fu ſind jene des Mohammedanerviertels. In der etwa 40 bis 50 000 Einwohner zählenden Stadt giebt es vielleicht ein Drittel

Mohammedaner, die ſich ganz ſo kleiden wie die Chineſen, deren Häuſer man aber ſofort dadurch erkennt, daß ſie über Thüren und Fenſtern ſtatt der Glückspapiere in chineſiſcher Sprache ſolche in arabiſcher Sprache aufgeklebt haben. Um die Moſcheen beſuchen zu können, rieten mir die franzöſiſchen katholiſchen Miſſionare, mir vom Stadtmandarin Soldatenbegleitung zu erbitten. Ich ſandte demgemäß den Schriftgelehrten der Miſſion mit meiner Karte zum Mandarin, und bald darauf erſchienen drei Soldaten, die ſich vor mir auf die Kniee warfen und mit der Stirne den Boden berührten. Der Schriftgelehrte, der zu ſeinem Gange den offiziellen Pelzhut mit roten Franſen aufgeſetzt und die Dienſtjacke angezogen hatte, brachte mir die Viſitenkarte des Mandarins mit der Meldung zurück, daß er ſofort Befehl gegeben habe, alle Tempel und ſonſtigen Sehenswürdigkeiten öffnen zu laſſen. In der That war die Hauptmoſchee, die ich zunächſt beſuchte, wohl geöffnet, aber der bezopfte chineſiſch-arabiſche Ulemma, der, einen weißen Turban auf dem Kopfe, mich am Eingang erwartete, ließ mich nicht eintreten. Ich beſtand auch nicht darauf, denn die Moſchee entpuppte ſich als ein chineſiſcher Tempel, deſſen Dach durch Holzſäulen getragen wird. Der Boden war wie in morgenländiſchen Moſcheen mit Matten bedeckt, und in der Richtung gen Mekka befindet ſich die Gebetniſche. Die Steintafeln zu beiden Seiten des Einganges trugen chineſiſche und arabiſche Schriftzeichen. Wie mir der Ulemma mitteilte, leben die chineſiſchen Mohammedaner ganz wie die andern Chineſen, nur haben ſie die arabiſche Zeitrechnung und feiern die kirchlichen Feſte Rhamadan, Beiram etc. mit den Arabern. Kommen ſie des Freitags in die Moſchee, ſo tragen ſie eine weiße, ſpitze Kegelmütze mit einem weißen Turban umwunden und verrichten vor dem Gebet die vorgeſchriebenen Waſchungen. Mit der Moſchee iſt auch eine mohammedaniſche Schule verbunden, in welcher die kleinen Jungen neben Chineſiſch auch Arabiſch leſen und ſchreiben lernen. Der Ulemma ſpricht auch, wie ich mich überzeugte, ganz gut Arabiſch.

Die größte Sehenswürdigkeit von Tſingtſchou-fu liegt etwa 4 Kilometer nördlich der Stadtmauer, ein herrlicher Buddhatempel, Tſchinglungtſe genannt, verbunden mit einem großen Kloſter, in welchem wohl an hundert Mönche weilen dürften. Um ihn zu beſuchen, mußten wir auf einer ſtattlichen Steinbrücke den mit klarem Waſſer gefüllten Nan-Yang-Ho überſchreiten, und die armſelige, aber belebte nördliche Vorſtadt von Tſingtſchou fu durchwandern. Der Tempel liegt mitten in den Feldern, beſchattet von ungeheuern chineſiſchen Cedern, herrlichen Bäumen von hohem Alter. Eine mit blühenden Glycinen umrankte Mauer ſchließt den ganzen Komplex ein, der gegen meine Erwartung ſehr gut erhalten iſt und keine Spur von jenem Verfall zeigt, der ſich ſonſt überall in den Städten offenbart. Der Oberbonze, der mich am Eingang, in einen ſchwarzen Talar gehüllt, empfing, ſagte mir auch, dem Kloſter ſeien zur Erhaltung der Tempelbauten 10 000 Mau (etwa 3000 Morgen) Land zugewieſen. Selten habe ich eine ſo herrliche Tempelanlage gefunden, die ſich den ſchönſten von Japan und Hinterindien zur Seite ſtellen kann. Der Haupttempel erhebt ſich in der Mitte des zweiten Hofes, ein köſtliches Gebäude mit prächtigen Holzſchnitzereien und grünem Porzellandach, beſchattet von rieſigen Cedern und umgeben von den Wohnungen der Bonzen. Im Innern ſteht

auf dem Hauptaltare ein vergoldeter Holzbuddha von doppelter Lebensgröße, in einer Niſche, welche ganz mit vergoldeten Holzſchnitzereien nach Art der arabiſchen Stalaktitenportale bedeckt iſt. Rings um dieſen Buddha ſtehen eine Menge kleinerer, zum Teil köſtlich ausgeführter Figürchen, dazu Trommeln, Bronzeglocken und Gongs mit kunſtvollen Hautreliefs bedeckt. Im dritten Hofe erhebt ſich ein zweiſtöckiges Gebäude, das die Bibliothek des Kloſters enthält, mit mehreren tauſend buddhiſtiſchen Werken, viele von hohem Alter. In der Mitte der Bibliothek thront ein mächtiger ſitzender Buddha von 8 bis 10 Meter Höhe, der durch beide Stockwerke bis zum Dache reicht. Die Bibliothek wird vom Proviantmeiſter des Kloſters auch als Vorratskammer für die Feldfrüchte benutzt, denn rings um den Buddha war Weizen und Hirſe aufgeſchichtet, auf welche der Proviantmeiſter ein großes Holzſiegel aufgedrückt hatte, um etwaige Diebereien ſofort zu erkennen. Beim Verlaſſen dieſer reizenden Anlage gewahrte ich auf den Feldern vor dem Ausgange, beſchattet von hohen Cypreſſen, die ſteinernen Grabmäler der verſtorbenen Bonzen und einen friſch aufgeworfenen Erdhügel. Wie ich nachher erfuhr, liegt dort der letzte Oberbonze begraben, welcher in Tſingtſchou-fu kürzlich von einer Frau ermordet wurde, in deren Haus er ſich eingeſchlichen hatte. Die Frau wurde freigeſprochen und den Bonzen ſeither verboten, ſich nach Sonnenuntergang in die Stadt zu begeben.

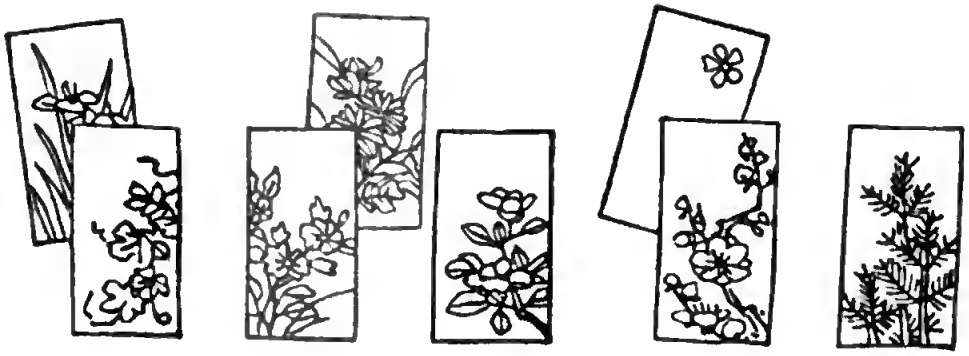
Einige Kilometer weiter nördlich liegt, von einer hohen Steinmauer umſchloſſen, wie eine alte Feſtung, die Mandſchurenſtadt von Tſingtſchou-fu. Hier wohnen etwa 3000 Nachkommen der mandſchuriſchen Eroberer, Soldatenfamilien, in denen ſich das kriegeriſche Handwerk vom Vater auf den Sohn vererbt, und die ſich weit vornehmer und beſſer dünken als das gewöhnliche chineſiſche Volk. Sie heiraten nur Mädchen ihres Stammes, und in ihrer Stadt dürfen Chineſen nicht einmal wohnen, ja es iſt ihnen verboten, die mandſchuriſche Stadt mit einem Wagen oder Schubkarren zu betreten. Man warnte mich ernſtlich davor, durch die Thore zu dringen; denn ich würde gewiß geſteinigt werden. Die Miſſionare meiden ſie und haben auch keine Bekehrungen unter den Mandſchuren gemacht, obſchon ſie in der ganzen Präfektur über 3000 Katholiken und mehrere hundert Proteſtanten zählen. Nichtsdeſtoweniger drang ich ſogar hoch zu Roß in die Mandſchurenſtadt ein und ritt beim jenſeitigen Thore wieder heraus. Die mandſchuriſchen Damen, die ſich bekanntlich durch ihre großen, nicht verkrüppelten Füße und gewaltige mit künſtlichen Blumen geſchmückte Friſuren vor den Chineſinnen auszeichnen, blickten etwas verdutzt drein, als ſie des Europäers anſichtig wurden, wohl des erſten, der zu ihnen gekommen. Die Männer mit ihren langen Schnurrbärten, in graue Kaftane gehüllt, machten ernſte, drohende Geſichter, aber nicht das geringſte Steinchen wurde nach mir geworfen. Stumm ließen ſie mich paſſieren. Was hätten ſie auch zu verbergen? Enge gepflaſterte Straßen mit niedrigen Häuſern, ohne Kaufläden, ohne geſchäftlichen Verkehr; ein paar Offiziersyamen mit den üblichen hohen Flaggenſtangen davor; hier und dort Gärtchen, in denen mandſchuriſche Jungen ſich im Pfeilſchießen übten, immer noch das Um und Auf mandſchuriſcher Soldatenherrlichkeit. Das war alles. Wie ich übrigens hörte, waren die meiſten Soldaten dieſer Feſtung vom Gouverneur der Provinz nach dem Weſten berufen worden.

Im Süden der Stadt erheben ſich die erſten Berge des das ganze mittlere Schantung einnehmenden Gebirges; auf einem dieſer Berge gewahrte ich einen Tempel, der, wie man mir erzählte, einen „wunderthätigen“ Götzen, von einer Anzahl Bonzen bedient, enthält.

Tſingtſchou-fu iſt übrigens auch im Beſitz eines europäiſchen Muſeums. Als ich von der katholiſchen Miſſion aus der benachbarten Baptiſtenmiſſion meinen Beſuch abſtattete, war ich überraſcht, in dieſer eine Art chineſiſcher Volksſchule nach europäiſchem Muſter zu finden, mit Lehrſälen, in welchen von europäiſchen Lehrern den Chineſen, darunter Schüler von 40 und 50 Jahren, Mathematik, Aſtronomie, Technologie ꝛc. gelehrt wurde. Im Anſchluß an dieſe Schule hat der Leiter derſelben, Dr. Whitewright, ein Engländer, in einem der vielen modernen Gebäude der Miſſion eine Art Muſeum eingerichtet mit Modellen europäiſcher Maſchinen, Eiſenbahnen, elektriſcher Einrichtungen, Brücken, Kirchenbauten u. dergl. Dieſes Muſeum wurde, wie Dr. Whitewright mir erzählte, im vergangenen Jahre von 100000 Menſchen beſucht (es dürften wohl erheblich weniger geweſen ſein), darunter auch die Prüfungskandidaten, die ſich, alljährlich aus der ganzen Präfektur hier zuſammenſtrömend, in der hinter dem Muſeum gelegenen Prüfungshalle litterariſche Grade holen wollen. Das Unternehmen iſt ſehr anerkennenswert, hat aber den Baptiſten keineswegs zu beſonders vielen Bekehrungen verholfen. Würden an die Stelle der Modelle des engliſchen Parlamentes, der St. Pauls-Kathedrale u. dergl. praktiſche Gegenſtände, wie Werkzeuge und in China einzuführende Handelsartikel kommen, ſo würde damit dieſen Thür und Thor geöffnet werden und das Muſeum ſo einen nicht nur den Chineſen, ſondern, was mir die Hauptſache ſcheint, auch den Europäern nützlichen Zweck erfüllen.

Chinesische Pyramiden.

Digitized by Google



Chineſiſche Pyramiden.

China iſt gewiß das Land der wunderlichſten Transportmittel, was vor allem ſeinen Grund in dem ſchon beſprochenen Mangel an fahrbaren Straßen hat. Sänften, getragen von Maultieren, Pflüge, gezogen von Menſchen, Geſpanne, beſtehend aus drei Tieren, Pferd, Ochs und Eſel nebeneinander, an Stelle von Karren Schlitten, an Stelle von Equipagen Schubkarren, Tragtiere verſchiedenſter Art, nur nicht ſolche, wie ſie in der übrigen Welt gebräuchlich ſind.

Als ich von Tſingtſchou-fu durch das Herz von Schantung nach der Provinzhauptſtadt reiſte, lernte ich ein Beförderungsmittel kennen, dem ich den Namen Segelnde Schubkarrenflotte auf Rädern geben möchte. In der Ferne gewahrte ich inmitten der grünen, wogenden Felder eine Reihe von Segeln auftauchen, blau, rot oder weiß, viereckig, vom Winde geſchwellt. Als dieſe Segelflotte näher kam, ſah ich, daß die Fahrzeuge nicht etwa Boote waren, die auf Waſſer einherſegelten, ſondern Schubkarren, gewöhnliche große Laſtſchubkarren, ſchwer beladen mit Kohle oder Töpferwaren aus Poſchan, und gelenkt von je einem ſchweißtriefenden Kuli. Vor ihm ſteckten auf den beiden Tragdeichſeln etwa mannshohe Segelſtangen, und zwiſchen dieſen waren die eigentümlichen Segel gehißt. Der Wind blies in ſie aus vollen Backen und half ſo zur Weiterbeförderung der ſchweren Laſten, die ohne ihn vielleicht nur durch Zuhilfenahme eines Zugtieres möglich geweſen wäre. Lange bevor man im Abendlande die Lokomotiven erfunden hatte, gab es in Amerika und zwar in Maryland Schienenwege, welche zur Beförderung der Kohle aus den Alleghanybergen nach Baltimore dienten, und man betrachtete es damals für einen großen Fortſchritt, als irgend jemand auf den Gedanken kam, die Waggons mit Segeln zu verſehen und durch den Wind treiben zu laſſen. Hier in Schantung ſtehen die Segel bei den Schubkarren gewiß ſchon ſeit Jahrhunderten in Verwendung, und auf meinen Fahrten durch die Provinz ſah ich deren Tauſende.

Ueberhaupt war der Verkehr auf dieſer Route zwiſchen Oſt und Weſt ungemein lebhaft; ſogar vierräderige, ſchwere Karren, die erſten, die ich in Schantung geſehen, kamen mir entgegen, gezogen von ſechs bis acht Tieren, Pferden, Maultieren, Eſeln, Ochſen, bunt durcheinander, und beladen mit Ballen von Baumwolle, Papier, Webſtoffen, Seide, Tabak. Reiſende zu Pferd oder in Schubkarren, Auswanderer in langen Zügen, mit ihren Weibern und Kindern als einziger Habe auf den Fuhrwerken, Karawanen mit Kohle, Eiſenwaren, Töpferwaren, Lumpen, Bohnenkuchen u. dergl. Eine Zählung würde wohl ergeben, daß jeder zehnte Mann in Schantung ein Schubkarrenführer iſt, ja ich möchte ſagen, daß die Blüte der Männer, die kräftigſten, geſündeſten, durchwegs

Segelſchubkarren.

Leute zwiſchen ſechzehn und fünfundzwanzig Jahren, ihre ſchönſten Jahre hinter dem Schubkarren verbringen. Was giebt es da für Prachtgeſtalten! Kerle mit Armen, Schenkeln und Waden wie römiſche Gladiatoren, nur in ein Lendentuch und ihre eigene bronzene Haut gekleidet, den langen, rabenſchwarzen Zopf drei- oder viermal um den Kopf geſchlungen, ſo ziehen ſie durch die Provinz. Morgens bei Sonnenaufgang (Uhren kennen ſie nicht, und damit auch nicht die Stunden) ſind ſie ſchon auf, ſtärken ſich mit einer Knoblauchſuppe, ein paar Taſſen Thee, natürlich ohne Zucker und Milch, denn der erſtere iſt nur wenig, die letztere gar nicht bekannt, und vertilgen dazu einen rieſigen Laib Brot; dann wird der Tragriemen um die Stierſchultern geſchlungen, der Schubkarren mit 8 bis 10 Zentnern, oft auch noch ſchwerer beladen, erhoben, und fort geht's auf die einſamen,

ſtaubigen Wege. Um die Mittagsſtunde herum traf ich ſie gewöhnlich am Eingange in die Dörfer, ihre Sieſta haltend. Das erſte und das letzte Haus dieſer Dörfer iſt gewöhnlich eine Herberge mit einem Flugdach aus Stroh davor. Hier ſtehen einige Tiſche und Bänke, ſowie ein offener Lehmherd, auf welchem der Theetopf ſiedet und ein paar andere Gerichte, zumeiſt Reis, Bohnen, Gemüſe zubereitet werden, in den ſeltenſten Fällen Fleiſch. Hier kaufen ſie ſich für zwanzig bis dreißig Caſh, d. i. vier bis ſechs Pfennige ihre Mahlzeit, ſtrecken ſich dann in den Schatten ihrer Schubkarren und ſchlafen ein Weilchen, oder ſie ſchwatzen, oder ſpielen, ſpielen um den Verdienſt des Tages, der Woche, je nachdem. Dann geht es wieder weiter, bis die Dunkelheit ſie zwingt, in irgend einer Dorfſpelunke einzukehren. Dort wird die dritte Mahlzeit des Tages genommen. Man ſollte doch erwarten, daß ſie nach vierzehn bis ſechzehnſtündigem Marſch, eine Laſt von zehn Zentnern vor ſich geſpannt, vor Müdigkeit umſinken müßten. Statt deſſen ſetzen ſie ſich gewöhnlich zu einem Spielchen zuſammen, und häufig genug wurde ich, da ich mit ihnen dasſelbe Hotel, wenn auch nicht denſelben Raum teilen mußte, noch um Mitternacht oder auch ſpäter von ihrem Gezänke aus dem Schlafe geweckt. Um vier Uhr am nächſten Morgen waren ſie wieder auf und davon. So geht es bei ihnen Tag für Tag, Jahr für Jahr, und ihre Ausdauer iſt bewunderswert. Dann haben ſie ſich vielleicht einige zwanzig Mark erſpart, heiraten und werden Bauern.

Durch die weite, ungemein fruchtbare und wohlbeſtellte Ebene von Tſingtſchou-fu nach Weſten reitend, erreichte ich bald das Gebiet des alten Königreiches Tſe-kuo, das ſchon unter dem erſten Kaiſer der Tſin-Dynaſtie, lange vor Chriſti Geburt, ſeine Selbſtändigkeit verlor. Die Hauptſtadt dieſes Königreiches war Lin-tſchi, etwa 10 Kilometer nördlich von meiner Route, und man hatte mir erzählt, daß dort häufig höchſt intereſſante Altertümer beim Pflügen der Felder zum Vorſchein kämen. Als ich aber nach einer in dem Dorfe Dſche-ho elend verbrachten Nacht am nächſten Morgen nach Lintſchi ritt, um nach derartigen Altertümern zu forſchen, konnte mein Boy mir trotz eifriger Nachfrage nur ein paar alte Kupfermünzen bringen. Mit ſolchen Kurioſitäten iſt es nicht nur in Schantung, ſondern auch in ganz China ſchlimm beſtellt. Man ſollte doch denken, daß es in einem Reiche von mehrtauſendjährigem Beſtand, deſſen Kultur älter iſt als jene der ägyptiſchen Pyramidenerbauer, von Altertümern wimmeln müßte; aber merkwürdigerweiſe konnte ich deren nirgends welche auftreiben. All die vielen Millionen Gegenſtände von Bronze, Porzellan, Email, die Skulpturen, Waffen ſind verſchwunden, und das kleine Aegypten bringt deren in einem Jahre mehr zum Vorſchein als das große China in einem Jahrzehnt. Vielleicht wird das beſſer werden, wenn einmal Eiſenbahnen und mit ihnen kaufluſtige Touriſten das Land durchziehen. Sobald die Chineſen erkennen, daß ſolche Altertümer viel begehrte und gut bezahlte Artikel ſind, werden ſie darnach ſuchen und nötigenfalls ſelbſt Altertümer fabrizieren, wie es ſchon jetzt in den großen Fremdenſtädten, wie Hongkong, Schanghai und Peking der Fall iſt. Heute werden die wenigen, wirklich wertvollen Sachen, die hie und da gefunden werden, von wohlhabenden Chineſen ſelbſt begierig aufgekauft, oder ſie werden von den Bauern an Händler verſchleudert, die ſie nach Schanghai oder Peking bringen. Die größten Maſſen aber

sind während der furchtbaren Taipingrevolution, dem blutigsten und verheerendsten Kriege aller Länder und Zeiten, zerstört und vernichtet worden. Indessen, es kommen, wie gesagt, immer noch zuweilen die herrlichsten Kunstwerke zum Vorschein, man darf sie aber dann nicht in der Provinz, sondern nur in den genannten Fremdenstädten suchen.

Als ich gerade über diesen verhältnismäßigen Mangel an Altertümern im Vergleich zu Aegypten nachdachte, gewahrte ich in der Ferne aus der Erde einen seltsamen Hügelzug auftauchen, der sich wie ein Ausläufer der südlich des Weges befindlichen Gebirge gegen Nordosten hinzog. Der erste dieser Hügel, etwa 14 Kilometer westlich von Tsingtschou-fu, erhebt sich etwa 200 Meter steil aus der Ebene, und das ganze obere Plateau desselben wird von einer hohen und starken Umwallung umschlossen, ohne daß ich innerhalb dieser, vielleicht 2 Kilometer langen Mauer irgend welches Haus oder Feld gesehen hätte. Derartige Mauern habe ich nicht nur in Korea gefunden, sondern auch später, im Westen und Süden der Provinz auf den steilsten und unzugänglichsten Kuppen, und am Fuße dieser Anhöhen sah ich stets, wie auch hier, ein größeres Dorf liegen. Diese Mauern wurden von den Dorfbewohnern vor etwa 40 Jahren zur Zeit der Taipings gebaut. Sobald diese blutdürstigen Mordbanden im Anzuge waren, flüchtete sich die ganze Einwohnerschaft mit ihrer Habe auf die Anhöhen hinter die Mauern und gaben die Dörfer den Taipings preis. Auch hierher, nach Tu-tang, waren diese Horden gekommen, und da Tu-tang als ein wohlhabender Ort bekannt war, machten sie sich daran, die Felsenfestung, in welche sich die Dorfbewohner zurückgezogen hatten, zu belagern und auszuhungern, denn dort oben auf dem kahlen, kalkigen Plateau konnte unmöglich Wasser für längere Zeit vorhanden sein. Eine Woche war verstrichen, auch die zweite, und die Taipings erwarteten schon stündlich die Uebergabe; da sahen sie, wie oben die Weiber frischgewaschene Wäsche auf den Festungsmauern zum Trocknen ausbreiteten.

Wo Wasser genug vorhanden war, um sogar Wäsche zu waschen, da konnten die Belagerten natürlich noch lange nicht an die Uebergabe denken. Die Taipings brachen die Belagerung ab und zogen weiter. In Wirklichkeit war jedoch schon die halbe Einwohnerschaft dort oben vor Durst verschmachtet, und die Weiber hatten in ihrer furchtbaren Not den glücklichen Einfall gehabt, das Wäschewaschen zu fingieren. Pu-tang ist also ein chinesisches Weinsberg.

Jenseits von Pu-tang fiel mir die regelmäßige Form der Hügel auf, welche sich westlich der Bergfeste quer über die Straße zogen, und zu meinem Feldglase greifend, sah ich nun, daß diese vermeintlichen Hügel Pyramiden waren. Pyramiden in China! Ich hatte von diesen noch nie etwas gehört oder gelesen, und deshalb war das Bild dieser großen Pyramidengruppe, die sich vor mir erhob, um so überraschender. Aehnliches habe ich nur einmal gesehen, als ich an einem Abend auf der Hotelterrasse von Heluan in Aegypten stand und jenseits des Nils, beschienen von der untergehenden Sonne, die ganze Pyramidenreihe von Gizeh bis Sakkara sich gegen den blauen Himmel abhob.

Solche Pyramiden, von gleicher Zahl, sollte ich hier, 85 Längengrade weiter östlich, in den Küstenländern des Gelben Meeres wiederfinden! In ähnlicher Steilheit

wie die ägyptischen Pyramiden, auch in einem ähnlichen Zustande der Erhaltung, ragen sie hier aus dem grünen Meer der wallenden Felder empor, noch mysteriöser als jene des Landes der Pharaonen. In unmittelbarer Nähe der ersten Pyramide, dicht am Wege, liegt ein von großen Weiden beschattetes Dörfchen, mit einem hübschen Tempel und einer elenden Herberge, Yü-schan-miau mit Namen. Dort stieg ich ab und hieß meine Photographen ihre Apparate auspacken, um diese seltenen Denkmäler aufzunehmen, wohl das erste Mal, daß dies geschehen ist, seit sie von einem unbekannten Volke vor undenklichen Zeiten errichtet worden sind. Wie jene der Aegypter, so sind auch diese Pyramiden Gräber von Königen einer bestimmten Dynastie, und obschon die Jahrhunderte viel von der ganzen Anlage verwischt haben, konnte ich doch erkennen, daß dieser Friedhof einer Königsdynastie einst großartig gewesen sein muß, großartiger vielleicht als jene der Ming, die ich bei Peking und bei Nanking gesehen habe. Der ganze Komplex umfaßt etwa einen Quadratkilometer und ist durchschnittlich 3 bis 4 Meter über die Ebene erhaben. Nach den aus großen Quadern aufgeführten, stellenweise noch erhaltenen Umfassungsmauern und der ganzen Terrainbildung zu urteilen, muß dieses ausgedehnte Plateau künstlich aufgeführt worden sein, eine übermenschliche Arbeit. Der Weg führt in einem tiefen Einschnitt mitten durch das Pyramidenfeld; stellenweise erheben sich zu den beiden Seiten des Weges mannshohe Marmortafeln, mit Inschriften bedeckt und durch gemauerte Dächer gegen Witterungseinflüsse geschützt. Fünf große und mehrere kleine Pyramiden liegen nördlich des Weges, sechs große südlich desselben. Die Höhe der großen Pyramiden, vom Plateau aus gerechnet, schwankt zwischen 40 und 60 Meter; die höchsten sind jene, die sich von dem Dorfe in südwestlicher Richtung in einer Reihe gegen einen hohen Kalkfelsen hinziehen, auf dessen Spitze sich eine Anzahl Tempel, Opferhallen und Steindenkmäler erhebt.

Wie alle Gräber in Schantung, so sind auch diese Königsgräber nur aus Erde aufgeführt, und es wunderte mich nur, daß die Form ihrer Terrassen und Stufen so gut erhalten ist. Selbst die Wände sind glatt und vom Regen nur wenig angegriffen. Dort wo dies der Fall ist, stellte sich die Anfüllung als ein Gemenge von Lehm und Schutt mit zahlreichen Scherben dar. Die Wände jedoch bestehen aus festgeknetetem und gestampftem Lehm. Jede Pyramide hat eine breite Stufenterrasse von 200 bis 400 Schritt Umfang und 20 bis 30 Meter Höhe, und auf dem Plateau dieses massigen Unterbaues erhebt sich, umgeben von steinernen Inschriftstafeln, eine kleinere Stufenpyramide. Die nördlichste Pyramide besitzt keine derartige Terrasse, sondern steigt vom Boden in fünf mächtigen, gleichmäßigen Stufen empor, so daß sie mich in ihrem ganzen Aussehen lebhaft an die berühmte Stufenpyramide von Sakkara erinnerte. Leider sind gerade die ältesten Steintafeln so verwittert, daß es zwecklos gewesen wäre, die Inschriften zu photographieren, und jene neueren Datums enthalten keinerlei Aufschlüsse über die Könige, an deren Gräbern sie errichtet sind, ebensowenig wie über deren Volk, das sich längst mit den Chinesen verschmolzen hat. Auch von Geschichtsbüchern, denen man dies entnehmen könnte, ist nichts vorhanden, denn der erste Kaiser der Tsindynastie, dieser Napoleon Chinas, dem es gelungen war, all die kleinen Fürstentümer und König-

Grabpyramiden von Yü-ſchan-miau.

reiche zu unterwerfen und unter sein Scepter zu bringen, ließ auch alle Geschichtswerke und Archive der verschiedenen kleinen Dynastien verbrennen. Als ich am nächsten Morgen meinen Weg fortsetzte, blieben die Pyramiden von Yü-schan-miau noch lange Zeit sichtbar, und erst als ich in die nördlichen Ausläufer des zentralen Berglandes von Schantung gelangte, verschwanden sie meinen Blicken.

Wie wenig die Tiere von den Chinesen belästigt werden, sah ich wieder an diesem Morgen. Rings um mich spielten und schwätzten munter unzählige Elsternpaare unbekümmert um die vielen Reisenden auf dem Wege. Keck blieben sie sitzen, bis ich sie mit der Reitgerte hätte berühren können, dann erst flogen sie ein paar Schritte weiter. Jedes Dorf beherbergt eine Menge Elstern, und in dieser Gegend sind sie vielleicht zahlreicher als die Spatzen. Als wir eine Zeitlang den Ufern des Tschi-ho entlang gezogen waren, sah ich nur wenige Schritte von mir Raben nach Fröschen fischen, Reiher und Königsfischer standen an dem sandigen Ufer und putzten sich das Gefieder, ja ein großer Geier hockte auf einem Felsblock im Wasser und ließ sich durch unser Kommen gar nicht aus seiner Ruhe stören.

Plötzlich hörte der Weg vor mir auf. Ungewiß, wohin ich mich wenden sollte, blickte ich nach meinen Karrenführern zurück, und sie deuteten mit der Peitsche in das steinige Flußbett. Der große Weg von Tschifu nach der Provinzhauptstadt führt hier in der That mehrere Kilometer weit im Flußbett und kreuzt sogar wiederholt den augenblicklich allerdings ganz seichten Fluß. Wie es mit dem Reisen bestellt sein mag, wenn die sommerlichen Regengüsse das ganze Flußbett mit reißenden, gelben Fluten erfüllen, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Erst in der Nähe von Sin-tiang wird der Weg besser. Dieses Sin-tiang ist ein großer Marktflecken, eine der Hauptstationen auf der Route zwischen Ost- und West-Schantung, aber ich fand es auf keiner Karte angegeben. Vielleicht rechneten die Kartenzeichner darauf, daß es in kurzer Zeit nicht mehr vorhanden sein dürfte, denn so zahlreiche, moderne Ruinen wie hier habe ich sonst in der Provinz nur am Hoangho gesehen. Mitten auf der Hauptstraße, umgeben von elenden Hütten, mit armseliger, zerlumpter Bevölkerung erheben sich hier Ruinen von Tempeln und großen Steinhäusern, zerfallende Mauern und Steinhaufen, alles wohl noch von der Taipingrevolution herrührend, aber dem Aussehen nach so frisch, als wäre Sin-tiang gestern von einem Erdbeben heimgesucht worden. Was diesen Eindruck erhöht, ist die unbegreifliche Nachlässigkeit der Chinesen in Bezug auf die Wege. Fällt heute auf der Hauptstraße irgend ein Steinbogen, eine Brücke, ein Haus zusammen, dann möge der liebe Herrgott für die Passanten weiter sorgen, der Chinese thut es nicht. Weder der Ortsmandarin, noch die Bürger, noch die nächsten Nachbarn, noch die Reisenden kümmern sich im geringsten darum. Die Steinhaufen, die großen, behauenen Quadern des zerfallenen Baues bleiben jahrzehntelang an derselben Stelle liegen, wohin sie gefallen sind. Die Karren, Reiter und Schubkarren werden den Trümmern rechts und links ausweichen, nötigenfalls ihren Weg durch eine Seitenstraße nehmen, oder ganz um den Ort herumfahren. Ist gar keine andere Möglichkeit vorhanden, so werden sie unter Gefahr für ihre Tiere und Fuhrwerke über die Trümmer

ſelbſt hinwegklettern; aber keinem chineſiſchen Meiſter Hämmerlein würde das einzig mögliche Mittel in den Sinn kommen, das Hindernis aus dem Wege zu räumen, ſelbſt wenn es nur ein einziger Steinblock wäre. Tauſende von Schubkarrenführern nehmen während vieler Jahre vielleicht allmonatlich den gleichen Weg hin und zurück, jedesmal erfordert es ungeheure Anſtrengung für ſie und ihre Tiere, über dieſe Trümmer hinwegzukommen. Würden ſich einmal mehrere von ihnen verbinden, um die paar Steine beiſeite zu ſchaffen, ſo wäre der Weg für alle folgenden Fahrten frei; aber dieſe einfache Selbſthilfe ſcheint ihnen nur in den ſeltenſten Fällen in den Sinn zu kommen. Ich habe das überall auf allen Wegen, in Ortſchaften und auf offenem Felde wahrgenommen, hauptſächlich aber gerade in dieſem Sin-tiang. In anderen Ländern benützen die Einwohner wenigſtens die Trümmer zur Erbauung ihrer neuen Häuſer, und Tunis beiſpielsweiſe iſt ganz aus den Trümmern des zerſtörten Carthago aufgebaut worden. Hier in Sin-tiang bauten ſich die Leute ihre Hütten aus Lehm, den ſie noch dazu weit herholen mußten, während doch die ſchönſten Steinquadern vor ihrer Naſe lagen. Es iſt überhaupt ein tolles Neſt, mit einer verlotterten Bevölkerung, die ihre Haupteinnahmequelle aus dem Fremdenverkehr zu ziehen ſcheint. Bettler, mit allerhand Gebrechen behaftet, warfen ſich mitten auf der Straße vor mir auf die Knie und baten laut um Almoſen; die Beſitzer der vielen Gaſtherbergen ſtellten ſich mir in den Weg und luden mich ein bei ihnen abzuſteigen, ja manche ergriffen die Zügel meiner Karrenpferde und verſuchten die Karren gewaltſam in ihre Hotels zu zerren, ſo daß ich recht energiſch abwehren mußte. An den Herbergseingängen ſtanden allerhand bemalte und bepuderte Weiblein, ſo aufdringlich, wie ich es ſonſt in Schantung nicht bemerkt habe. Aber es half alles nichts. Dieſes moderne Pompeji machte einen zu unangenehmen Eindruck, und ich war froh, als ich wieder beim anderen Thore heraus und in der offenen Landſchaft war.

Auch in der ſonſt ſo fruchtbaren Gegend ringsum war alles in Ruinen. Eine Stunde weſtlich von Sin-tiang traf ich ſeit meiner Abreiſe von der Meeresküſte auf den erſten, übrigens nur niedrigen Höhenzug, der ſich auch noch nördlich des Weges auf 5 bis 6 Kilometer fortſetzt, um ſich dann in der ungeheuren Ebene des Hoangho zu verlieren. Der ſchöne, ſchwarze Marmor, den er enthält, wird in den Dörfern zu Mühlſteinen, Quadern, Säulen, aber auch zu kleineren Objekten wie Tuſchſchalen, Kugeln ꝛc. verarbeitet, und in den zwei nächſten Dörfern, die ich paſſierte, arbeiteten die fleißigen Steinmetzen faſt vor jedem einzelnen Hauſe auf der Straße. Die Tempel und Ehrenbogen in dieſen Dörfern ſind ganz aus dieſem Marmor erbaut und mit zum Teil ſehr ſchönen Skulpturen bedeckt. Jenſeits des Höhenzuges breitete ſich das weite Thal des aus den ſüdlichen Gebirgen kommenden Hſi-an-fu-ho vor mir aus, und dieſen waſſerreichen Fluß entlang führte mich mein Weg nun in den reichen Kohlendiſtrikt von Poſchan, einen der wichtigſten Punkte der künftigen deutſchen Eiſenbahn.

Mein erſter Kulſchyer.

Die Kohlendiſtrikte von Schantung.

Als einer der Hauptgründe für die Wahl von Kiautſchou zum deutſchen Hafen in China iſt das Vorhandenſein von Kohlen in der Nähe dieſes Hafens genannt worden. Mit Mandeln und Roſinen kann man keine Lokomotiven und Schiffe heizen; ſoll der Hafen gedeihen, ſo muß das Hinterland durch eine Eiſenbahn geöffnet werden, und für dieſe Eiſenbahn iſt billige Kohle gerade ſo notwendig wie für die Schiffe. Eins hängt am andern, fehlt eins, ſo macht es das andere unmöglich. Kohle, und zwar gute und reichliche Kohle, iſt alſo eine der wichtigſten Grundbedingungen für Kiautſchou, zumal jetzt, wo andere Mächte im Gelben Meer feſten Fuß gefaßt haben und für ihre Flotten Kohlen bedürfen, wo überdies der Dampferverkehr in Oſtaſien einen ungeahnten Aufſchwung genommen hat und immer noch in ſo raſchem Steigen begriffen iſt, daß die vorhandenen Kohlengruben in Japan und Nord-China den Bedarf lange nicht decken

können. Der spanisch-amerikanische Krieg, die Besetzung von Weihaiwei und Port Arthur haben im Frühjahr 1898 eine wahre Kohlennot zur Folge gehabt, die Kohlenpreise stiegen ins ungeheuerliche. Die schwarzen Diamanten mußten von den Antipoden, aus Europa, herbeigeschafft werden, und dabei liegen großartige Mengen davon nur einige Eisenbahnstunden von Kiautschou entfernt in den Eingeweiden der Erde. Es fehlen aber die Mittel zu ihrem Transport nach Kiautschou, so daß dort sogar für den gewöhnlichen Hausbedarf Mangel an Brennmaterial herrscht und die Bevölkerung mit Stroh, ja wie schon in einem früheren Kapitel erwähnt, mit dürrem Gras heizt, das mit den Wurzeln aus der Erde gekratzt wird.

Es war deshalb natürlich, daß ich auf meinem Wege von dem deutschen Seehafen nordwärts durch die Provinz diese Kohlenlager besuchte. Obschon fast in dem ganzen mittleren Teile von Schantung Steinkohlen vorhanden sind, befinden sich, soweit bis jetzt erforscht, die bedeutendsten Kohlenlager an drei Orten: im Süden von Wei-hsien, dann im Süden von Poschan und rings um Itschou-fu. Ich betone: „soweit bis jetzt erforscht", denn eine richtige wissenschaftliche geologische Aufnahme des mittleren Schantung ist niemals gemacht worden, ja sogar die genannten drei Kohlenlager sind ihrer Stärke und Ausdehnung auch vollständig unbekannt; sie wurden von Chinesen entdeckt und werden auch heute noch ausschließlich von Chinesen ausgebeutet.

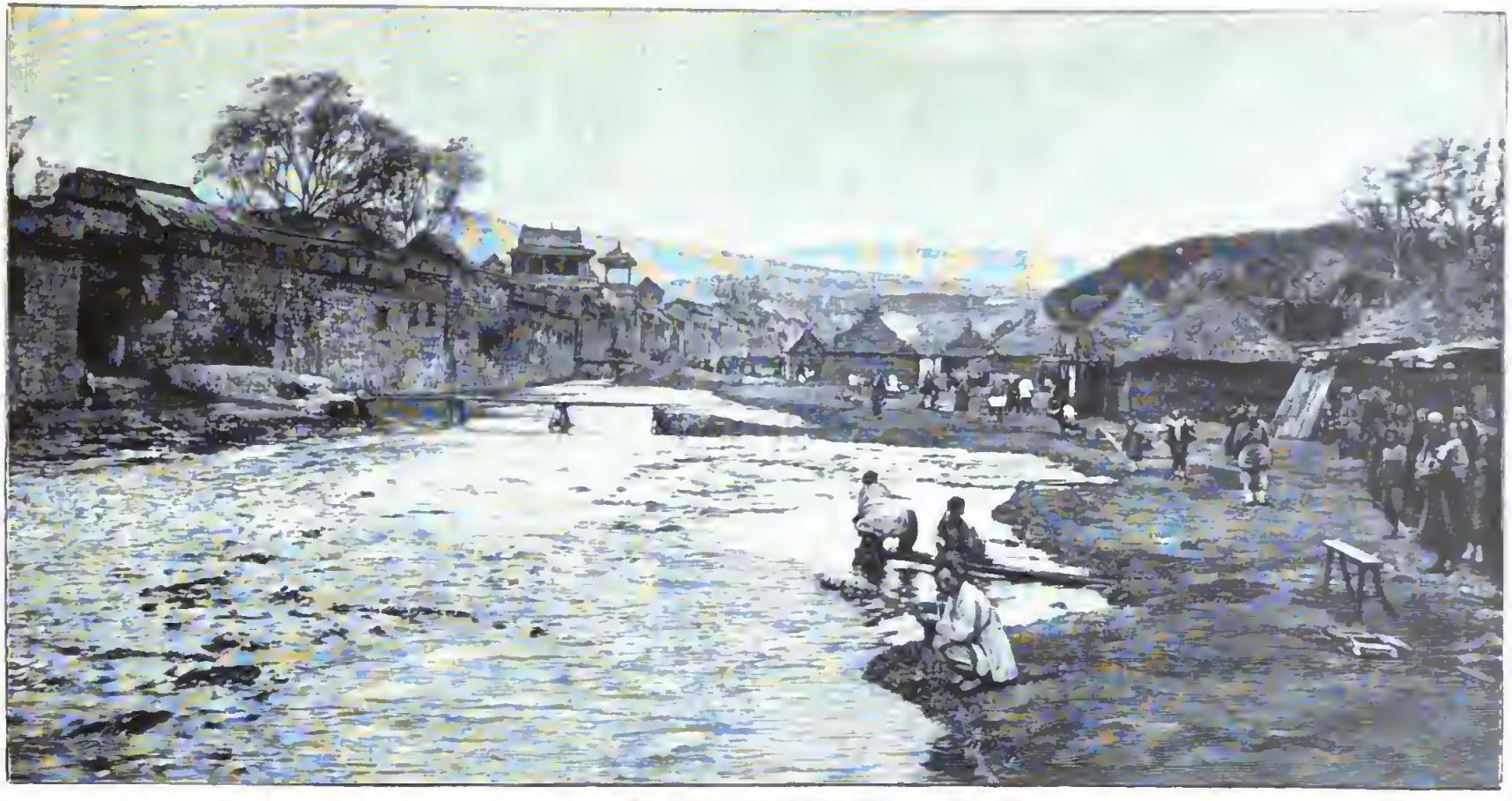
Etwa 20 Kilometer südlich von Wei-hsien kamen meiner Reisekarawane zahlreiche Schubkarren entgegen, vorn von Maultieren oder Eseln gezogen, hinten von schweißtriefenden Kulis geschoben. Auf jedem Schubkarren befanden sich zu beiden Seiten des Rades je 2 bis 4 Körbe mit Steinkohlen gefüllt, die ersten Steinkohlen von Schantung, die ich zu Gesicht bekam, denn in dem nahen deutschen Hafen Tsingtau wird nicht mit solchen, sondern mit japanischen Steinkohlen geheizt. Auf meine Frage, woher die Kohlen kämen, deuteten die Kulis nach Westen und bemerkten, dort sei die ganze Gegend voll Steinkohlen. In der That stieß ich schon nach einstündigem Ritt auf dem elenden, mit fußtiefem Staub bedeckten Feldweg auf die ersten Gruben, und weiterhin bis zu den sanften Anhöhen im Westen war die ganze Ebene im Umkreise von mehreren Kilometern mit solchen schwarz umränderten Gruben bedeckt: viereckige Löcher von verschiedener Tiefe, deren Boden in den meisten Fällen mit Wasser gefüllt war. Weit und breit war kein Mensch zu sehen; die Schächte waren vollständig verlassen, Leitern, Holzwerk und Winden waren nicht vorhanden, und es war mir deshalb nicht möglich hinabzusteigen; doch sah ich bei manchen, nicht mit Wasser gefüllten, daß am Grunde, in einer Tiefe von 5 bis 15 Meter horizontale Stollen lagen. Die Gruben waren augenscheinlich bearbeitet worden, solange das Wasser diese Bearbeitung nicht unterbrach, oder solange die Kohlenadern Ertrag lieferten. Dann wurden sie aufgegeben und der Abbau an einer anderen Stelle neu aufgenommen.

Erst nahe der Hügelkette stieß ich auf einige Gruben, in denen gearbeitet wurde, und das mit den einfachsten Mitteln. Während eine Anzahl Arbeiter im Stollen arbeiten, tragen andere die gewonnenen Kohlen in großen Körben aus Rindshaut zum Schacht, und dort werden die letzteren, beiläufig je 100 Catties (60 Kilo) enthaltend,

mittels gewöhnlicher Winden zu Tage gehoben und in der Nähe der Grube in großen Haufen aufgeschüttet. Auch das Wasser wird in ähnlicher Weise aus der Grube geschafft. Natürlicherweise steigt das Wasser unter solchen Umständen zuweilen viel rascher, als es herausgeschafft werden kann, und die Grube muß dann aufgegeben werden.

Nirgends sah ich auch nur die einfachste Pumpe in Verwendung, ja ich habe in ganz Schantung überhaupt nirgends eine Pumpe gesehen. Nur in I-hsien sind europäische Pumpwerke vorhanden, doch habe ich die dortigen Kohlenwerke nicht besucht. Wie mir später in Wei-hsien die Missionare der dortigen presbyterianischen Mission erzählten, hatte sich im Jahre 1890 auch ein Grubenbesitzer aus Schanghai entschlossen, Pumpmaschinen aus Birmingham kommen zu lassen. Sie langten in Tschifu an und wurden wegen der vollständigen Unmöglichkeit des Landtransportes zunächst in Dschunken nach Tigerhead geschafft, einem kleinen in der Nähe von Laitschau-fu gelegenen Hafen, dem nächsten für die Kohlenfelder von Wei-hsien. Die Flußmündungen, welche auf den Landkarten nördlich von Wei-hsien längs der dortigen Bucht verzeichnet sind, bestehen nicht, ebensowenig wie die festen Ufer; alle aus der zwischen Kiautschou und Wei-hsien gelegenen Ebene kommenden Flüsse verlaufen schon wenige Kilometer nördlich der letztgenannten Stadt in einem ungeheuern Küstensumpfe, der sich mit geringen Unterbrechungen bis an die neueste auf den Landkarten noch gar nicht verzeichnete Hoanghomündung hinzieht. Das nur beiläufig. Genug, die Pumpmaschinen wurden mit riesiger Mühe und erheblichen Kosten von Tigerhead auf die Kohlenfelder geschafft, wo sie liegen blieben. Aus Sparsamkeitsgründen hatte nämlich der Grubenbesitzer keinen sachkundigen Mechaniker aus Schanghai oder Tschifu mitkommen lassen; ohne einen solchen konnten die Pumpmaschinen nicht aufgestellt werden. Bevor aber der schließlich doch verschriebene Mechaniker anlangte, stahlen die guten Chinesen an den offen daliegenden Pumpen alle Messingbestandteile, drehten die Schrauben ab und ließen nur die schwersten Eisenteile liegen, welche sie nicht fortschleppen konnten. Der Mechaniker erklärte, unter solchen Umständen selbstverständlich mit dem Reste nichts machen zu können, ja die gestohlenen Stücke konnten nicht einmal nachbestellt werden, weil sie doch angepaßt werden mußten. Es blieb nichts übrig als eine vollständige Neulieferung von Pumpmaschinen. Aber dem Grubenbesitzer war die Lust dazu vergangen, und so liegen denn die verrosteten Pumpenreste heute noch in der Nähe der Grube, und auf dem ganzen, viele Kilometer weiten Kohlenfelde arbeiten die Chinesen nach wie vor mit Rinderhäuten und Winden. Wahrscheinlich müssen sie des nicht zu bewältigenden Wassers halber ihre Gruben gerade dann aufgeben, wenn sie auf die reichsten Kohlenadern stoßen; ein regelrechter Betrieb von seiten europäischer Besitzer dürfte also gerade in den verlassenen Gruben große Ausbeute zur Folge haben.

An den offenen Gruben wird mit Schichten von je 50 Mann, nach Bedarf auch zur Nachtzeit, gearbeitet; die Arbeiter in den Gruben erhalten einen Tagelohn von 300 kleinen Cash, nach dem heutigen Silberkurse etwa 35 Pfennig, die andern, welche an den Winden und mit Karrenziehen oder Schaufeln beschäftigt sind, 200 kleine Cash (etwa 25 Pfennig) täglich. In neuester Zeit sind östlich des bisher bekannten und ausgebeuteten Kohlenfeldes, in der Ebene neue Gruben geöffnet worden, welche aber



Poschan und der Hsiau-fa-fluß.

Digitized by Google

viel schlechtere Kohlen liefern. Unfälle durch Explosionen kommen in den Gruben nur selten vor; dagegen herrschen zwischen den Arbeitern und Grubenbesitzern wegen der Lohnzahlung fortwährende Reibereien; 1896 wurden gelegentlich eines Aufstandes der Kohlenarbeiter einige Mann getötet. Der Besitzer einer Grube, den ich über das Verhältnis zur Regierung und die Abgaben ꝛc. befragte, antwortete, Minengesetze oder Bestimmungen über die Ausbeutung der Gruben gebe es nicht. Entdeckt jemand Kohle auf seinem Lande, so zahlt er dem Mandarin ein Kumscha (Trinkgeld) und erhält dafür die Erlaubnis, einen Schacht anzulegen; kann er dem Mandarin nicht zahlen, so beutet dieser die Kohlenlager unter Umständen selbst aus. Ueberhaupt sind die zahlreichen Grubenbesitzer fortwährenden Erpressungen durch die Beamten unterworfen; größere Eigentümer oder gar Gesellschaften sind nur wenige vorhanden. Jeder Eigentümer beutet seine Grube nach Belieben aus, bei großer Nachfrage läßt er Tag und Nacht arbeiten, bei geringer die Arbeit eine Zeitlang ganz unterbrechen, so daß der wirkliche Gesamtertrag der Kohlenfelder von Wei-hsien sich jeder Berechnung entzieht.

Das Mitnehmen von Kohlenstücken aus den Gruben, um sie bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit zur chemischen Untersuchung nach Deutschland zu senden, hätte ich mir ersparen können, denn ich fand Kohlen aus den verschiedenen Bezirken in der amerikanischen Mission von Wei-hsien, darunter Stücke von 50 bis 60 Kilogramm Gewicht. Im allgemeinen ist die Kohle von Wei-hsien jedoch bröckelig, erdig, wenig teerhaltig; sie brennt hell, giebt aber wenig Wärme und viel Asche. Die früher aus den westlich gelegenen Gruben gewonnene Kohle war besser und läßt sich, nach der Aussage der Missionare, mit der besten Anthracitkohle vergleichen. Der Preis der Kohle stellt sich an den Gruben selbst auf etwa 500 kleine Cash pro Picul, also etwa 9 Mark pro Tonne; in Wei-hsien kostet die Kohle schon 7500 kleine Cash pro 1000 Catties, d. h. also etwa 1,50 Mark pro 100 Kilogramm.

Die beste Kohle von Schantung und wohl auch die reichsten Kohlenlager befinden sich im Herzen der Provinz südlich von Poschan. Schon auf dem Wege dahin, das breite Thal des Hsiau-fa-flusses aufwärts, begegnete ich Schubkarrenkolonnen mit prächtigen Glanzkohlen in großen Stücken. Dieselben waren für die Provinzhauptstadt Tsinan-fu bestimmt, teilweise auch für den neuen Kanal, der Tsinan-fu mit dem Golfe von Petschili verbindet. Auf Kähnen werden die Kohlen bis an die Küste gebracht und von dort, allerdings nur in kleinen Mengen, nach Tschifu verschifft. In der etwa 30 Kilometer nördlich von Poschan gelegenen befestigten Stadt Tsetschuan sah ich die ersten größeren Kohlenlager mit zusammen vielleicht 1000 Tonnen, nicht nur aus dem Distrikte von Poschan herrührend, sondern auch aus dem, Hungschan genannten Höhenzuge, der das Flußthal an der Ostseite von Tsetschuan bis Poschan begleitet. Dort liegt die Kohle an den Berghängen ziemlich offen zu Tage, ja in manchen Dörfern liegen Kohlengruben unmittelbar hinter den Häusern, und die Einwohner holen sich täglich davon, so viel sie bedürfen, wie aus einem nie versiegenden Kohlenkeller. Hinter Tsetschuan mehrten sich die Schubkarrenkolonnen, welche die schwarzen Diamanten aus Poschan nach der

Tsaischan.

erstgenannten Stadt brachten. Jeder Karren war mit etwa 8 bis 10 Centner beladen, und die Kulis erhalten für die Beförderung dieser Last auf dem 30 Kilometer langen Wege 1000 kleine Cash, also etwa 1 Mark 25 Pf.

Je weiter ich nach Süden kam, desto mehr engten die Höhenzüge das Flußthal ein, und Poschan selbst ist von 500 bis 800 Meter hohen Bergen ganz umschlossen, dem Yuen-Schan im Westen, dem Yeschuen-Schan im Süden und dem Hei-Schan, d. h. Kohlenberg, im Südosten. Nur der letztere, etwa 6 Kilometer von der malerischen altertümlichen Stadt entfernt, enthält Kohle, von der ich nahe der Stadtmauer große Mengen, viele Hunderte Tonnen enthaltend, aufgehäuft sah.

Der Stadtmandarin, ein liebenswürdiger noch junger Mann, teilte mir mit, es wären im Monat April zwei Deutsche in Poschan gewesen, um sich nach den Kohlen umzusehen. Sonst jedoch wäre seit Menschengedenken kein Europäer nach der Stadt gekommen, was ich auch durch das Aufsehen bestätigt fand, das mein Kommen erregte. Der Mandarin war über die baldige Erbauung einer Eisenbahn anscheinend hocherfreut. Seiner Mitteilung nach sind die ungemein zahlreichen Kohlengruben des Hei-Schan der uneingeschränkte Besitz von eben so vielen Kaufleuten aus Poschan, Schanghai, Schansi ꝛc. Es besteht unter ihnen keine Einigung:

jeder beutet seine Grube nach Belieben aus und hat keinerlei Abgaben an die Regierung zu leisten. Daß aber der Herr Mandarin und seine Yamenbeamten die Eigentümer in unverschämter Weise schröpfen und bedrücken, verschwieg er mir wohlweislich. Ich erfuhr es aber doch von den Einwohnern, die ich darüber befragte. Der gute Mandarin that überhaupt sehr arm; Poschan sei keine reiche Stadt, es fehle an Unternehmungsgeist und an Geld. Er sandte mir aber in mein Hotel doch eine prächtige Mahlzeit von vierzig Schüsseln mit allerhand Leckereien. Als er mich besuchte, schenkte ich ihm dafür einen silbernen Bleistift; er wußte aber nicht, was er damit beginnen sollte, worauf ich ihm die Verwendung auf einem Stück Papier zeigte. Er wie seine Adjutanten und Soldaten, die natürlich auch in mein Zimmer eingedrungen waren, beobachteten mein Thun mit gespannter Aufmerksamkeit. Man kann daraus ersehen, daß die gute Kohlenstadt von Schantung mit europäischen Waren nicht besonders reich gesegnet ist. Sie ist vielleicht die gewerbreichste Stadt der Provinz, und doch giebt es hier nicht einen Einwohner, der jemals in Schanghai war, oder der auch nur ein Wörtchen Englisch spricht.

In Poschan sowohl wie in der benachbarten, nur durch das breite steinige Bett des Hsiau-sa-flusses von Poschan getrennten Stadt Yön-tscheng fand ich auch viele andere Industrien, Wagenbauer, Töpfereien, vor allem Glasbläsereien. Die Hauptstraße von Yön-tscheng zeigt fast in jedem dritten Hause eine derartige Werkstätte, in welcher gewöhnlich 4 bis 6 Arbeiter mit ähnlichen Mitteln wie bei uns an der Herstellung von Glasflaschen, Perlen, Armreifen, Trinkgläsern und auch von Stangenglas arbeiten. Glasscheiben für Fenster habe ich nirgends gesehen, die größten Scheiben waren solche, wie sie für Laternen verwendet werden. — Die Perlen und Imitationen aus dem bei den Chinesen so beliebten Nephrit (Jade) waren von sehr hübschen Farben, und die dafür erforderlichen Farbstoffe werden ebenfalls hier hergestellt. Die Leute ließen mich überall in ihre Werkstätten eintreten, verfertigten in meiner Gegenwart Flaschen oder Gläser, die sie mir mit freundlicher Miene darboten, und nirgends bemerkte ich etwas von Fremdenhaß.

Nach den Kohlenminen wurde ich von Yamenbeamten begleitet. Durch die malerischen, zinnengekrönten Stadtmauern hinaus führte unser Weg im schattigen engen Thale des Hsiau-sa aufwärts; aber schon 3 Kilometer oberhalb der Stadt hörte der wasserreiche Fluß plötzlich auf, und die auf den Karten weiter südlich verzeichneten Flüsse sind in Wirklichkeit nicht vorhanden. Der Hsiau-sa entquillt nämlich hier in einem mächtigen Strom der Bergwand, und über dieser wasserreichen Quelle erhebt sich ein großer, sehenswerter Tempel.

Die nächste Grube ist von hier noch etwa 3 Kilometer entfernt. Die ganze langgestreckte Bergwand ist dort mit zahllosen Gruben bedeckt, in denen die Kohle in 2 bis 3 Meter starken Flözen vorkommt. Das in den Gruben sich ansammelnde Wasser wird entweder durch Pferde mittels Körben aus Rindshaut gehoben oder durch horizontale Stollen abgeleitet und sprudelt die Bergwand herab. Die Arbeiter erhalten hier einen höhern Lohn als in Wei-hsien, nämlich 500 bis 600 kleine Cash, nach dem jetzigen Silberkurse etwa 60 Pfennig täglich; ihre Arbeit ist aber auch schwieriger, denn die

Gruben liegen nicht in der Ebene und erreichen eine Tiefe von 25 bis 35 Meter. Auch hier sind keinerlei Maschinen oder Pumpwerke in Verwendung: die Kohle wird mittels Winden in Körben emporgezogen und dann auf Schubkarren verladen, welche sie auf schmalen Pfaden die Bergwand abwärts bringen. Auf dem Berge, an den Gruben stellt sich der Preis der ganz vorzüglichen Kohle auf 2 kleine Cash das Kilo, in der Stadt bereits dreimal so viel, d. h. also die Tonne auf 7 Mark 50 Pfennig. Was könnte in Poschan durch die Vereinigung all der kleinen Betriebe unter einer Leitung und die Anlage einiger maschineller Einrichtung alles gewonnen werden!

In Tsinan-fu fand ich noch Poschankohle in Verwendung. Weiter westlich jedoch und südlich, in Yentschou-fu und in Tsining, dem Hauptsitz der deutschen katholischen Mission von Süd-Schantung, wird bereits Kohle aus den südlichen Kohlenfeldern gebraucht. Diese letztern scheinen die ausgedehntesten der ganzen Provinz, vielleicht von ganz China zu sein, denn sie erstrecken sich auf 100 Kilometer, von Teng-hsien, östlich des Kaiserkanals gelegen, bis jenseits von Itschou-fu. Fachmännische Untersuchungen sind hier nie gemacht worden, und es würde sich gewiß lohnen, eine Expedition zu diesem Zwecke dorthin zu senden und die betreffenden Ländereien aufzukaufen, zumal ja eine deutsche Eisenbahnverbindung zwischen Itschou-fu und Kiautschou in Aussicht genommen ist. In I-hsien, etwa 130 Kilometer südöstlich von Tsining, befinden sich ungemein reiche Kohlenlager mit europäischem Betrieb, und die dort aufgefundene Kohle ist so fett, daß sie in Tsining mit Lehm gemischt wird. Nicht nur in Tsining, sondern auch weiter nördlich, am Hoangho, ja sogar in Tedschou, am Kaiserkanal, nahe der Grenze von Petschili, fand ich Leute damit beschäftigt, die Kohle aus I-hsien zu zerkleinern und mit der doppelten Menge von Lehm zu vermischen. Diese Mischung wird durch Zusatz von Wasser zu einem dicken Brei, aus welchem die Arbeiter faustgroße Ballen rollen und dann trocknen lassen. So kommt die Kohle in den Kleinhandel. Also dasselbe, was man in gewissen Teilen des Rheinlandes Klütten nennt.

Auch in Teng-hsien, 70 Kilometer südöstlich von Tsining, in Hsintai, 80 Kilometer südlich von Poschan, in Schapu, nahe Yentschou-fu ꝛc. befinden sich ergiebige Kohlengruben, aber die wichtigsten Kohlenfelder sind in diesem Distrikte doch jene von Itschou-fu, etwa 15 Kilometer südwestlich dieser größten Stadt des südlichen Schantung gelegen. Vielleicht werden die Kohlen von Itschou-fu früher auf den Markt von Kiautschou oder von Tsingtau gelangen als jene von Wei-hsien oder Poschan, denn Itschou-fu liegt nur 100 Kilometer von der Meeresküste entfernt, und dort liegt an der Mündung eines kleinen Flüßchens ein vorzüglicher Hafen, der bereits einen beträchtlichen Dschunkenverkehr besitzt, Ngantungwei. Der Mandarin von Itschou-fu ist bestrebt, die vorhandenen Flußläufe zur Herstellung eines Kanals zu benutzen, der Itschou-fu mit Ngantungwei verbinden soll, und damit würde der neue deutsche Hafen in der That billige und vortreffliche Kohlen erhalten.

Dieselben sind allerdings nicht so gut wie jene von Poschan. Sie sind nach den Mitteilungen, die ich von den in Itschou-fu stationierten Missionaren darüber erhalten, weich, bröcklig und erdig. Nur die besseren Sorten brennen auf einem offenen

Vorstadt von Poschan.

Digitized by Google

Roſt gut. Für Heizzwecke verwenden die Miſſionare Koks, welche von den Chineſen aus den mehr bituminöſen Kohlen gewonnen werden und in Itſchou-fu 5½ Caſh pro Cattie koſten, alſo etwa 24 Mark pro 1000 Kilo. Zur Herſtellung der Koks graben die Chineſen Löcher von etwa 1½ Meter Weite und Tiefe, verſchmieren die Wände mit Lehm und legen brennende Kohle auf den Boden. Auf dieſe wird die Kohlenfüllung gehäuft und das Ganze mit feuchtem Thon und Kohlenſtaub bedeckt. Ein paar in dieſe Maſſe geſteckte Thonröhren dienen zum Entweichen der Gaſe. Von den auf ſolche Art gewonnenen Koks kommen faſt ebenſo große Mengen wie Steinkohlen zur Ausfuhr,

Chineſiſche Kohlenarbeiter.

hauptſächlich nach Norden und Nordoſten, aber nur in die nähere Umgebung, weil gegen Weſten die beſſere Kohle von I-hſien mit jener von Itſchou-fu in Wettbewerb tritt, und weil bei den mangelhaften Verkehrsmitteln der Transport auf größere Entfernungen jeden Gewinn unmöglich macht. Nur in ſeltenen Fällen wird die Kohle von Itſchou-fu bis auf 100 und 120 Kilometer Entfernungen ausgeführt.

Die Kohlenlager von Itſchou-fu umfaſſen ein Gebiet von etwa 25 Quadratkilometer und liegen in einer welligen, während des Sommes großenteils Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Ebene, 15 Kilometer ſüdweſtlich der Stadt. In der unmittelbaren Nähe derſelben iſt bisher keine Kohle gefunden worden. Der Mittelpunkt des Kohlendiſtriktes, in welchem je nach Bedarf zwiſchen 3000 und 10 000 Arbeiter

beschäftigt werden, ist der Marktflecken Tu-tschia-tschuang, 18 Kilometer von Itschou-fu. Die Chinesen sagen, die Kohle „liege in diesem Gebiete in Schichten übereinander wie Fischschuppen", mit der Richtung Südwest-Nordost, und in einer Mächtigkeit von 1 bis 30 Meter.

Die Kohlenländer sind der Hauptsache nach in den Händen kleiner Besitzer: einzelne größere Komplexe, bis zu mehreren 100 Morgen, sind Eigentum reicher Leute, die auch auf ihrem Grund und Boden wohnen. Der Wert des Bodens ist für chinesische Verhältnisse recht bedeutend. So z. B. wird für einen chinesischen Morgen, der in der Umgebung von Itschou-fu etwa 600 Quadratmeter umfaßt (Längen- und Flächenmaß sind bekanntlich in China fast in jedem Distrikte verschieden), bis zu 250 Mark verlangt. Allerdings könnte der Preis durch offiziellen Druck von seiten der Mandarine herabgeschraubt werden, doch wäre es für Europäer schlechte Politik, in ihren geschäftlichen Beziehungen zu den Chinesen hier zu solchen Mitteln zu greifen.

Die Ausbeute der Kohlengruben ist augenblicklich erheblich geringer als in früheren Jahren, was auch hier auf die Erpressungen der lokalen Mandarine zurückzuführen ist, ohne deren Einwilligung keine Mine geöffnet oder bearbeitet werden kann. Ein anderer Uebelstand dieses ziemlich tiefgelegenen Kohlenfeldes ist das Wasser, das überall schon bei 18 bis 20 Meter zum Vorschein kommt und die Ausbeutung verhindert, zumal die Chinesen hier, obschon sie wissen, daß in dem nahen I-hsien europäische Pumpmaschinen in Verwendung stehen, das Wasser immer noch mit Winden und Kübeln aus Rindshaut ausschöpfen, ein kostspieliges und langwieriges Unternehmen.

Keine der Minen von Itschou-fu reicht tiefer als 30 Meter, und deshalb ist auch über den wirklichen Kohlenreichtum nichts Verläßliches anzugeben. Stoßen die Chinesen auf eine hinreichend starke Kohlenader, so graben sie Stollen, da sie aber kein Bauholz zum Auszimmern derselben besitzen, so lassen sie zur Stütze der Decke mächtige Pfeiler aus Kohle stehen. In den schwachen Kohlenadern arbeiten die Bergleute auf dem Bauche liegend und stoßen die Kohle mit den Füßen aus dem Stollen. Die Löhne sind verschieden hoch. Liefert die Mine nur geringen Ertrag, so erhalten die Arbeiter nur 100 Cash, etwa 20 Pfennig täglich. Je ergiebiger die Mine, desto höher der Lohn, der in einzelnen Fällen bis zu 4 und 5 Mark täglich steigt. Im Durchschnitt genommen, beträgt der Tagelohn 40 Pfennig.

Der I-sui-fluß, welcher östlich von Itschou-fu vorbeifließt und 100 Kilometer weiter südlich in den Kaiserkanal mündet, ist für die Kohlenfelder von geringer Bedeutung. Sie liegen allerdings nur 10 Kilometer von ihm entfernt, aber dieser, auf den deutschen Karten I-ho genannte Fluß hat ein anderthalb Kilometer breites, flaches und sandiges Bett und ist nur in den Sommermonaten für Flachboote bis zu 5 Tonnen Gehalt schiffbar. Dann wird er zeitweilig benutzt, um Kohle nach dem Kaiserkanal zu schaffen, aber auch nur in geringem Maße.

Wichtig für kommende industrielle Unternehmungen ist das Vorhandensein von Eisen. Die Südvorstadt von Itschou-fu liegt auf einer niedrigen Erdwelle, welche vorzügliches Eisenerz enthält und auf dem Wege nach Tsining liegen, etwa 25 Kilometer

westlich von Itschou-fu, einige Hügel mit ausgedehnten Lagern von Roteisenstein, der auch in dem vorerwähnten Marktflecken Fu-tschia-tschuang in mehreren Schmelzwerken verwertet wird. Das zerkleinerte Erz wird mit Kohle und Kalk vermengt in irdenen Schmelztöpfen dem Feuer ausgesetzt. Sobald die Töpfe wieder erkaltet sind, werden sie zerschlagen und das Eisen herausgenommen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Schantung große und reiche Kohlenlager besitzt, die nur des europäischen Betriebes und der Eisenbahnen harren, um für die Provinz, sowie für die europäischen Besitzer der Unternehmungen wirklich eine reiche Einnahmequelle zu werden. Ist das Kohlengebiet erschlossen, so werden auch bald die andern mineralischen Schätze von Schantung zur Hebung kommen; die Provinz ist reich an Eisen, Kupfer, Silber, Blei, dann aber auch an Asbest, Graphit, Gips, Achat, Arsenik, Marmor, Speckstein ꝛc. Besonders die Gegend südwestlich von Wei-hsien ist damit gesegnet. Wie mir Missionare erzählten, liegen dort Dörfer auf silberhaltigen Bergen, die ihren Einwohnern reichen Ertrag liefern könnten; aber die Leute sind dem Verhungern nahe, weil ihnen von den Mandarinen die Ausbeutung nicht gestattet wird. Nicht zu unterschätzen sind auch die dortigen großen Micalager (Marienglas) mit Micascheiben von Quadratfußgröße; vor allem aber scheint es mir, daß die bis jetzt fast gar nicht gekannten, von den Mandarinen geschlossenen Kupferminen für europäische Unternehmer von Bedeutung sind, und es würde sich gewiß lohnen, bald Fachleute nach Schantung zu senden, um die verschiedenen Erzlagerstätten zu untersuchen, eventuell sich die Lager zu sichern.

Die Bewohner der Umgebung von Itschou-fu erzählen auch viel von reichen Gold- und Silberlagern, besonders in den Bergen von Möng-Jin. Thatsächlich wird im Thale des I-sui-flusses, 80 Kilometer nördlich von Itschou-fu, Gold in erheblichen Mengen gewaschen.

Bemerkenswert ist das Vorkommen von Diamanten in einem nordsüdlich laufenden, 12 Kilometer langen Hügelzug, 30 Kilometer südöstlich von Itschou-fu. Dieselben werden nicht gegraben, sondern von den Bauern beim Pflügen ihrer Felder zusammengesucht und erreichen die Größe einer Bohne. Die Chinesen glauben, diese Diamanten würden durch die Sommerregen hervorgebracht, was allerdings insofern der Wahrheit entspricht, als sie thatsächlich durch den Regen aus dem Erdreich gewaschen und durch die Regenbäche thalabwärts geführt werden. Kaufleute von Peking zahlen hohe Summen für diese Steine, die weniger für Schmucksachen als zum Einfügen in Bohrer verwendet werden. Ob diese Steine wirklich Diamanten sind, bedarf erst der Untersuchung. Die Chinesen behaupten, sie leuchten im Dunkeln.

Alles in allem sind die Berichte, welche bisher über die Kohlenlager von Schantung in die Welt gedrungen sind, keineswegs übertrieben, ja nach allem zu schließen, was ich von den verschiedensten Seiten zu hören bekam und sehen konnte, sind diese Kohlenlager eher größer, als bisher angenommen wurde. Die einzigen bisherigen Hindernisse für eine ergiebigere Ausbeute, selbst durch die Chinesen, sind vor allem der Mangel an Verkehrswegen, welcher es unmöglich macht, einerseits Maschinen nach den Gruben, anderseits aus den Gruben die Kohle zu so billigem Preise nach den Häfen

zu schaffen, daß sie mit der von auswärts eingeführten Kohle wetteifern kann, dann das gänzliche Fehlen von Wäldern und damit von Bauholz zum Ausbau der Gruben. Deshalb fand ich auch in den Kohlendistrikten Gruben mitunter mit Ziegeln ausgemauert und im ganzen verhältnismäßig wenige Stollen. Ist einmal die Eisenbahn gebaut, so wird den genannten Hindernissen mit einem Schlage abgeholfen, es ist ein billiger Verkehrsweg da, und auf diesem können auch das erforderliche Grubenholz und Maschinen dorthin geschafft werden, wo sie fehlen. Alles das kommt aber schließlich dem deutschen Hafen in China, und damit auch dem deutschen Handel mit China zu nutze.

Der Verlag der „Kölnischen Volkszeitung" hatte mich ersucht, aus den verschiedenen Kohlenfundorten von Schantung Proben zu sammeln und dem Verlag einzusenden. Dementsprechend schickte ich durch Eilboten Proben aus den Lagern von Itschou-fu, Wei-hsien, Itschui, Poschan und Tsetschuan nach Tientsin, wo sie der Post zur Weiterbeförderung übergeben wurden. Der Verlag der Kölnischen Volkszeitung sandte diese Proben an die Königliche Chemisch-technische Versuchsanstalt in Berlin zur Untersuchung, und das Ergebnis derselben ist in folgendem an die Kölnische Volkszeitung gerichteten Gutachten enthalten:

Die Untersuchung der der Königlichen Chemisch-technischen Versuchsanstalt im Anschluß an das von der Physikalisch-technischen Reichsanstalt Abteilung II in Charlottenburg hierher abgegebene Schreiben der Kölnischen Volkszeitung zu Köln am 4. Juli 1898 eingesandten fünf Kohlenproben aus Süd-Schantung hat folgende Resultate ergeben:

	1.	2.	3.	4.	5.
Fundorte der Kohlen	Itschou-fu	Wei-hsien	Itschui	Poschan	Tsetschuan
	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.
Wasserverlust beim Liegen in halb mit Wasserdampf gesättigter Luft (lufttrocken).	0,04	0,05	0,11	0,60	0,10
Die Analyse der lufttrockenen Durchschnittsproben ergab:					
Kohlenstoff	73,35	79,41	60,74	73,70	58,50
Wasserstoff	3,95	3,95	4,09	4,13	3,34
Stickstoff	0,74	0,64	0,69	0,61	0,63
Sauerstoff	1,94	2,76	2,58	11,10	6,41
Schwefel beim Verbrennen als schweflige Säure entweichend	6,47	2,70	10,90	0,56	0,37
Asche	12,83	9,95	19,16	5,92	30,16
[Darin Schwefel als Sulfate .	0,11	0,05	0,02	0,03	0,03]
Feuchtigkeit, durch Trocknen bei 105° C. bestimmt.	0,72	0,59	1,84	3,98	0,59

Die vorliegenden Kohlen aus Süd Schantung sind bis auf Probe 4 durch den hohen Gehalt an Asche und flüchtigem Schwefel wesentlich minderwertiger als die Kohlen des Saar- und Ruhrgebietes. Der Wasserstoffgehalt im Verhältnis zum Kohlenstoff-

gehalt ist mit Ausnahme der Probe 3 um etwa 0,5 Proz. geringer als bei jenen Kohlen. Zu Heizzwecken dürfte sich nur die Probe 4 eignen.

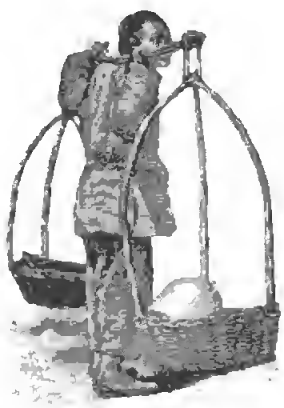
Berlin, den 29. August 1898.

Königliche Chemisch-technische Versuchsanstalt.

J. V.

Rothe.

Die vorstehende Analyse ist das Ergebnis der ersten zuverlässigen amtlichen Untersuchung von Kohlen aus Süd-Schantung und daher für die Beurteilung der Kohlenfelder im Hinterland von Deutsch-China von höchstem Werte. Aus derselben ergibt sich, wie die Kölnische Volkszeitung richtig bemerkt, daß von den fünf untersuchten Proben zunächst nur die Poschankohle für Heizzwecke in Betracht kommt. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß auch in den andern Fundstätten brauchbare Steinkohle mit weniger Asche- und Schwefelgehalt sich noch finden wird, sobald die tiefern Lagen unter sachmännischen Abbau genommen sein werden. Es wird ja weiter oben ausdrücklich betont, daß jetzt bei ihren mangelnden technischen Einrichtungen die Chinesen fast nur Tagebau betreiben und auch nur die obern Schichten der Lager in Angriff genommen haben. Da nun vorab die Poschankohle als brauchbare Heizkohle festgestellt ist, so ist damit die wertvolle Sicherheit gewonnen, daß Kiautschou nach Fertigstellung der geplanten Süd-Schantungbahn in seinem eigenen Kohlenbedarf (Lokomotiven, Industrie, Hausheizung) von der schlechten Japankohle unabhängig sein wird. Des weitern kann es als Kohlenstation in Ost-Asien für Handels- und Kriegsschiffe von ganz hervorragender Bedeutung werden. Es hängt das in erster Linie davon ab, in welchem Maße deutscher Unternehmungsgeist und deutsches Kapital sich der wirtschaftlichen Erschließung von Süd-Schantung in Verbindung mit der nötigen geeigneten behördlichen Mitwirkung widmen werden.



Mein Boy.

Tschou-tsun, Tsou-ping und Tschang-tschou.

Man sollte glauben, daß doch wenigstens von dem so großen Kohlen- und Industriegebiet von Poschan ein fahrbarer Weg nach der Viertelmillionenstadt Tsinan-fu führen würde.

Mit nichten. Alles was die fleißige Bevölkerung von Poschan, Tsetschuan, Yön-tscheng ꝛc. produziert, wird auch nur auf gewöhnlichen Schubkarren fortgebracht. Schubkarren bringen die Kohle, Töpfer-, Glas- und Eisenwaren nach Tsinan, oder an den neuen, erst 1891 gegrabenen Kanal, welcher von Tsinan südlich des Hoangho und parallel zu diesem, zum Golf von Petschili führt, um von dort auf Dschunken nach Tschifu befördert zu werden. Ja, dieser Weg von Poschan nördlich um das Bergland von Mittel-Schantung herum ist wo möglich noch schlechter, steiniger, staubiger, als die andern Wege der Provinz es sind, und doch ist gerade diese Gegend ungemein fruchtbar und dicht besiedelt.

Auf meinem Ritt von Poschan nordwärts nach dem großen Marktflecken Tschoutsun war ich entzückt von den herrlichen Landschaftsbildern, die sich mir darboten. Es war Mitte April; aus dem saftigen Grün der wogenden Getreidefelder hob sich das Rot und Weiß der in vollster Blüte stehenden Aprikosen- und Pfirsichbäume ab. Die zahlreichen Weiden-, Maulbeer- und Dattelbäume rings um die Dörfer hatten ihren frischen Blätterschmuck bereits angelegt, hinter den Gartenmauern blühte der Flieder; in den Dörfern selbst überall Bilder des Friedens und des Fleißes. Die Wohnhäuser sind auch hier nur Lehmhütten, aber in den meisten Dörfern dieser Gegend erheben sich zierliche Tempel mit schöngeschwungenen Dächern aus glasierten Ziegeln in verschiedenen Farben, und auch die Tempelwände zeigen zuweilen erhabene Darstellungen aus der buddhistischen Religion, oder hübsche Ornamente, aus solchen Glasurziegeln zusammengestellt. Sehr reizvoll ist

der Effekt ſolcher farbiger Ziegel, wenn ſie in die weißen Marmorquadern der Ehrenbogen oder Thore eingelaſſen ſind. Die ganze Dorfbevölkerung lebt und arbeitet vor den Häuſern; auf den Steinſtufen der Thüren hocken die Weiber, mit Nähen und Flicken beſchäftigt, auch wohl mit Jagen auf die kleinen Paraſiten des Menſchen, die ſich bei den Dorfbewohnern in ſchauderhafter Menge vorfinden und von ihnen mit Vorliebe gegeſſen werden. Längs der Häuſer flechten die Männer Strohmatten oder drehen Seile, die kleinen putzigen Mädchen in ihren bunten Kleidern winden Seidenfäden auf, die nackten Jungen tummeln ſich auf der Straße umher im Verein mit den vielen, ſchwarzen, langborſtigen Schweinen und den vielen Hunden. Die Hauptſtadt des ganzen Diſtrikts iſt Tſchou-tſun, einer der größten Märkte der Provinz beſonders für Getreide, Rindvieh, Strohgeflechte, Seide und Stricke; aber auch für fremdländiſche Waren, denn gerade, als ich durch das Südthor der pittoresken, pagodengekrönten Stadtmauer einfuhr, kamen mir ein halbes Dutzend große Karren mit Warenballen aus Schanghai entgegen. Sie enthielten Baumwollſtoffe engliſchen Urſprungs, die von Schanghai auf dem Kaiſerkanal nordwärts geſandt und dann in Wagen hierher transportiert worden waren. Tſchou-tſun liegt alſo für viele von Schanghai kommende Waren an der Grenzlinie zwiſchen dem Kaiſerkanal und dem Seewege über Tſchifu. Was öſtlich von Tſchou-tſun liegt, erhält ſeinen Bedarf von Tſchifu, was weſtlich von Tſchou-tſun liegt, größtenteils vom Kaiſerkanal. Sobald die Eiſenbahn von Kiautſchou fertiggeſtellt iſt, wird indeſſen der wichtigſte Teil des Warenverkehrs von Schanghai wohl nach Kiautſchou-Tſingtau gehen, und von dort per Eiſenbahn hierher.

Die meiner Reiſekarawane vorausſchreitenden Soldaten hatten in den regen Straßen von Tſchou-tſun alle Mühe, mir den Weg durch das dichte Gewühl von Menſchen, Wagen und Schubkarren zu bahnen. Ihre ſchweren Stöcke flogen rechts und links auf die Schultern der Kulis; Karren, die nicht raſch genug ausweichen konnten, faßten ſie mit kräftiger Hand an und ſchoben ſie beiſeite, dabei ſchrieen ſie ſo laut und mit ſo wichtiger Miene, als ob der Kaiſer von China ſelbſt ſeinen Einzug halten würde. Natürlich riefen ſie dadurch nur noch mehr Neugierige herbei, und bald war die Menſchenmenge ſo angeſchwollen, daß wir in ein Seitengäßchen einbiegen und von dort ſchleunigſt zum nächſten Stadtthore eilen mußten. Ich bekam alſo von dieſem wichtigſten Getreidemarkt der Provinz nicht viel zu ſehen. Was ich aber ſah, war wenig verlockend, und ich beneide den zukünftigen Stationsvorſtand der deutſchen Eiſenbahn keineswegs um ſeinen Poſten. Beſſer und angenehmer wird auch jener von Tſchan-tſchou nicht wohnen, einer Stadt mit zerfallender Umfaſſungsmauer, 10 Kilometer nördlich von Tſchou-tſun am rechten Ufer des waſſerreichen Hſiau-ſu-ho gelegen. Eine halbe Stunde vor der Stadt ſah ich plötzlich aus den dichten, von der Sonne durchglühten Staubwolken auf dem Wege ſechs Geſtalten mit blitzenden Waffen auftauchen, aus deren Mitte ein Reiter mit einem Karabiner in der Rechten auf mich zugaloppierte. Raſch riß ich meinen Revolver aus der Satteltaſche, denn ich vermutete ſchon einen Räuberangriff, als der Reiter ſich vom Pferde ſchwang und ſich vor mir auf die Knie warf. Er war der Kommandant der ſechs zerlumpten Soldaten, vom Mandarin von Tſchang-ſchan ausgeſandt, mich dorthin

zu begleiten. Zu meiner Verwunderung schwenkten die Kerle kurz vor dem ruinenhaften Stadtthore nach links ab und führten mich über die Steinbrücke des Flusses nach der am jenseitigen Ufer gelegenen Vorstadt, wo ein Hotel für meine Mittagsrast vorbereitet war. Eine zweite Abteilung von Soldaten, wo möglich noch zerlumpter, stand am Eingange, der mit roten Tüchern und roten Papierlaternen geschmückt worden war. Das Innere entpuppte sich als ein derartiges Schmutzloch, daß ich entrüstet zurücktrat und dem Befehlshaber meiner Garde gebot, mich nach einem besseren, menschenwürdigeren Hotel im Innern der Stadt zu führen. Er berief sich auf den Mandarin. Dieser hätte gedacht, das Vorstadthotel läge auf dem direkten Wege nach Tsou-ping, der nächsten Stadt; in Tschang-Schan wäre doch nichts zu sehen ꝛc. Ohne ihm zu antworten, schwang ich mich wieder in den Sattel und lenkte meine Karawane dem Thore der eigentlichen Stadt zu. Als die Soldaten dies sahen, eilten sie wieder an die Spitze meines Zuges, ihr Anführer aber galoppierte voraus, wohl um den Mandarin zu benachrichtigen. In der That fand ich in der Stadt selbst ein ganz annehmbares, reinliches Hotel, allerdings ohne rote Laternen und sonstige Ausschmückung für meinen Empfang, und kaum hatte ich mir's dort bequem gemacht, als auch schon der Sekretär des Mandarins eintraf, Entschuldigungen stammelte und mir den Besuch seines Herrn und Gebieters ankündigte. Ich ließ diesem für seine guten Absichten danken, ihn aber auch bitten, den Besuch zu unterlassen. Gleichzeitig gab ich ihm zu verstehen, daß wir Europäer auf Reinlichkeit hielten und vor den Thüren unserer Wohnungen stinkende Misthaufen nicht duldeten. Eben als wir nach einstündiger Mittagsrast wieder aufbrachen, kamen ein halbes Dutzend Yamendiener in mein Hotel, welche auf Tragstangen etwa dreißig Schüsseln mit allerhand Speisen, Süßigkeiten und Früchten für mich herbeitrugen, dazu eine irdene Flasche mit Reisschnaps. Ich konnte mich daran nicht mehr ergötzen, aber zum Zeichen meiner Dankbarkeit sandte ich dem Mandarin eine Cigarrettenspitze mit meiner Karte und zog meiner Wege.

Tsou-ping, eine bedeutende, ebenfalls von einer hohen Mauer umgebene Stadt, ist nur 15 Kilometer von Tschang-Schan entfernt, und dort fand ich bei den Missionaren der englischen Baptistenmission freundliche Aufnahme. Sie besitzen dort mitten in der Stadt ein reizendes, ganz europäisch eingerichtetes Heim, leben ganz europäisch, erhalten ihren ganzen Bedarf von Tschifu, aber Missionserfolge haben sie keine aufzuweisen, obwohl sie schon seit Jahren hier ansässig sind. Die Chinesen senden wohl sehr gerne ihre Kinder in die Schule, um Englisch zu lernen, Kranke lassen sich vom Missionsarzt behandeln, die ganze Bevölkerung kommt ihnen recht freundlich entgegen, indessen das Christentum, das die Baptisten predigen, scheint ihnen nicht besonders sympathisch zu sein, und mit Ausnahme von ein paar bezopften Alten, die in der Mission das Gnadenbrot genießen, haben sich nur sehr wenige taufen lassen.

Die Missionare haben sich hier ein recht friedliches Plätzchen ausgesucht; die Stadt hat keine Sehenswürdigkeiten, auch keinen Handel, aber die Umgebung ist von großem landschaftlichen Reiz, zu welchem die südlich der Stadt bis zu 1000 Meter aufsteigenden Berge mit ihren kühnen Formen nicht wenig beitragen. Natürlich kam

Auswanderer bei der Mittagsraſt.

das Gespräch auf die kommende Eisenbahn, und da erfuhr ich, daß die alljährlichen Ueberschwemmungen des Hoangho sich bis in die Nähe von Tsou-ping ausdehnen und daß vor einigen Jahren die Stadt selbst davon bedroht war. Durch diese Ueberschwemmungen sei 7 Kilometer westlich der Stadt im Jahre 1891 ein neuer großer See entstanden, der bis an die das Gebirge entlang führende Straße reiche. In der That fand ich diesen See auf meiner Weiterreise, eine ungeheure sumpfige Wasserfläche, die sich auf etwa 15 Kilometer in nördlicher Richtung ausdehnt und auch den auf älteren Karten verzeichneten See von Hushanpo mit einschließt. Die Ingenieure der deutschen Bahn werden deshalb vielleicht versuchen müssen, von Poschan aus einen Weg südlich des Tschang-Schan genannten Gebirgszuges nach Tsinan-fu zu finden, auf welchem Tunnel und Steigungen wohl nicht vermieden werden dürften, dafür ist die Bahn dann den Ueberschwemmungen des Hoangho nicht ausgesetzt.

Nach einer elenden Nacht in einer Dorfspelunke von Schan-tu-tien war ich schon bei Tagesanbruch wieder im Sattel, um womöglich noch am Abend mein Ziel, die Hauptstadt Tsinan-fu, zu erreichen. Statt wie gewöhnlich nur Schubkarren und schwer bepackte Maultiere auf dem Wege zu sehen, war dieser mit festlich geschmückten Menschen besetzt, die nach der nächsten Stadt Tschang-tschou wollten, denn dort war eben Markttag und große Theatervorstellung. Je näher ich Tschang-tschou kam, desto größer wurde der Zuzug aus allen Dörfern der Umgebung. Ich glaube, es giebt auf Erden kein Volk, das an Theatervorstellungen größeren Gefallen findet als die Chinesen. Kommt irgend eine der vielen Wandertruppen in einen Ort, so giebt es dort reiche Einnahme nicht nur für die Schauspieler, sondern für die Kaufläden, Hotels, Restaurants, Fuhrwerksbesitzer ꝛc. Denn aus der näheren und ferneren Umgebung läuft alles zusammen, um sich an den grotesken Verzerrungen der Schauspieler, ihrem näselnden Gesang und ihren mitunter sehr kostbaren Kostümen zu ergötzen. Das chinesische Jahr besitzt ja keine Festtage wie das christliche, keine Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Maifeste und Erntefeste, nicht einmal Sonntage. Die Tage verfliegen im ewigen Einerlei, in ewiger Arbeit, und kommt dann irgend eine schauspielende Vagabundengesellschaft des Weges, so giebt es großen Karneval, an dem arm und reich, jung und alt teilnimmt. Vor den gewaltigen Ringmauern von Tschang-tschou ging es besonders lebhaft her, denn aus allen Richtungen kamen die festlich geschmückten Neugierigen vor dem Stadtthore zusammengeströmt und hielten eine Weile an, um den Staub von den Kleidern zu schütteln, die Frisuren und Toiletten in Ordnung zu bringen und eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen. Tausende waren hier im Schatten der hohen Weidenbäume gelagert, und die bunten Kleider, der groteske Ausputz der zahllosen Kinder, das ganze Leben und Treiben erinnerte lebhaft an ähnliche Bilder, die ich auf Volksfesten in Japan gesehen habe. Dieselben Dorfschönen, die ich sonst in keineswegs verlockendem Kostüm an der Arbeit getroffen, waren heute wie Bräute aufgedonnert. Eine dicke Puderschicht bedeckte die Gesichter, die Augenbrauen waren schwarz gepinselt, die Wangen bis zu den Augen schön rosarot bemalt, und die Lippen waren mit Zuhilfenahme von Rouge so einladend wie Kirschen. Die meisten jungen Dämchen trugen lichtblaue Seidenjacken mit bunten

Seidenſtickereien bedeckt, knallrote Pumphoſen, die an den Knöcheln durch handbreite, hellgrüne Seidenbänder zuſammengebunden waren, und ihre kleinen Ziegenfüßchen ſteckten in fingerlangen, bunten Seidenſchuhen. In dem glänzend pomadiſierten, glattgekämmten Haar ſteckten rieſige Sträuße von roten und gelben Blumen, dazu eine Menge von Silbernadeln, Spangen und Kokarden, während von den Ohren große ſilberne Gehänge

Chineſiſche Mädchentypen.

herabbaumelten. So trippelten die Dämchen auf den Hacken ihrer Füßchen umher, die Zehen in der Luft. Viele kamen ganz allein aus ihrem meilenweit abgelegenen Dorfe. Kein Menſch hätte ihnen etwas zu leid gethan, oder ſie auch nur ſcharf angeſehen. Andere Weiber ſaßen mit ihren Kindern, oft 6 bis 8 zuſammengedrängt, auf einem Schubkarren, geführt von einem einzigen Kuli, der unter der ſüßen Laſt ebenſo ſeufzte und ſchwitzte, als ob er Kohlenſäcke geführt hätte. Einzelne Schubkarren mochten wohl von 2 oder 3 Familien gemeinſchaftlich gemietet worden ſein, wahre Omnibuſſe, auf

denen ein Dutzend Kinder kunterbunt zusammengekauert saßen. Dann kamen auch Maultierkarren des Weges mit vornehmen Familien. Ganz im Hintergrunde eines solchen engen Marterkastens auf dem Ehrenplatze saß die Großmama mit weitgespreizten Beinen, zwischen welche sich ihre Tochter hineingezwängt hatte. Zwischen deren aufgezogenen Knien saß die Enkelin, die vielleicht auch schon Mama war, denn mit beiden Armen hielt sie zwei puppenartig aufgeputzte Kinder umschlungen. Auch zu Pferd oder Esel kamen besonders ältere Damen einhergeritten, auf ihren Tieren rittlings sitzend wie Männer. Unter ihnen fiel mir eine dicke Chinesin auf, mit reichem Goldschmuck im Haar und winzigen Füßchen, mit denen sie auch so tapfer kokettierte, daß ihr alles nachsah. Das schien ihr große Freude zu machen.

Unter den Bäumen vor den Thoren wurde, wie gesagt, Toilette gemacht, ganz wie es unsere Damen in der Theatergarderobe thun. Zwischen ihnen hatten ambulante Barbiere ihre Werkzeugkasten aufgeschlagen und rasierten Chinesenschädel, daß es eine Freude war. Neben ihnen wurden auf kleinen Tischchen allerhand Leckereien feilgeboten, Kuchen gebacken, Getränke zubereitet. Natürlich strömte bei meinem Erscheinen auf dem Schauplatze wieder alles auf mich zu, als ob ich etwa der Tausendsassa wäre, der heute die Vorstellung gab. Ich ritt durch das Thor in die dicht gedrängte Volksmenge hinein, auf den Tempel zu, wo sich auf einem hohen Holzgerüste die Schaubude erhob. Aber dort war das Gedränge so groß, daß ich wieder Kehrt machen mußte; ich wäre gewiß nicht durchgekommen. Ueberdies hatte ich ja das für mich Interessanteste, nämlich das Publikum, gesehen; die Schauspielerei selbst ist in allen Theatern Chinas, von Canton bis nach Peking, gewöhnlich die gleiche.

So ritt ich denn wieder zum Städtlein heraus, das übrigens noch zwei große, von eigenen Ringmauern und Wällen umgebene Vorstädte besitzt, und während sich die Tausende in Tschang-tschou gütlich thaten, mußte ich auf den einsamen Lößwegen Staub schlucken. Hinter Tschang-tschou beginnt nämlich schon das große Lößgebiet des Hoangho, das sich durch den ganzen Westen und Norden der Provinz bis tief nach Honan und Schansi hineinzieht. Karrenräder und Pferdehufe reißen den trockenen, aus feinstem Sand und Erdteilchen bestehenden Alluvialboden auf, und der Wind trägt die gelockerte, staubige Schicht fort; kommen Regengüsse, so fließt das Wasser in dem Wegeinschnitt ab und schneidet diesen noch tiefer ein. Wenn das während Jahrhunderten fortgesetzt wird, so ist aus dem ursprünglich im gleichen Niveau mit der Ebene liegenden Wege eine enge, tiefe Schlucht entstanden, mit senkrechten Wänden auf beiden Seiten. Fußgänger pflegen diesen, gewöhnlich auch noch mit knietiefem Staub gefüllten Wegschluchten auszuweichen und oben den Rand derselben entlang zu wandern. Schubkarren, Maultierkarren und Reiter aber müssen durch diese Schluchten, die oft viele Kilometer lang sind und nirgends eine Unterbrechung oder Erweiterung zeigen, so daß, wenn zwei Wagen einander begegnen sollten, das Ausweichen unmöglich ist. Hier erst lernte ich den Wert meiner Soldatenbegleitung kennen; denn kamen wir zu einer derartigen Schlucht, so ritt einer der Soldaten voraus, um die etwa entgegenkommenden Wagen vor dem Einfahren in die Schlucht zu warnen. Mitunter kam aber dieser bezopfte Vortrab zu

spät, eine Kolonne von Lastwagen war bereits eingefahren, und dann galt es für uns in diesen heißen, staubigen, sonnigen, trockenen Schluchten mit 4 bis 8 Meter hohen Wänden zu warten, bis die Kutscher ihre Pferde ausgespannt, mit unsäglicher Mühe und Gefahr an den senkrechten Wänden entlang zurückgeführt und hinten wieder an die Wagen gespannt hatten, um diese aus der Schlucht herauszuziehen. Selbstverständlich mußte der ganze Verkehr stets mir ausweichen, denn ich reiste mit kaiserlichem Paß und militärischem Geleite. Niemand wagte es, sich darüber aufzuhalten; sobald die nur durch ihren farbigen Kittel kenntlichen, häufig ganz unbewaffneten Soldaten sich zeigten, gehorchte alles ohne Widerrede. Mitunter entstehen in diesen tiefen Lößeinschnitten durch Rutschungen und Abbröckelungen der Wände Erweiterungen, welche ein Ausweichen für einzelne Karren ermöglichen. Bei Begegnungen von ganzen Karawanen aber muß stets eine von ihnen umkehren. Um diese Arbeit und Zeitvergeudung zu verhindern, pflegen die Kutscher beim Einfahren in die Schluchten mit den Peitschen zu knallen und langgezogene Warnungsrufe erschallen zu lassen. Mitunter hören sie einander auch ganz gut, aber einer hofft auf die Nachgiebigkeit des andern, beide fahren darauf los, bis sie einander auf der Nase sitzen. Dann geht die Schimpferei und Schreierei los, aber was macht's? Die Chinesen haben ja Zeit, und kommen sie nicht heute an, so doch morgen. Dazu erfreuen sie sich unbegrenzter Sorglosigkeit. Zuweilen traf ich in diesen Schluchten ein paar Schubkarren mitten im Wege, und vor ihnen hockten ihre Führer im Staube bei einem Spielchen. Meine Soldaten pflegten dann kurzen Prozeß mit ihnen zu machen. Sie warfen die Schubkarren einfach nach der einen Seite um, und gewöhnlich war damit hinreichend Platz geschaffen, daß meine Karren, mit einem Rad hoch auf der Lößwand, mit dem andern auf dem Wege, vorüberfahren konnten, freilich unter beständiger Gefahr, selbst umzustürzen.

Erst jenseits Lung-Schan kamen wir wieder in die ungemein reich gesegnete Ebene von Tsinan-fu, im Süden begrenzt von den kulissenartig ineinandergeschobenen und hintereinander aufsteigenden Bergketten des mittleren Schantung, und gerade vor Thorschluß ritt ich in die Hauptstadt dieser Provinz ein.

Die Hauptstadt von Schantung.

Man hatte mir erzählt, die Bevölkerung von Tsinan-fu sei gegen die Deutschen wegen der Besetzung von Kiautschou sehr aufgebracht; die Litteraten der Provinzhauptstadt hätten sich zu einem Geheimbunde verschworen, der sich die Vertreibung der Deutschen zur Aufgabe gestellt hätte; in Tsinan-fu und in den westlichen Gebieten von Schantung herrsche große Gärung, und deshalb wären auch 10 000 Mann chinesischer Truppen vom Gouverneur hier zusammengezogen worden.

Obschon ich von frühern Gelegenheiten wußte, daß derlei Gerüchte nicht besonders ernst zu nehmen seien, hielt ich es, vor den Thoren Tsinans angelangt, doch für weise, nicht hoch zu Roß in die Stadt einzuziehen, sondern mein Reitpferd mit einem meiner gedeckten Reisekarren zu vertauschen. In diesem war ich gegen die Blicke der Passanten geschützt und konnte doch alles sehen. Ich habe es bitter bereut, denn meine Vorsicht erwies sich später als vollständig überflüssig; von der Unruhe in der Bevölkerung merkte ich keine Spur, und tagelang durchwanderte ich, nur von meinem chinesischen Boy begleitet, die ganze Stadt, ohne daß ich auch nur ein Schimpfwort gehört, ein drohendes Gesicht gesehen hätte. Freilich erregte die Anwesenheit eines Europäers in dieser Großstadt des chinesischen Inlandes Aufsehen, aber es war dasselbe Aufsehen, das die Anwesenheit eines reisenden Chinesen etwa in Nürnberg erregen würde.

Ich hätte also ganz gut zu Pferde bleiben können, dann wären meine Glieder am folgenden Tage auch nicht so zerschlagen gewesen. Tsinan-fu ist nämlich keine Ausnahme

Mein Karrenführer.

Digitized by Google

unter den chinesischen Städten, und das Pflaster spottet einfach der Beschreibung. Es zeichnet sich allerdings gegenüber Peking dadurch aus, daß seine Straßen wirklich mit großen rohbehauenen Steinen gepflastert sind, nur liegen diese Steine ein bißchen kunterbunt durcheinander, ein Stein liegt einen halben Fuß höher, sein Nachbar einen halben Fuß tiefer als der Straßenboden, und wer sich's nicht ausmalen kann, was es heißt, in einem federlosen zweirädrigen Karren über derartiges Pflastergerümpel zu fahren, der möge selbst hierher kommen und die Sache eine Stunde lang durchkosten.

Eine Stunde lang, denn Tsinan-fu ist eine sehr große Stadt, deren äußere Ringmauern eine Länge von 42 Kilometer besitzen, und war ich auch durch das äußere Thor eingefahren, so lag mein Reiseziel, die katholische Mission, noch gute 7 Kilometer weit entfernt. Ich ächzte in meinem dunkeln Reisekasten, der nicht größer und nicht weicher war als das Faß des Diogenes, mit der Radachse um die Wette; es war ein derartiges Rütteln, Schlagen, Stoßen, Trommeln, Poltern, daß ich mich krampfhaft an die Seitenwände klammern mußte, um die Schläge, die besonders den bescheidensten Teil meines Körpers von unten auf bearbeiteten, möglichst abzuschwächen. Ich bewunderte meinen Karrenführer, nicht ein Klagelaut entfuhr seinen Lippen. Der Kerl mußte wohl ganz aus Schuhleder aufgebaut sein.

In der innerhalb der äußern Ringmauer gelegenen Ostvorstadt ging es noch so leidlich, nicht viel schlechter, als ich es in Peking durchgemacht habe; dann wurde das Geschrei und Gedränge in den ungemein belebten Straßen immer größer, und wir rasselten und polterten endlich im Verein mit Hunderten von anderen Wagen und Schubkarren durch den dunkeln Tunnel, welcher unter der gewaltigen inneren Stadtmauer hindurchführt. Etwa 20 Meter hoch und ganz aus Steinblöcken aufgebaut, legt sich dieser steinerne Gürtel um die City, gekrönt von zierlichen Wachthäusern von 1 oder 2 Stockwerken mit schön geschwungenen Ziegeldächern. Ueber den Stadtthoren selbst erheben sich gewaltige, mehrere Stockwerke hohe Pagoden mit parallelen Reihen von Kanonenluken, ähnlich wie bei den Thoren von Peking, das ja in allem und jedem den Hauptstädten der meisten Provinzen zum Muster gedient hat.

Firmentafel vor einem Schuhladen.

Jenseits dieses Stadtthores gelangten wir auf einen großen, von einer Steinmauer umschlossenen Platz, so dicht mit allerhand zerlumpten Buden, Garküchen, Verkaufsständen und Flugdächern besetzt, daß wir, in doppelten Reihen einherfahrend, mit Mühe durchkamen, und passierten auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes abermals ein gewaltiges Steinthor mit balkendicken, eisenbeschlagenen Thorflügeln an beiden Enden des Thortunnels. Dann erst waren wir im Innern der Stadt. Sie ist mit solchen Mauern umgeben, als wären in ihr alle Schätze Indiens aufgespeichert, aber in Wirklichkeit trägt Tsinan-fu, soweit ich es während der schauderhaften Wagenfahrt wahrnehmen konnte, dasselbe Aussehen wie andere Städte des Reiches der Mitte, nicht besser, nicht schlechter. Die Häuser sind gerade so gebaut wie anderswo, nur stehen sie in den Hauptgeschäftsstraßen 3 Stufen hoch über dem Straßenboden, die oberste Stufe ist etwa 1 Meter breit und bildet so eine schmale Terrasse vor dem Hause, dessen Dach über sie hinwegreicht und von einigen Holzsäulen getragen wird. Kaufladen reiht sich

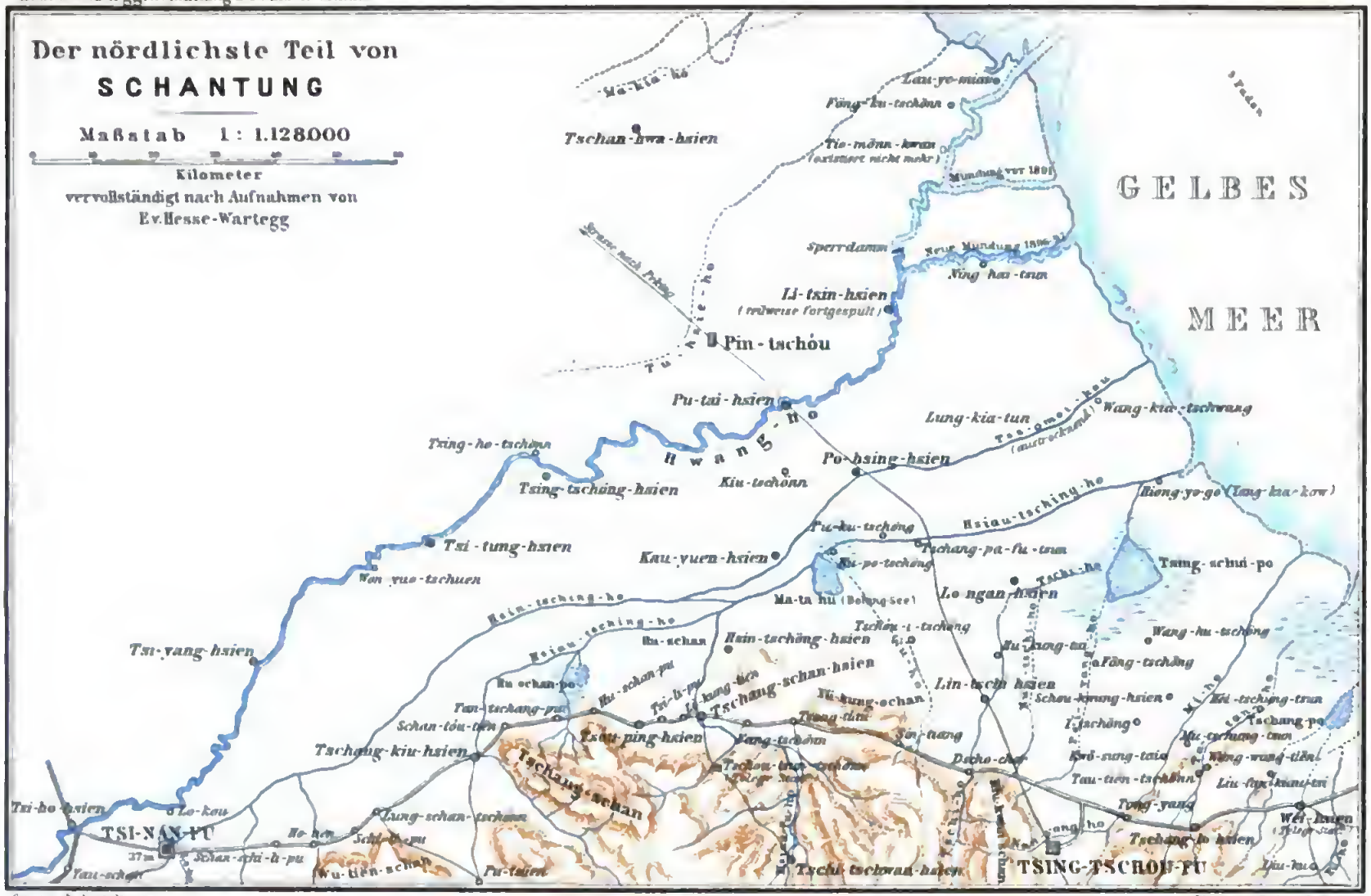
an Kaufladen. Jedes Haus ist seiner ganzen Breite nach nur ein solcher, und vom Dache baumeln allerhand buntbemalte, der Länge nach herabhängende Schilder in die Straße hinein; oder es hängen daran hölzerne, vergoldete Stiefel, Schuhe oder Regenschirme, Kochgeschirre, Porzellantöpfe, Abzeichen der verschiedensten Art, und nicht wie etwa in Canton, nach den einzelnen Artikeln in Straßen abgeteilt, sondern bunt durcheinander. Auf einen Buchladen folgt ein Schuster, neben ihm werden Regenschirme fabriziert oder Eisenpfannen feilgeboten. Daneben führen halbnackte Schneiderlein flink die Nadel und genießen dabei die Wohlgerüche, die einer Garküche nebenan entströmen. So geht es wie in einem chinesischen Kaleidoskop weiter; hier und dort ein Mandarinsyamen, erkenntlich durch zwei hohe Flaggenstangen und eine zwischen beiden stehende Schutzmauer, hinter welcher sich das Eingangsthor zu dem ersten Yamenhofe erhebt. Derartige Yamen besitzt Tsinan-fu über 70, denn das ist die Zahl der verschiedenen Mandarine, die über Wohl und Wehe in Stadt und Land zu sorgen haben. Ueberall dieselben sich rechtwinklig schneidenden Gassen, die gerade breit genug sind, um zwei der schmalen zweirädrigen Karren oder zwei Sänften einander ausweichen zu lassen; nirgends ein freier Platz, selbst die vielen Buddha- und Confuciustempel sind mit ihren Fronten in die Straße gestellt. Hat irgend ein reicher Chinese einen großen Garten, so behält er ihn wohl für sich selbst und schließt ihn gegen die Straße durch eine hohe Mauer ab.

Unsere Irrfahrt durch das Straßengewirr der Stadt dauerte so lange, daß ich schon zu fürchten begann, meinem Karrenführer wäre die wirkliche Lage der Tschiandschigao, d. h. der katholischen Mission unbekannt. Ich spähte selbst bei jeder Wendung durch die Straßen auf und ab, um irgendwo über den vielen Ziegeldächern das Kreuz zu entdecken. Vielleicht kam mir die Fahrt nur so lang vor, weil mir die Stadt noch unbekannt war. Aehnliche Erfahrungen hat gewiß jeder gemacht, der zum erstenmal in einer fremden Großstadt nach seinem Hotel kutschiert. Die Fahrt erscheint ihm unendlich lang, bis plötzlich, gerade wo er es am wenigsten erwartet, sein Wagen vor einem glänzend erleuchteten Hause mit Spiegelscheiben stehen bleibt, die Hotelglocke erschallt und ein Heer von dienstbeflissenem, befracktem Gesinde vor ihm den Katzenbuckel macht. Auch mein Wagen hielt so unversehens vor einer Pforte, aber ohne Spiegelscheiben und ohne Kellner. Ein paar alte bezopfte Chinesen blickten forschend in das Dunkel meines Wagens, dann folgte ein kurzes Pourparler mit Boy und Kutschern, dann wurden die schweren Thore kreischend geöffnet, und mein Wagen fuhr in einen kleinen Hof. Weihrauchduft kam mir entgegen, und ich glaubte aus dem Gemäuer vielstimmigen Gesang zu vernehmen. Kein Zweifel, ich war am Ziele. Als ich mühsam meine zerschlagenen Knochen aus dem verflixten Erdbebenkasten geschält und wieder festen Boden unter den Stiefeln hatte, stand auch schon ein ehrwürdiger Greis mit langem weißen Barte und noch längerem weißen Haarzopf vor mir, dessen ganze Erscheinung trotz seines chinesischen Gewandes ungemein Achtung einflößend war. „Ich bin der Bischof Demarchi", sprach er mich an, „seien Sie mir herzlich willkommen; was kann ich für Sie thun?" Dieser wahrhaft christliche Empfang rührte mich, denn ich war dem ehrwürdigen Bischof vollkommen fremd und hatte mich auch vorher nicht brieflich angemeldet. Mit wenigen

Worten erklärte ich ihm den Zweck meiner Reiſe und bat ihn, mir ein paſſendes Hotel zur Unterkunft zu nennen. „Keineswegs, Sie müſſen bei mir wohnen“, antwortete er freundlich, befahl meinen Leuten, auszuſpannen und führte mich an einer großen gotiſchen Kirche vorüber in einen mit Blumenbeeten geſchmückten Hof. Ringsum erheben ſich einſtöckige kloſterähnliche Gebäude mit vorgelegten, durch beide Stockwerke reichenden Galerien, die Wohnungen der Miſſionspriester, zur Rechten ſteht ein chineſiſches Haus, ähnlich eingerichtet wie jene der chineſiſchen Mandarine, mit einem großen Empfangsraum in der Mitte und einem kleineren Gemach zur Seite. Dieſes letztere wies mir der Biſchof für die Dauer meines Aufenthaltes an. Es iſt das gewöhnliche Abſteigequartier für die Miſſionsbiſchöfe auf ihren Reiſen, und der letzte Gaſt war Biſchof Anzer geweſen. Bei der Anſpruchsloſigkeit, mit welcher die katholiſchen Miſſionare im Vergleich zu den Presbyterianern, Baptiſten und Methodiſten der engliſch ſprechenden Nationen hier in China leben, war ich nicht verwundert, auch hier nur mit Papier überklebte Fenſter und Thüren, Ziegelboden und an Stelle des Bettes einen Holzrahmen zu finden, der mit Rattangeflecht überzogen war. Indeſſen nach den Schmutzlöchern, welche mir bisher in den chineſiſchen Städten und Dörfern als Wohnung gedient hatten, fühlte ich mich hier in dieſen friſch geſcheuerten und gefegten Räumen glücklich. Statt, wie gewöhnlich, meine Mahlzeiten durch meinen Boy zubereiten zu laſſen, bat ich den Biſchof um die Erlaubnis, an den Mahlzeiten der Miſſionare im Refektorium teilnehmen zu dürfen, und wie er mir ſagte, war ich der erſte Nichtprieſter, dem dies ſeit der Gründung der Miſſion geſtattet wurde. Ich hoffte in dem großen, nur mit Heiligenbildern geſchmückten Raume neben dem Biſchof noch andere europäiſche Prieſter zu finden, allein außer ihm weilt gegenwärtig nur noch ein europäiſcher Laienbruder in dieſer großen und wichtigen Miſſion, und der Biſchof hat alle Angelegenheiten derſelben, ſelbſt ſolche, welche in europäiſchen Biſchofsſitzen gewöhnlich den Schreibern, und ich möchte beinahe ſagen, Thürſtehern zufallen, perſönlich zu beſorgen. Als ich ihm darob meine Verwunderung ausdrückte, zuckte er die Achſeln und meinte: „Was wollen Sie? — Uns fehlen die Mittel für ein zahlreicheres Perſonal, und Arbeit iſt doch keine Schande? Wie Sie ſehen“, und dabei wies er auf 8 oder 9 chineſiſche Prieſter, die eben in den Speiſeſaal traten, „verfüge ich ja über Miſſionare, welche tagsüber mit dem Miſſionsdienſt beſchäftigt ſind, mitunter wochen- und monatelang auf Reiſen gehen; für dieſe anſtrengenden, aufreibenden Reiſen bin ich zu alt, und deshalb habe ich die Arbeiten hier auf mich genommen“.

Viſitenkarte des Mſgr. Demarchi, Biſchof von Nord-Schantung.

Die chineſiſchen Prieſter werden in dem mit der Miſſion in Tſinan-fu verbundenen Seminar oder in Peking zu ihrem Beruf herangebildet und verſehen denſelben auch mit anerkennenswerter Hingebung und großem Geſchick. Während der mehr als


Der nördlichste Teil von
SCHANTUNG
Maßstab 1 : 1.128000
Kilometer
vervollständigt nach Aufnahmen von
Ev. Hesse-Wartegg
GELBES
MEER
Ma-Kia-ho
Tschan-hwa-hien
Lau-ye-miao
Fing-ku-tschönn
Tie-mönn-kwan
(existiert nicht mehr)
Mündung vor 1891
Sperrdamm
Neue Mündung 1896
Ning-hai-tsun
Li-tsin-hsien
(teilweise fortgespült)
Pin-tschou
Pu-tai-hsien
Lung-kia-tun
Wang-kia-tschwang
Tsing-ho-tschönn
Hwang-ho
Po-hsing-hsien
Tsing-tsching-hsien
Kiu-tschönn
Hsiau-tsching-ho
Tsi-tung-hsien
Kau-yuen-hsien
Pu-ku-tschöng
Tschang-pa-fu-tsun
Ku-po-tscheng
Tsching-ho
Tsung-schui-po
Lo ngan-hsien
Ma-ta hu (Belung See)
Hsin-tsching-ho
Tschin-i-tschang
Hsin-tschöng-hsien
Wang-hu-tschong
Fing-tsching
Tsu-yang-hsien
Ku-schan-po
Tschang-schan-hsien
Lin-tsin hsien
Schou-kwang-hsien
Tschang-kiu-hsien
Tsau-ping-hsien
Tschang-schan
Tsching-schan
Tschang-po
Tsi-ho-hsien
TSI-NAN-FU
Lo-kau
Lung-schan-tschwan
Schan-tschi-li-pu
Wu-tien-schan
Pu-tsien
Tschi-tschwan-hsien
TSING-TSCHOU-FU
Wei-hsien
Geograph Anstalt von
Verlag v. J. J. Weber, Leipzig.
Wagner & Debes, Leipzig

einfachen Mahlzeiten, die ich hier mit ihnen unter dem Vorsitz des Bischofs teilte, erfuhr ich eine Menge höchst interessanter Einzelheiten über die Provinz und ihre Einwohner, denn selbst Chinesen und dabei europäisch gebildet, seit vielen Jahren im Lande umherreisend, sind sie mit dessen Charakter vertrauter als irgend jemand. Ihre gewöhnliche Verkehrssprache mit dem Bischof und den andern in den verschiedenen Missionssitzen stationierten europäischen Priestern ist die chinesische, da ich diese aber nur in sehr beschränktem Maße kenne, unterhielten wir uns während der Mahlzeiten in lateinischer Sprache. Freilich ist das Lateinisch des Cicero, wie wir es in Europa zu lernen bekommen, nicht gerade für Reise-, Haus- und Küchenbedarf, allein mit Hilfe eines Wörterbuches fand ich mich bald zurecht. Gerade so wie in Canton und Peking, so ist auch hier in dieser großen und verkehrsreichen Stadt die Kathedrale das imposanteste und höchste Gebäude; in den letzten Jahren ist hinter den Priesterwohnungen noch ein großes Stück Land für ein neues Seminar, Schulen und Waisenanstalten angekauft worden, und das Seminar mit einer zweiten prachtvollen Kirche in gotischem Stil konnte bereits vor wenigen Monaten eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben werden. Mit Ausnahme der neuen Petangkathedrale in Peking dürfte es in ganz China kein schöneres Missionsgebäude geben. In Europa würde der Bau wohl eine Million verschlungen haben, hier aber war kaum ein Zehntel dieser Summe erforderlich, denn mit Ausnahme der schweren Maurer- und Dachdeckerarbeiten wurde alles von Priestern entworfen und mit ihren eigenen Händen, selbstverständlich ohne irgendwelche Entschädigung ausgeführt. Der deutsche Pater Erlemann, von der Mission von Süd-Schantung, der Erbauer der Kathedrale des Bischofs Anzer in Tsining, entwarf die Pläne und leitete den Bau; deutsche und italienische Laienbrüder stellten die ganze innere Einrichtung her, von den Thüren bis zu dem mit prachtvollen Holzschnitzereien gezierten Altar und den Wandmalereien, und ihr selbstloses Werk macht ihnen alle Ehre. Gerade während meiner Anwesenheit hatte der Bischof die Genugthuung, daß der amtierende Provinzgouverneur, der höchste Beamte eines Gebietes mit etwa 35 Millionen Einwohnern, ihm eine Staatsvisite machte und bei dieser Gelegenheit die ganze Missionsanstalt in Augenschein nahm, ein seltenes, ja geradezu unerhörtes Ereignis, das auf die Bevölkerung tiefen Eindruck machte und zur künftigen Sicherheit der Mission nicht wenig beitragen wird. Und das kam so: ich besaß ein offizielles chinesisches Empfehlungsschreiben an den Provinzgouverneur, das ich am Tage nach meinem Eintreffen Sr. Excellenz in seinem Yamen persönlich überreichte. Der große Herr empfing mich, umgeben von seinen untergebenen Mandarinen und seiner Garde, mit großer Liebenswürdigkeit, stellte sich mir für alle Wünsche, die ich hegen sollte, zur Verfügung und versprach, meinen Besuch am folgenden Morgen zu erwidern. Bei meinem Fortgehen gab er mir durch zwei Höfe seines Yamens, die mit vielen Neugierigen gefüllt waren, das Geleite, wartete mit seinen in glänzende Prunkkleider gehüllten Mandarinen, bis ich in meiner Sänfte Platz genommen hatte, und verabschiedete sich erst dann durch Kantau, indem er sich tief verneigte, mit ausgestreckten Armen eine Bewegung machte, als wollte er den Staub von der Erde aufheben, und dann seine geballten Hände zur Stirne erhob.

Digitized by Google

Kaum war ich wieder zur Mission zurückgekehrt, als sich der Kabinetschef der auswärtigen Angelegenheiten beim Bischof melden ließ, um ihm anzukündigen, daß Se. Excellenz morgen auch ihm seinen offiziellen Besuch machen werde. Das war bis dahin noch nicht geschehen, aber der Gouverneur hatte es sich wohl überlegt, daß es nicht gut anginge, einen Gast der Mission zu besuchen, ohne bei dieser Gelegenheit auch dem Missionsleiter seine Achtung zu bezeugen.

Besuch des Gouverneurs in der katholischen Mission in Tsinan-fu.

Am nächsten Morgen erschien in der That der Gouverneur in der Mission. Garden schritten voraus; dann folgten Mandarine im Staatskleid, Schwertträger, Diener mit allerhand Symbolen seiner Würde, dann der große rote Sonnenschirm auf hohem Stock, und hinter diesem kam die grüne Sänfte Sr. Excellenz, von vier Trägern getragen. Ich empfing die ganze Gesellschaft am Thore und führte sie in das Empfangszimmer, wo bereits der Thee aufgetragen war. Genau nach chinesischer Etikette nahm ich die mir dargebotene Tasse, um sie mit beiden Händen unter tiefer Verbeugung auf den Tisch neben den Gouverneur zu stellen. Während unserer Unterhaltung erschien der Bischof. Ich lenkte die Rede auf das neue Seminar. Der Bischof frug den Gouverneur, ob er

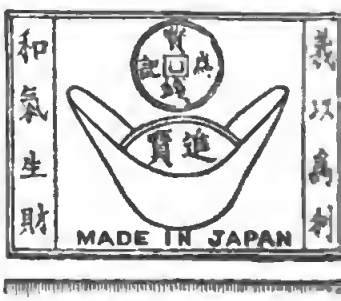
nicht wünſche, dasſelbe zu beſichtigen; und alsbald begab ſich der ganze glänzende Zug durch die Höfe der Miſſion dahin. Ich hatte ſchon vorher meine beiden Photographen angewieſen, vor dem neuen Gebäude Aufſtellung zu nehmen, und als der Gouverneur mit ſeinem Stabe die Kirche wieder verließ, hörte ich ein leiſes Knickſen, die Momentaufnahme war gemacht, ohne daß jemand außer mir eine Ahnung davon gehabt hätte. Als wir bei den Photographen vorbeiſchritten, frug ich den Gouverneur, ob er wünſche, die ganze Gruppe aufnehmen zu laſſen, allein er wehrte mit beiden Händen ab: „Nicht hier, nicht hier" meinte er. Trotzdem konnte ich ihm ſchon am nächſten Morgen eine ſchöne Photographie ſenden, die ganze Szene mit ungemeiner Schärfe darſtellend: Der Gouverneur von Schantung in der katholiſchen Kirche von Tſinan-fu! So etwas iſt bisher trotz Ben Akiba doch nicht dageweſen! Die katholiſche Miſſion von Tſinan-fu gehört übrigens zu den älteſten von ganz China. Schon unter Kaiſer Kang-Shi, der im Jahre 1723 ſtarb, wurde die Provinz Schantung mit dem ganzen Norden und Oſten von China von Jeſuiten durchzogen, und der Kaiſer ſchenkte ihnen unter anderm auch in Tſinan-fu ein Stück Land, auf welchem ſie eine Kirche bauten und eine Miſſionsanſtalt einrichteten. 1733 erließ der Nachfolger Kang-Shi's, Kaiſer Yung Tſching, ein Edikt, demzufolge es den Prieſtern bei Todesſtrafe verboten wurde, den päpſtlichen Glauben zu verbreiten, und damit hatte auch die Miſſion in Tſinan-fu ein Ende. Erſt 1844 wurde dieſes kaiſerliche Edikt wieder abgeſchafft. Nach dem Abſchluß des Vertrages von Tientſin 1860 verlangten die Miſſionare den ihnen vor 160 Jahren geſchenkten Grund und Boden in der Hauptſtadt von Schantung wieder, erhielten denſelben auch und errichteten bald darauf die ſchöne Kathedrale, wie ſie ſich noch heute zeigt. Indeſſen war der chriſtliche Glaube in den noch vor 1700 gegründeten Katholikengemeinden von Schantung trotz der Chriſtenverfolgungen des 19. Jahrhunderts nicht auszurotten geweſen. So iſt z. B. das ganze Dorf Ma-tſchia-tſchuang in Oſt-Schantung unweit der deutſchen Fünfzigkilometerzone bei Ping-tu ſeit über 200 Jahren katholiſch.

Theetaſſe eines Mandarins.

Spaziergänger mit Singvögeln.

Allerlei aus Tſinan-fu.

Die Einwohnerzahl von Tſinan-fu anzugeben, iſt keine leichte Sache, denn Volkszählungen nach europäiſcher Art ſind in China nie vorgenommen worden. Die Angaben ſchwanken zwiſchen einer viertel und einer halben Million, und die Miſſionare halten die letztere Zahl für die richtigere. Jedenfalls iſt die Hauptſtadt von Schantung eine ſehr große und reiche Stadt mit zahlreichen, zum Teil prächtigen Tempeln, mohammedaniſchen Moſcheen und mehreren katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchen. Paläſte wird man hier ebenſowenig finden wie in jeder andern chineſiſchen Stadt, allein hinter den langen Mauern, die in den vornehmeren Stadtvierteln zu beiden Seiten der Straßen ſtehen, wohnen in geräumigen Häuſern, umgeben von großen Gärten, ſehr viele reiche Leute, Mandarine, Litteraten, alt angeſeſſene Familien von Bildung und Einfluß. Auf meinen Spaziergängen durch die Stadt mit ihrer ungemein maleriſchen und reizvollen Umgebung begegnete ich vielen hübſch ausgeſtatteten Sänften, ein ſicheres Zeichen von Wohlſtand, denn ſie ſind in China dasſelbe, was bei uns die Equipagen ſind. Am Abend zeigten ſich in den Straßen, in den Gärten, den Feldern und in der Nähe der Stadtmauern viele in Samt und Seide gekleidete Spaziergänger, zumeiſt junge Stutzer, welche in der einen Hand ihre Fächer, in der andern ſchöne Käfige mit ihren Lieblingsvögeln, zumeiſt Lerchen, Wachteln und Kanarienvögel, trugen. Während wir uns auf unſern Spaziergängen von Hunden begleiten laſſen, tragen die vornehmen Stutzer in China ihre Vögel ſpazieren. Wenn ſie gerade Wachteln zu ihren Lieblingsvögeln wählen, ſo ſoll dies darin liegen, daß Wachteln als glückbringend angeſehen werden. Das Spazierentragen aber ſoll die Tiere zur Nachkommenſchaft begeiſtern. Auch in den meilenlangen ſchnurgeraden Geſchäftsſtraßen zeigt ſich ſehr lebhafter Verkehr. Kaufladen reiht ſich an Kaufladen; ſie ſind größer, reicher, beſſer ein-



Jap. Streichholzſchachtel.

gerichtet und vor allem reinlicher, als ich ſie ſonſt in den chineſiſchen Städten, Peking und Canton ausgenommen, geſehen habe, und die in ihnen aufgeſtapelten Waren zeugen von der großen Mannigfaltigkeit der Induſtrien von Schantung. Alles was die eigenartige Kultur der Chineſen verlangt, ſcheint in Tſinan-ſu mit großer Kunſtfertigkeit gemacht zu werden, aber nur durch Handbetrieb. Es giebt keine Fabriken, auch keine größern Werkſtätten, ſondern ausſchließlich nur Kleininduſtrie, und die Dampfmaſchine hat mit Ausnahme des der Hauptſtadt nahe gelegenen Arſenals noch nicht ihren Einzug in Schantung gehalten. Fremde, europäiſche oder amerikaniſche Waren habe ich in den Kaufläden nur wenige gefunden, und dieſe waren faſt ausſchließlich billige Verkaufsartikel. Lampen, Regenſchirme mit Stahlrippen, Knöpfe, kleine Metallgegenſtände, Baumwollſtoffe, Garne, Poſamentierwaren, z. B. die Stränge, welche die Chineſen zur Verlängerung ihrer Zöpfe ins Haar flechten, die roten Quaſten, welche auf ihren Hüten prangen u. dergl.; dann billige Farbendruckbilder, Seiden- und Baumwolltücher, Wand- und Taſchenuhren, Brieftaſchen, Gürtelſchnallen. Der ganze Bedarf an Werkzeugen und Eiſenwaren wird in der Provinz hergeſtellt; Fenſterſcheiben für die Häuſer der Reichern, kleine Spiegel und Glaswaren ſtammen aus Poſchan. Streichhölzer, Cigaretten und eine Menge ſchlechter, billiger Tand wird aus Japan eingeführt.

Mit einem Worte, die Chineſen genügen ſich vorläufig in allen ihren Bedürfniſſen ſelbſt, und wenn man, durch die Geſchäftsſtraßen wandernd, überall in dieſer großen und reichen Stadt nur chineſiſche Waren ſieht, könnte man an der Möglichkeit eines einträglichen Handels mit den Chineſen in Schantung zweifeln, zumal wenn man berückſichtigt, daß rings um Schantung, im Golf von Petſchili wie im Gelben Meere, große europäiſche Häfen liegen. Aber auf der anderen Seite muß auch bedacht werden, daß es bisher an Verkehrswegen gemangelt hat, um europäiſche Waren überhaupt nach Tſinan-ſu zu ſchaffen. Dieſer Mangel hat vielleicht zur Entwickelung der einheimiſchen Induſtrie mehr beigetragen als alles andere. Notwendigkeit war es, nicht eigener Unternehmungsgeiſt, welche den Chineſen das Werkzeug in die Hand gedrückt hat. Erſt die kommende Eiſenbahn wird dem europäiſchen Handel die Möglichkeit geben, Tſinan-ſu zu erreichen, und es iſt eine Eigentümlichkeit des Chineſen, daß er ſich fremden Artikeln keineswegs verſchließt, ſondern ſie ſofort kauft, ſobald er ihre Nützlichkeit und Preiswürdigkeit erkennt.

Für die Europäer wird Tſinan-ſu wohl der angenehmſte Aufenthaltsort von ganz Schantung werden, denn die Lage der Stadt iſt entzückend; ſie bietet an leiblichen Genüſſen, Lebensmitteln, friſchem Fleiſch und Gemüſe, mehr als alle anderen, das Trinkwaſſer iſt ausgezeichnet, und der Europäer lebt auch hier unter dem Schutz der höchſten Behörden vollkommen ſicher. In keiner anderen Stadt bin ich verhältnismäßig ſo unbeachtet geblieben; ich wanderte allein umher, auf die Märkte, in Vergnügungslokale und Theater, und wurde nirgends im geringſten beläſtigt. Auf den Gemüſemärkten fand ich Mitte April ſchon eine Menge der verſchiedenſten friſchen Gemüſe, darunter das in ganz China berühmte Schantungkraut, Salat, Sellerie, Spinat und eine vortreffliche Art von Kartoffeln, Sanyoa genannt, eine Wurzel, bis 60 Centimeter

lang und armdick, die ganz wie Kartoffel ſchmeckt. Dabei gab es noch bis Ende Mai die ſüßen, ſaftigen, wenn auch harten Birnen vom vergangenen Herbſt, ja ſogar vortreffliche Trauben. In Tſinan werden auch Früchte eingemacht und ausgezeichnete Fruchtgelees bereitet, ſo daß es an wohlſchmeckenden Nahrungsmitteln keineswegs fehlt.

Das Klima iſt geſund, weniger kalt im Winter, weniger heiß im Sommer als etwa in Tientſin oder Schanghai, nur herrſcht im Norden der Stadt wegen der gegen den Hoangho ſich hinziehenden Sümpfe Fieber. Die ganze Stadt ſteht übrigens auf ſumpfigem Boden, und man braucht nur irgendwo 25 bis 50 Centimeter tief zu graben, um auf Waſſer zu ſtoßen. Es iſt aber kryſtallklares Quellwaſſer, das den Boden durchſickert. Innerhalb der Ringmauern zählt man nicht weniger als 70 Quellen, darunter einige von großer Mächtigkeit. Sie vereinigen ſich zu einem das ganze Jahr über waſſerreichen Fluß, welcher durch den öſtlichen Stadtgraben fließt, im Norden der Stadt, innerhalb der Ringmauern, einen etwa 2 Quadratkilometer großen See bildet und durch das Stadtthor, das er ganz ausfüllt, austritt, ſo daß es für den Verkehr geſchloſſen iſt. Der beſtändige Waſſerreichtum dieſes mitten in der Stadt entſpringenden Fluſſes hat dem früheren Gouverneur von Schantung den guten Gedanken eingegeben, ihn durch einen Kanal mit dem in den Golf von Petſchili fließenden Hiau-tſing zu verbinden und ſo einen neuen Waſſerweg ſüdlich des Hoangho und parallel mit dieſem nach dem Meere zu ſchaffen, der eine Geſamtlänge von 175 Kilometer beſitzt. Um ſich eine Idee von den Koſten der Erdarbeiten bei dem bevorſtehenden Bau der deutſchen Bahn machen zu können, will ich hier anführen, daß die Arbeiter pro Fang 250 große Caſh, d. i. etwa 50 Pfennig erhielten. Der Fang iſt ein Erdwürfel von ein drittel Meter Höhe und 1 Meter Breite und Länge. Es arbeiteten gewöhnlich vier Mann zuſammen; einer grub, zwei trugen die Erde fort, und der vierte ſchaufelte ſie auf. Trotz dieſer geringen Bezahlung, aus welcher die Arbeiter auch noch ihre Wohnung und Nahrung zu beſtreiten hatten, erſparte ſich jeder durchſchnittlich 8 Mark im Monat. Der Kanal wurde 1893 eröffnet und wird ſeither viel von Flachbooten und Dſchunken befahren. An ſeiner Mündung in den Golf von Petſchili iſt eine recht lebhafte Handelsſtadt Namens Mudſchigo entſtanden, welche ſogar von einem Tſchifu-Küſtendampfer regelmäßig angelaufen wird.

Fragt man ſich, wie es kam, daß Tſinan-fu nicht an den Ufern des Hoangho, ſondern etwa 7 Kilometer ſüdlich des Stromes, am Fuße des Gebirges angelegt wurde, ſo liegt die Antwort nicht ſo ſehr in der großen Ueberſchwemmungsgefahr, welcher die Uferſtädte des Stromes ausgeſetzt ſind, als eben in den mächtigen Quellen guten kryſtallenen Waſſers, die hier entſpringen und vom Volke als geradezu heilig verehrt werden. Eine derſelben liegt an der inneren Stadtmauer, hoch über dem mit Gemüſegärten und Baumanlagen bepflanzten Stadtgraben, welcher die innere Stadt von der Oſtvorſtadt trennt. Ein meterdicker, klarer, kalter Waſſerſtrahl entquillt hier dem Boden und ſpringt ſprudelnd in mehreren Abſätzen die ſteile Wand nach dem Graben hinab, von Badehäuschen und ſteinernen Waſchbaſſins umgeben, wo die Frauen die Wäſche ihrer Familien waſchen. In allen anderen Ländern des fernen Oſtens entblößen die

Wäſcherinnen dabei ihre Arme und Beine, ja den ganzen Oberkörper, aber die Chineſinnen bleiben ſogar bei dieſer Verrichtung vollſtändig bekleidet und ſtreichen nicht einmal ihre Aermel weiter auf, als gerade nötig iſt. Und was ihre winzigen Ziegenfüßchen betrifft, ſo bleiben dieſe ſogar zur Nachtzeit in den kleinen geſtickten Seidenſchuhen. Uebrigens bot dieſe Menge von Chineſinnen in ihren bunten Kleidern zwiſchen dem ſie umgebenden Grün ein reizendes Bild dar; ihre Kinder, womöglich noch bunter angezogen, umſprangen ſie in munterem Spiele; an den ſchattigen Ufern des klaren Fluſſes angelten chineſiſche Gentlemen, andere luſtwandelten in ihren Gärtchen, die ſich terraſſenförmig die ſteilen Ufer bis an die beiderſeitigen Ringmauern emporziehen; der Frühling hatte auch dieſe Gärtchen in ihren ſchönſten Schmuck gekleidet; Aprikoſen, Pfirſiche, Flieder ſtanden in vollſter Blüte, und zwiſchen ihnen ragten die kurioſen Porzellandächer von zahlreichen Pavillons und Pagoden hervor. An allen Flußübergängen herrſchte reges, buntes Leben. Zu meiner Ueberraſchung gewahrte ich dort überall farbenreiche phantaſtiſche Aufzüge, vergoldete Sänften, von rotgekleideten Männern getragen, ganze Karawanen von Trägern, welche auf umgekehrten Tiſchen, die Beine nach oben, allerhand Hausrat, Backwerk, Speiſen in Schüſſeln und bunten Flittertand umhertrugen; manche Häuſer waren mit Papierlaternen, Guirlanden aus Papierblumen, Flaggen geſchmückt, und eine Menge Menſchen, darunter viele Mädchen und Kinder, trugen ihre ſchönſten Feſttags-gewänder. Die Erklärung, die ich nachher erhielt, war ſehr einfach. Gerade die drei Tage, die ich in Tſinan-fu zubrachte, waren von den Sterndeutern als beſondere Glücks-tage bezeichnet worden, und natürlich wurden dieſe von einer Menge von Brautpaaren für die Hochzeitsfeier beſtimmt. Wer könnte es ſagen, wie viele der kleinen gepuderten und geſchminkten Perſönchen in der großen Stadt während dieſer Tage in Hymens Feſſeln geſchlagen wurden? Wie viele Feſtgelage es gegeben hat? Als ich den Miſſionaren der amerikaniſchen Miſſion meinen Beſuch abſtattete, ſaßen auch ſie mit ihren Frauen bei einem ſolchen, denn der chineſiſche Schriftgelehrte der Miſſion benutzte die Glückstage für ſeine Hochzeit, und ich bekam ſo Gelegenheit, einem Feſtmahle beizuwohnen; aber nur die Herren nahmen daran teil, die Braut ſaß mit den Frauen in einem anderen Raume beim Eſſen und Trinken, denn wie könnte ein ſo tiefſtehendes Weſen, wie es nach der Anſicht der Chineſen eine Frau iſt, ſich mit ihrem Herrn und Gebieter an denſelben Tiſch ſetzen?

Noch ein anderes Feſt wurde eben in Tſinan-fu gefeiert. Die drei waſſer-reichſten Hauptquellen des Fluſſes, Banditſchuan, d. h. heftig kochende Quellen genannt, liegen in der Vorſtadt, mitten in einem großen Tempelgrunde, und hier wird ihnen zu Ehren in jedem Jahre ein großes Feſt abgehalten, verbunden mit einem Jahrmarkt, der vom 15. des dritten bis zum 15. des vierten Monats währt und Tauſende von Fremden aus der nahen und fernen Umgebung der Hauptſtadt anzieht. Ich hatte es glücklich getroffen, denn ein derartiger chineſiſcher Jahrmarkt iſt wirklich ſehenswert, die foire de Neuilly bei Paris, oder ich möchte beinahe ſagen, ein kleiner Weltausſtellungs-rummel ins Chineſiſche überſetzt. Merkwürdig, wie ſich dieſelben Sitten und Gebräuche, was die Vergnügungen der Menſchheit betrifft, bei allen Völkern wiederholen. Als ich

Mädchen im katholischen Waisenhaus bei Tsinan-fu.

zwiſchen zahlloſen Menſchen, den zahlreichen Schaubuden, Theatern, Reſtaurants, Flugdächern mit Akrobaten, Märchenerzählern, Verkäufern von allerhand Tand, Cafés chantants ꝛc. umherwanderte, kamen mir viele ähnliche Bilder in den Sinn, die ich in den verſchiedenſten Ländern geſehen habe: Bei den Ausſtellungen in Philadelphia, Chicago, San Franzisko, beim Karneval in Lima, bei der Oſterferia in Sevilla, in Moskau, in Kiew, Konſtantinopel, bei der Meſſe von Tanta in Aegypten, weiß Gott wo überall, aber nirgends ging es ſo anſtändig und ruhig zu wie hier. Die feſtlich gekleideten Menſchen luſtwandelten höchſt ehrſam in den langen Schaubudenavenuen umher, kauften oder ſpielten bei den einzelnen Ständen, umkauerten die Garküchen, um ſich an den Leckereien zu laben, die da unter freiem Himmel gebacken, gebraten, geſotten wurden; ſie umdrängten die Theater und „Volksſänger“ und lauſchten aufmerkſam den Märchenerzählern, welche am beliebteſten zu ſein ſchienen. Vor dieſen Märchenerzählern ſtanden Theetöpfe und Schalen, dann metallene Tabakspfeifen auf einem Tiſche. Ein Diener ſchritt leiſe zwiſchen den Zuhörern umher und vermietete Pfeifen oder verkaufte Thee. Unſere Ringelſpiele und die unentbehrlichſten Beigaben unſerer Jahrmärkte, die Drehorgeln, haben noch nicht ihren Einzug in China gefeiert, aber ich glaube, es wäre ein glänzendes Geſchäft damit zu machen. Die Italiener ſollten es doch verſuchen, vielleicht werden wir ſie damit los. Dafür fand ich auf dem Jahrmarkte in Tſinan-fu ſchon unſere Guckkäſten mit bemalten Photographien der Pariſer Weltausſtellung im Jahre 1867 und der Peterskirche in Rom.

Inmitten des Jahrmarktes gewahrte ich endlich den reizenden Tempel, Lo-tu-ſchuan genannt, welcher auf drei Seiten das große Quellbaſſin der Bauditſchuan umgiebt. Galerien führen rings um dieſes mit klarem Waſſer gefüllte Baſſin, und aus der Mitte desſelben ſah ich 3 fußdicke Quellſtrahlen emporſprudeln. Während ich die ganze ungemein maleriſche und freundliche Anlage betrachtete, war ich ſelbſt der Gegenſtand eifriger Beobachtung von ſeiten der Chineſen, die hier auf mitgebrachten kleinen Klappſtühlen ſaßen und, ihre Pfeifchen ſchmauchend, ſich der Sieſta hingaben. Einige von ihnen traten auf mich zu, befühlten meine Kleider und beſahen ſich den Schnitt meiner Beinkleider, indem ſie vor und hinter mir niederhockten und meine Rockſchöße emporhoben; einer brach in lautes Gelächter aus, als er meine gelben Stiefel wahrnahm. Dann deutete er mit beiden Händen auf dieſelben und rief: „Menſch, was haſt Du denn für Schuhe an? Wie kannſt Du denn in dem Zeug da gehen?“ Ja, wenn wir die 400 Millionen Zopfträger dazu bekehren könnten, unſere Stiefel zu tragen! 400 Millionen Paare Stiefel! Das wäre ein Geſchäft für Pirmaſens, unſere deutſche Fußbekleidungsmetropole!

Obſchon Tſinan-fu, wie man ſieht, einen ſolchen Ueberfluß von prächtigem Waſſer hat, wird hier leider nur wenig gebadet. Mangel an Reinlichkeit iſt eine der Hauptuntugenden der Chineſen, und eine Folge davon iſt die Menge von Ungeziefer, die ſie trotz der eifrigſten Jagden bedeckt. An jeder ſtillen ſonnigen Ecke kauern die armen Leute, um ſich dieſer Jagd hinzugeben, einzeln oder zu zweien, je nachdem. Will ſich irgend ein Laſtträger ausruhen, bleibt irgend ein Schubkarrenführer ſtehen, unterbricht

irgend ein Handwerker die Arbeit, ſo iſt es gewöhnlich ſein erſtes, ſich in eine Ecke oder an eine Hausmauer zu hocken und zunächſt den ſchmutzigen Gürtel, der ſeinen halbnackten Körper umſpannt, nach auswärts umzulegen, denn dieſer ſcheint der beliebteſte Sammelplatz der Kriechtiere, ſagen wir in dieſem Falle Gürteltiere zu ſein. Gerade wie wir bei der Mahlzeit zwiſchen den Speiſen zum Zeitvertreib die Brotkrümchen vom Tiſchtuch aufleſen und ſie zum Munde führen, gerade ſo — doch nein.

Auch die lieben Mamas nehmen es mit der Reinlichkeit bei ihrem kleinen Nachwuchs nicht beſonders genau. Das erſte und unentbehrlichſte Wäſcheſtück bei unſerer holden Jugend iſt die Windel, ja gewöhnlich iſt dieſe ſchon in einer erklecklichen Anzahl von Exemplaren vorhanden, ehe noch die Jugend da iſt. Bei den ärmeren Klaſſen in China wird dergleichen als überflüſſiger Luxus angeſehen. In Tſinan-fu werden die Häuſer der ärmeren Geſchäftsſtraßen ganz von den Kaufläden eingenommen, welche dann auch den Familien des Inhabers als Wohnung dienen, und da hat man mannigfache Gelegenheit, einen tiefen Einblick in die chineſiſche Häuslichkeit zu thun. Die kleine Welt bleibt bis zum achten oder zehnten Jahre nur in ihre eigene gelbe Haut gekleidet, und ſolange die Kinderchen nicht gehen können, werden ſie von den Mamas bei der Verrichtung ihrer Bedürfniſſe unterſtützt. Glauben dieſe die Zeit gekommen, wo der Verdauungsprozeß ſein unſchönes Ende zu erreichen pflegt, ſo ſetzen ſie ſich auf einen Stuhl mitten im Laden, oder auch auf die Stufen vor der Eingangsthür und halten die kleinen nackten Würmer in der erforderlichen Lage. Geduldig warten ſie ein Stündchen oder auch länger, bis der Erfolg ihre Vorſicht krönt. Aber häufig hat die Mama keine Zeit zum Warten. Sie iſt vielleicht allein im Hauſe, Verkäuferin in einem appetitlichen Grünzeugladen, oder muß ſpinnen und weben, himmliſche Roſen flechten ins irdiſche Leben. Dann legt ſie ihre Nachkommenſchaft in einen Korb mit Sand oder Sägeſpänen, die nach verübter That ein bißchen umgeſchaufelt und erſt nach vollſtändigem Verbrauch erneuert werden. Das alte Material wird langſam getrocknet und in den Gemüſegärten verwendet.

Der Dünger erfreut ſich überhaupt in China einer viel größeren Wertſchätzung als bei uns. S'iſt das reine Gold, wie in der Parabel mit dem Winzer und ſeinem Weinberg. In den Vorſtadtſtraßen von Tſinan-fu wird der Reiſende vor vielen Häuſern neben der Hausthüre die ſchon erwähnten kleinen Bedürfnisanſtalten finden, deren Ertrag mitunter ſo groß iſt, daß die Bewohner der ärmlichen Lehmhütten in den Vorſtädten ihre ganze Miete damit bezahlen. In jedem Stadtviertel giebt es Unternehmer, welche mit den Inhabern einer großen Zahl von Häuſern, mitunter mehreren Hunderten oder Tauſenden, Mietsverträge für den Dünger des ganzen Jahres abſchließen. Jeden Abend ziehen die Sendboten von Haus zu Haus, um den Dünger einzuſammeln und an die Stadtmauern zu führen. Sie haben ihre beſtimmte Umlaufroute, wie bei uns die Zeitungsausträger.

Innerhalb der Stadtmauer giebt es große Plätze, wo der geſammelte Unrat mit Aſche, Erde und zerkleinerten Bauziegeln vermengt und zu Kuchen geformt wird. In dieſer Form kommt der Dünger in den Handel. Für den Gebrauch werden die Kuchen

zerkleinert und ſorgfältig pillenweiſe auf die Felder verteilt. Kein Wunder, daß es in Tſinan-fu ſo ſaftige, wohlſchmeckende Gemüſe giebt, und wenn dieſe ſchon ſo früh zur Reife gelangen, gewöhnlich ſchon Ende März, ſo iſt es deshalb, weil die Chineſen zwiſchen jeder Reihe von Pflänzlein in den Gemüſegärten Schutzwände aus Maisrohr gegen die Nordwinde aufrichten.

Der hübſcheſte Spaziergang in Tſinan-fu iſt jener auf der innern Stadtmauer rings um die ganze Stadt, denn man iſt hier dem lärmenden bewegten Straßenleben entrückt, hat es aber zu Füßen der Mauer vor Augen und genießt überdies nicht nur den Ausblick auf die Berge und üppig grünen Thäler der Umgebung, ſondern auch auf die ganze Stadt, deren Häuſer wie in einem einzigen großen Garten liegen. Wo immer ein freies Plätzchen, pflanzt der Chineſe Bäume, jeder trachtet ſich ein kleines Gärtchen zu erwerben, und dort pflegt er im Verein mit ſeinen Weibern und Kindern einen großen Teil ſeiner freien Zeit zuzubringen. Nun iſt die Bekleidung der Frauen in dieſen durch hohe Mauern gegen fremde Blicke geſchützten Gärten im Sommer recht ſpärlich, und da man von der Stadtmauer aus dieſe häusliche Intimität in allen Einzelheiten wahrnehmen könnte, iſt der Zugang zu der Stadtmauer verboten. Es bedurfte eines Befehls des Stadtkommandanten, um mir die Thore zu öffnen.

Von oben erſt konnte ich die große Ausdehnung von Tſinan-fu erkennen. Im Gegenſatz zu den meiſten andern Großſtädten Chinas, die ich geſehen, iſt beinahe der ganze Raum innerhalb der Ringmauer überbaut; nur im Südweſten liegen einige Getreidefelder und nahebei die Exerzierplätze und Lager der Garniſon. Der Futai (Provinzgouverneur), der Fantai (Schatzmeiſter) und Nietai (Oberrichter) haben ihre eigenen Truppen, einige hundert Mann, die nur Kleidung und Nahrung bekommen, in den verſchiedenen Yamen oder auch Privathäuſern mit ihren Familien wohnen und nur Sold erhalten, wenn ſie zu irgend einer Dienſtleiſtung eingezogen werden, ſei es um auf Räuber zu fahnden, Unruhen zu unterdrücken, oder wie in meinem Falle, Reiſenden das Geleite zu geben. In den erwähnten Militärlagern wohnt kaiſerliches Militär. Eben waren einige tauſend Mann Truppen aus der ganzen Provinz zuſammengezogen worden. Einzelne Abteilungen wohnten in Zelten, andere in den niedrigen Lehmhäuſern des Lagers. Während meiner Promenade auf der Stadtmauer war eben ein Bataillon am Exerzieren. So wie ich es erkennen konnte, trugen ſie dunkelblaue oder ſchwarze Uniformen, die Beinkleider in die Schäfte ihrer Filzſtiefel geſteckt, und als Waffen hatten ſie Gewehre und Bajonette. Jede Kompagnie hatte eine Fahne von verſchiedener Farbe, rot, blau, grün und ſchwarz, dazu gab es am rechten Flügel eine größere, rote Bataillonsfahne. Die Truppen ſahen entſchieden beſſer aus als irgend welche andere, die ich bisher in China geſehen, und ſie marſchierten auch ganz ſtramm, die Kompagniefronten recht gut einhaltend. An der Nordſeite der Stadtmauer angekommen, gewahrte ich zu meinen Füßen den vielgeprieſenen See, der allerdings viel und klares Waſſer hatte, aber mit Schilf durchwachſen iſt. Reizende Tempel, Pagoden, Theehäuſer ſtehen an ſeinen Ufern und ſpiegelten ſich, beleuchtet von der Abendſonne, in der glatten Fläche. Kleine Boote, mit vergnügten Geſellſchaften hier und dort, an manchen Uferſtellen einſame Angler, im

Digitized by Google

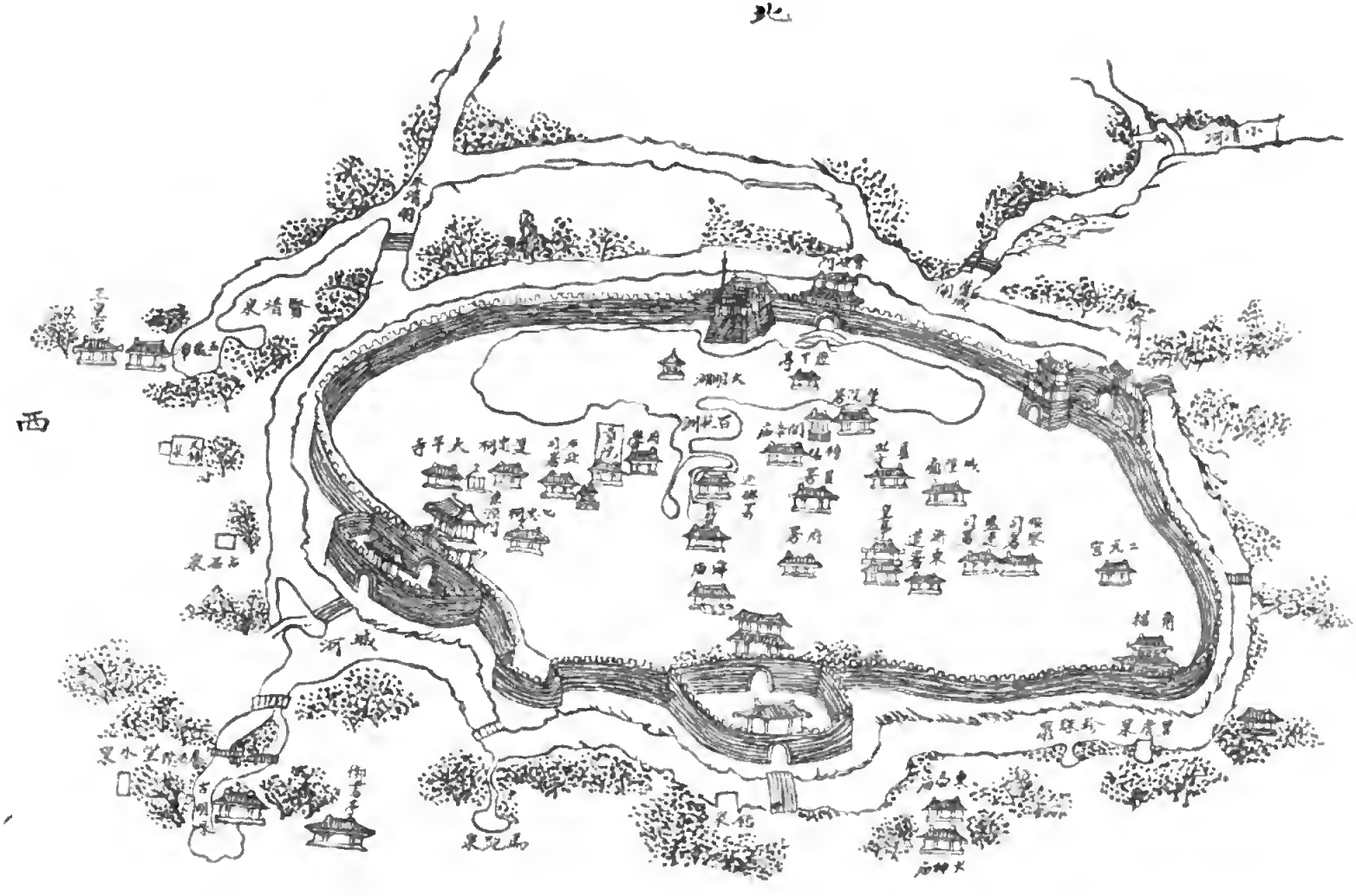
Ausblick von der Stadtmauer von Tsinan-fu.

ſeichten Uferwaſſer Reiher, nach Beute ſpähend, im Schilf Wildenten, unbekümmert um die Menſchen in ihrer Nähe. An der Nordſeite liegt ein ganz reizender Badetempel, ſchöner als ich deren ſelbſt in Japan geſehen, von den Einwohnern zu Ehren eines früheren Provinzgouverneurs erbaut. Steinerne Bogengänge ſchließen ein Stück Waſſerfläche ein, an den vier Ecken überhöht von ungemein zierlichen Pavillons, zu denen Freitreppen emporführen. Mehrere Gruppen chineſiſcher Frauen hielten dort gerade ein Picknick ab und gaben der wirklich entzückenden Anlage Farbe und Leben. Wie gerne wäre ich herabgeſtiegen in dieſes Stückchen chineſiſchen Olymp, allein die Stadtmauer fällt 15 Meter tief ſteil herunter. Als intereſſante Einzelheit möchte ich erwähnen, daß in den Steinfugen dieſer Mauer überall Digitalis wächſt, und die fußhohen Pflanzen waren gerade mit ihren kelchartigen Lilablüten bedeckt.

Jenſeit der Mauer artet der See in einen weiten Sumpf aus, der ſich ein paar Kilometer nördlich bis zu dem hohen Erddamme hinzieht, welcher die Stadt gegen die Ueberſchwemmungen des Hoangho ſchützen ſoll. Der mächtige Strom ſelbſt iſt aber durch dieſen Damm von hier aus nicht ſichtbar. Eine Straße führt von Tſinan-ſu bis an ſeine Ufer, wo ſich der frühere Hafen der Stadt, Lu-kou, befindet. Früher war Lu-kou ein anſehnlicher Ort mit viel Verkehr und Wohlſtand, allein während des Taipingkrieges wurde er von den Rebellen geplündert und zerſtört, und was dieſen entging, wurde von den nachfolgenden Ueberſchwemmungen des Hoangho, oder wie der Strom hier genannt wird, Tatſing, böſe mitgenommen. Im Jahre 1868, als die Fluten des großen Stromes ſogar die Mauern von Tſinan-fu beſpülten, dann 1887 ſtand Lu-kou mehrere Fuß tief unter Waſſer, und nur die ſchweren ſteinernen Warenhäuſer widerſtanden dem reißenden Strome. Deshalb hat Lu-kou ſeine einſtige Bedeutung ganz verloren, ein Schickſal, das übrigens allen Uferſtädten des unteren Hoangho bevorſteht, wenn nicht in den nächſten Jahren der ganze Flußlauf mit Zuhilfenahme europäiſcher Ingenieure reguliert wird. — Nicht nur der See dient den Bewohnern von Tſinan als Sommerfriſche. Im Süden, nur einige Kilometer von der Stadt entfernt, erheben ſich die letzten Ausläufer des zentralen Berglandes von Schantung, Berge von einigen hundert Metern Höhe. Der nächſte von ihnen, Deſchoa-ſchan-pa genannt, trägt auf ſeinem vollſtändig kahlen Gipfel eine hohe Pagode, die von den Stadtbewohnern abergläubig gehütet wird, denn ſie knüpfen an die Pagode den Schutz der ganzen Stadt. Sollte dieſes Wahrzeichen zuſammenſtürzen, ſo wird auch Tſinan-ſu vom Erdboden verſchwinden. Ein anderer, Tſchan-ſo-ſchan genannter Berg trägt auf ſeinem, der Stadt zugewandtem Abhange in einem ausgedehnten Piniengehölze eine ſehr hübſche Tempelanlage, in deren Hauptgebäude ſich tauſend Götzenfiguren von verſchiedener Größe befinden. Wenigſtens behaupten dies die Mönche. Gezählt habe ich ſie nicht, es kommt auch auf hundert mehr oder weniger gar nicht an. Je weiter man in das Bergland eindringt, deſto maleriſcher, wilder wird die Gegend, und es iſt leicht verſtändlich, daß ſich die wohlhabenden Klaſſen der Stadt hier ihre Sommerwohnungen gebaut haben. Die größte Zahl derſelben liegt etwa 15 Kilometer von der Stadt mitten in den Bergen, und von dieſem Buen Retiro genießt man eine entzückende Ausſicht auf die Stadt und die ganze

北

西



東

南

Chinesischer Stadtplan von Tsinan-fu.

von dem breiten gelben Hoangho durchfloſſene Ebene, aus welcher wie ein vom Himmel gefallener Meteor eine ſteile Felspyramide, der Hoaſchan, hervorragt. Bald wird ein glänzendes Schienenpaar, von Oſten herkommend, zwiſchen den grünen wallenden Feldern blitzen, bald wird Tſinan durch das Dampfroß mit der Kultur des Abendlandes verbunden ſein, und eine neue Zeit wird für die Hauptſtadt der ſchönen Provinz kommen, ihren Bewohnern wohl zum Segen. Sie leben übrigens gar nicht ſchlecht in Tſinan-fu. Die Steuern ſind gering. Alles was Henry George, der bekannte Sozialiſtenführer Neuyorks, als das Ideal der Zukunft betrachtet, die Beſteuerung von Grund und Boden und die Befreiung menſchlicher Arbeit von allen Steuern, das war in China ſchon eingeführt, als es noch kein Amerika für die alte Welt gab, und als ſelbſt die letztere noch gewiſſermaßen in Windeln lag. Die einzigen Abgaben, welche die Chineſen an die Regierung zu entrichten haben, beſchränken ſich auf eine geringe Grundſteuer. In Tſinan-fu wird dieſe Steuer dreimal jährlich erhoben. Die Stadt iſt in kleine Bezirke eingeteilt, und der Konſtabler jedes Bezirkes verteilt zu beſtimmten Zeiten an alle Grundeigentümer kleine Zettel, auf welchen der Betrag in Caſhmünzen verzeichnet ſteht, den jeder einzelne zu zahlen hat. Ein paar Tage ſpäter geht er von Haus zu Haus und zieht die verſchiedenen Summen ein, indem er dafür den Betreffenden die ſchon im voraus ausgefertigte Quittung des Steuerbeamten einhändigt. Widerſtand giebt's nicht. — Zeitweilig, bei Ueberſchwemmungen, Aufſtänden oder in Kriegszeiten legt die Zentralregierung in Peking jeder Provinz die Zahlung einer beſtimmten Extraſteuer auf, und die Provinzbehörden müſſen dann zuſehen, auf welche Weiſe ſie das Geld eintreiben können. So z. B. mußte die Provinz in dieſem Frühjahr 3 Millionen Taels als Beitrag zur Zahlung der Kriegsentſchädigung an Japan nach Peking abliefern. Dazu muß jeder einzelne nach ſeinen Kräften beitragen, und der Provinzſchatzmeiſter beſtimmt die Summe, die jeder einzelne zu zahlen hat. Auch die Provinz oder die Stadt benötigt mitunter Extragelder für Dammbauten, zur Ausbeſſerung der Ringmauern und dergl., die auf ähnliche Weiſe eingetrieben werden. Dabei fällt natürlich immer etwas für die Mandarine ab. Dieſe Herren ſcheinen aber in Tſinan-fu nicht allzuſchlimm zu Werke zu gehen. Als ich nämlich auf meiner Weiterreiſe in das heilige Land von China wieder die Stadt verließ, ſah ich unter dem Stadtthore ein halbes Dutzend Stiefelmonumente in Käfigen hängen, welche den abziehenden Mandarinen von der dankbaren Bürgerſchaft errichtet worden ſind. Sonſt werden nur Diebe und Verbrecher an den Stadtthoren in ähnlichen, nur viel größeren Käfigen an den Pranger geſtellt. Bei den Mandarinen gilt das an-den-Pranger-ſtellen ihrer Stiefel als Auszeichnung. Les extrêmes se touchent. — Aber Mandarine und Diebe — ſind das wirklich immer Extreme?

Die deutsche Hauptbahn durch Schantung.

Als wichtigster Punkt in den jüngsten Abmachungen des Deutschen Reiches mit China ist neben der Erwerbung von Kiautschou die Konzession zur Erbauung von Eisenbahnen*) durch Schantung

*) Die Hauptbestimmungen dieser Konzession sind folgende: 1. Die chinesische Regierung genehmigt den Bau von zwei Eisenbahnlinien in Schantung. Die eine wird von Kiautschou und Tsingtau nach der Grenze der Provinz Schantung führen über Wei-hsien, Tsingtschou, Poschan, Tsetschuan und Saiping. Die zweite Linie soll Kiautschou mit Chinchow verbinden, von wo aus eine Zweigbahn durch Laiwu-hsien nach Tsinan gelegt werden soll. Mit der letzteren soll aber erst begonnen werden, wenn die Hauptlinie vollendet ist, um den Chinesen Gelegenheit zu geben, diese Linie auf die rentabelste Weise mit ihrem eigenen Eisenbahnnetz in Verbindung zu bringen. Die Plätze, welche die Strecke Tsinan-fu nach der Grenze der Provinz berühren wird, bleiben späterer Bestimmung vorbehalten.

2. Zur Ausführung der Eisenbahnbauten soll eine deutsch-chinesische Gesellschaft mit den nötigen Zweigniederlassungen gegründet werden; dieser Gesellschaft steht das Recht zu, Anleihen aufzunehmen und Direktoren zu ernennen.

3. Alle nötigen Abmachungen sollen in einer zukünftigen Konferenz von deutschen und chinesischen Delegierten getroffen werden. Die chinesische Regierung bietet alles auf, um den Delegierten der deutschen Eisenbahngesellschaft bei ihren Arbeiten auf chinesischem Gebiet jede erdenkliche Erleichterung zu verschaffen und weitgehendsten Schutz zu gewähren. Die Reingewinne aus den Eisenbahnen sollen unter den Aktionären, einerlei, welcher Nation sie angehören, pro rata gerecht verteilt werden. Zweck dieser Eisenbahnlinien ist nur die Entwickelung des Handels. Deutschland hat dabei keine verräterischen (so heißt es in dem Bericht) Absichten gegen China und denkt namentlich nicht an irgendwelche ungesetzliche Gebietserweiterung in dieser Provinz.

4. Die chinesische Regierung gesteht deutschen Unterthanen das Recht zu, Bergwerkseigentum auf der ganzen Eisenbahnlinie in einer Entfernung von 30 Li auf jeder Seite zu erwerben. Chinesisches Kapital darf sich an der Ausbeutung der Bergwerke beteiligen.

Auch hierbei ist Deutschland nicht von verräterischen Absichten gegen China bestimmt, sondern bezweckt lediglich Hebung des Handels und Mehrung der gegenseitigen Beziehungen der beiden Länder.

Als weitere Konzessionen an Deutschland sind ferner in Aussicht genommen: Wenn die chinesische Regierung oder chinesische Private je zur Entwickelung Schantungs irgendwelche Pläne haben sollten, deren Ausführung fremdes Kapital erfordert, so sollen zunächst deutsche Kapitalisten darum angegangen werden. Ebenso sollen deutsche Lieferanten, wenn die Anschaffung von Maschinen oder anderer Materialien notwendig werden sollte, in erster Linie in Betracht kommen. Nur wenn deutsche Kapitalisten bezw. Lieferanten abgelehnt haben, wird man sich chinesischerseits an andere Nationen wenden dürfen.

Digitized by Google

Kaiserliche Gedenktafel in Taingan-fu.

Digitized by Google

genannt worden. Und das mit vollem Rechte; denn wie ich bereits in den vorstehenden Kapiteln ausgeführt habe, steht und fällt der neue Handelshafen bei Kiautschou mit der Eisenbahn. Ohne eine Schienenstraße, welche Kiautschou mit dem Hinterlande verbindet, kann der Handelshafen sich nie entwickeln, und auch als Flottenstation würde Kiautschou dann nur wenig Bedeutung haben; denn einer der wichtigsten Gründe seiner Wahl waren die verhältnismäßig nahen Kohlenlager von Wei-hsien, Poschan und Itschou. Ohne Eisenbahn aber sind diese Kohlenlager für die Flottenstation Kiautschou wertlos, weil der Kohlentransport auf Schubkarren oder Maultierrücken weit höher zu stehen kommt als die Beschaffung der Kohlen aus Japan, Nord-China, ja sogar Europa.

Darüber sind sich wohl alle beteiligten Kreise einig, und es entsteht nur die Frage: Sind die Verhältnisse in Schantung für die Erbauung einer solchen Eisenbahn mit deutschem Kapital günstig? Die erforderlichen Millionen werden sich gewiß nicht so mir nichts, dir nichts für eine chinesische Eisenbahn finden lassen. Eine Menge von Einzelheiten müssen erforscht, untersucht werden, was besonders in Bezug auf die technische Ausführung viel Zeit und Arbeit erfordert. In der Zwischenzeit aber möchte das deutsche Publikum gewiß einigermaßen über die wirkliche Bedeutung der deutschen Konzession aufgeklärt werden. Der aufmerksame Leser dieses Buches wird sich darüber allerdings schon längst seine Meinung gebildet haben; aber der Gegenstand erscheint mir so wichtig, daß ich selbst auf die Gefahr von Wiederholungen hin die ganze Sache noch einmal in Kürze zusammenfassen will. Während meiner Reise durch Schantung machte ich es mir zur Aufgabe, die verschiedenen für den Bau einer Eisenbahn entstehenden Fragen nach Möglichkeit an Ort und Stelle zu untersuchen. Dies war um so mehr geboten, als bisher nur einzelne Teile der Provinz Schantung von Deutschen bereist worden sind; auch sind Angehörige anderer Nationen, welche in diesem Jahrhundert, oder besser gesagt, überhaupt die ganze Provinz Schantung bereist haben, leicht an den Fingern abzuzählen, und Werke darüber, ausgenommen wertlose chinesische, giebt es überhaupt nicht. Es giebt auch keine Karten. Alle bisher veröffentlichten Karten wurden chinesischen nachgezeichnet, von manchen Reisenden in gewissen Teilen ergänzt, verbessert; aber gerade der zunächst in Frage kommende Teil Schantungs, jener zwischen Kiautschou und den Kohlenfeldern von Wei-hsien, ist bisher unbereist und unerforscht geblieben. Auch sonst sind die vorhandenen Karten kaum verwendbar; sie enthalten Seen, Gebirge und Flüsse, welche nicht vorhanden sind, Ebenen, auf welchen sich in Wirklichkeit Gebirge befinden, Flüsse, die nach Süden fließen, während ihre Richtung in Wirklichkeit eine andere ist ꝛc. Nicht einmal der Flußlauf des Hoangho ist richtig angegeben, wie ich mich auf meiner Fahrt diesen mächtigen Strom abwärts selbst überzeugt habe. Alles endlich, was die meisten Karten an großen Straßen und Verkehrswegen verzeichnet enthalten, ist größtenteils Phantasie. Es giebt einfach keine Straßen in Schantung. Es giebt nur Verkehrsrouten, welche die Maultiere und Schubkarren auf ihrer Reise von einem Ort zum andern einzuschlagen pflegen; mit Karren kann man nur auf einigen wenigen dieser Routen, und auch das nur streckenweise, verkehren.

Unter solchen Verhältnissen ist die Arbeit nicht nur für den Eisenbahningenieur, sondern auch für den ihm vorauseilenden Reisenden eine schwierige. Augenblicklich befinden sich Ingenieure verschiedener deutscher Bankkonsortien in Schantung, um wenigstens die vorläufigen Untersuchungen bezüglich des Bahnbaues zu machen. In ganz Schantung, unter dem Volke, wie unter den Mandarinen, ist die Stimmung für einen Eisenbahnbau entschieden günstig; ja nach den Aeußerungen, die ich vielfach gehört habe, möchte das Volk nicht nur eine einzige Bahn von Kiautschou nach der Provinzhauptstadt Tsinan-fu, sondern gleich ein ganzes Netz von Eisenbahnen haben. Ich habe es nicht unterlassen, die Mandarine jeder einzelnen Stadt darüber zu befragen. In zwei Städten, Tsetschuan und Tungping, zweifelten die bezopften Herren an der Rentabilität einer Bahn, und in einer Stadt, Tschingtschou-fu, meinte der Mandarin, die Bahn könne für das Land nicht segensreich sein, weil durch sie vielen Tausenden von Schubkarrenlenkern ihr Erwerb entzogen würde. „Der größte Teil des Verkehrs der Provinz", so sagte der Herr, „wird jetzt auf Schubkarren vermittelt. Passagiere und Frachten werden auf solchen von Karrenziehern befördert; jeder Karrenzieher legt mit seinem Karren täglich etwa 50 Kilometer zurück und erhält einen Tagelohn von durchschnittlich einem Tiao (1000 kleine Cash oder 90 Pfennig). Wir haben vielleicht eine Million Karrenzieher in der Provinz. Wenn die Eisenbahnen kommen, was soll aus den Leuten werden?" Ganz wie einst bei uns. Aehnliche Fragen hatte ich auch auf meinen Reisen in Mexiko und Venezuela gelegentlich der dortigen Eisenbahnbauten gehört, ja als im letztgenannten Lande während meines dortigen Aufenthaltes die Bahn von Puerto Cabello nach Valencia gebaut wurde, suchten die Muleteros, welche bis dahin mit ihren Maultieren den ganzen Verkehr bewältigten, die Bahn zu zerstören, und es kam zu Aufständen. In Schantung sind solche Aufstände meinem Dafürhalten nach nicht zu befürchten, denn der Charakter des Volkes ist ein anderer, viel friedlicher und gutmütiger. Dazu sind sie in der Gewalt der Mandarine, die einen kaum glaubhaft großen Einfluß auf das Volk haben, und dann werden sie bald einsehen lernen, daß die Eisenbahn ihnen nicht nur den Verdienst nicht nimmt, sondern ihnen sogar Verkehr zuführt, den sie von den einzelnen Stationen ins Innere und umgekehrt von diesem nach den Stationen doch zu bewältigen haben werden. Der Chinese ist ein geborener Geschäftsmann. Die meisten, denen ich die Sache erklärte, waren nicht so besorgt wie der Mandarin von Tschingtschou-fu; meine verschiedenen Karrenführer und Schubkarrenlenker, mit denen sich mein Dolmetscher unterhielt, begriffen die Sache sofort. Dazu hatte es sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Provinz verbreitet, daß die Deutschen gute Zahler seien und nicht von dem Tagelohn jedes einzelnen Arbeiters einen Teil für sich abzwicken, sondern voll in bar zahlen. Manche der Karrenführer warfen selbst die Frage auf, ob sie nicht bei dem Bahnbau als Arbeiter verwendet werden könnten. Sie würden es lieber thun, als Karren ziehen.

Die Hauptstrecke der zu erbauenden Bahnen wird jene von Tsingtau, nunmehr dem wichtigsten Hafen der Provinz, nach der Hauptstadt derselben, Tsinan-fu, sein, denn sie durchschneidet den wichtigsten, an Boden- und Industrieprodukten reichsten Teil von

Schantung, in welchem auch die volkreichsten Städte liegen. Aber es ist nicht nur darauf allein zu rechnen. Ich halte es von fast eben so großem Wert für die Bahn und damit auch für Tsingtau, daß der Warenverkehr des größten Teils der Provinz Schansi, des Nordens von Honan und des Südens von Petschili wird herangezogen werden können. Man würde es kaum für möglich halten, daß heute dieser Warenverkehr größtenteils über das 550 Kilometer von Tsinan-fu entfernte Tschifu geht. Die Karte zur Hand: Tschifu liegt an der Nordküste der weit ins Gelbe Meer vorspringenden Halbinsel Schantung und ist als Verkehrshafen für diese Provinz, und noch mehr für Schansi und Honan, so ungünstig gelegen wie nur möglich. Der Hafen ist außerdem bei schlechtem Wetter gar nicht zugänglich, und sebst bei gutem Wetter müssen die Schiffe auf der Reede ankern, was ein Umladen der Waren auf Leichter und Dschunken erforderlich macht. Dennoch hat sich dieses Tschifu, weil es eben der einzige Hafen von Schantung war und noch heute der einzige Vertragshafen ist, ganz bedeutend entwickelt und besitzt einen Warenverkehr von etwa 80 Millionen Mark jährlich. Und das bei der vollständigen Abwesenheit von Straßen! Nur streckenweise können, wie gesagt, die Waren auf Karren befördert werden, und in der Nähe Tschifus selbst ist diese Beförderung nur auf Maultierrücken oder Schubkarren möglich. Schansi und Honan, diese im Inland gelegenen Provinzen, erhalten fremde Waren großenteils über Tschifu, das etwa 1200 Kilometer von ihnen entfernt ist, mittels Schubkarren. Jede Tonne Ware kostet an Beförderung allein 60 Mark.

Tsingtau ist nun dem mittleren Schantung, Honan und Schansi um nahezu 200 Kilometer näher gelegen, die Verkehrsroute führt über ebenes Land, und die Transportkosten von Waren stellen sich also von Tsingtau schon mittels Schubkarren um etwa 10 bis 15 Mark für die Tonne billiger. Wird Tsingtau Freihafen, die erste und vornehmste Bedingung für seine Entwickelung, so würde es den Verkehr von Tschifu auch ohne Eisenbahn an sich ziehen, kommt aber die Eisenbahn und damit eine noch weitere Verminderung der Transportkosten auf ein Viertel oder Fünftel der bisherigen, so liegt es wohl auf der Hand, daß der Warenverkehr zwischen Tsingtau und den genannten Provinzen sich noch in ganz bedeutender Weise heben wird. Tsinan-fu liegt nahe dem Hoangho, auf welchem sich bisher kein bedeutender Warenverkehr entwickeln konnte, weil an der Mündung dieses Riesenstromes der Hafen fehlt und wegen der von ihm an der Mündung abgesetzten Schlamm- und Erdmassen immer fehlen wird. Nur ein, noch dazu ganz kleiner Dampfer kommt wöchentlich einmal von Tschifu an die Mündung, um den geringen Warenverkehr zu vermitteln. Führt aber eine Bahn von Tsingtau nach Tsinan, so erhält der Frachtenverkehr des Hoangho aus Schansi und Honan in Tsinan Anschluß für Tsingtau, und dieses wird zum Hafen für die genannten Provinzen.

Manche werden vielleicht einwenden, daß für West-Schantung und die westlich daran grenzenden Provinzen die natürliche Verkehrsstraße der Kaiserkanal sei, und daß die Eisenbahn niemals mit dieser Wasserstraße den Wettbewerb wird aufnehmen können. Ja, der Kaiserkanal! Um die Verhältnisse dort zu untersuchen, habe ich ihn selbst auf

der Strecke von Tsining bis an seine Mündung bei Tientsin befahren wollen, nachdem ich die südliche Strecke schon von einer früheren Reise teilweise kannte. Aber auf dem ganzen mittleren Teile, für über 150 Kilometer nördlich vom Hoangho und für etwa ebensoviel südlich, hat er kein Wasser. Nicht einmal Kähne können zuweilen diese 300 Kilometer durchfahren. Erst im Hochsommer hat er auf der ganzen Strecke Wasser, im Winter ist er wieder 2 Monate lang gefroren, und wenn er trotz dieser äußerst ungünstigen Verhältnisse doch Millionen Tonnen Frachten befördert, so ist das ein Beweis, welche Aussichten sich dem Warenverkehr darbieten, und welcher Steigerung dieser fähig wäre, wenn nur gute Verkehrswege da wären.

Die Eisenbahn wird zunächst für die Beförderung der Kohlen aus den großen Kohlendistrikten gebaut. Aber diese Kohlen werden nur einen Teil des Frachtenverkehrs der neuen Bahn bilden. Der Leser hat schon den früheren Kapiteln entnommen, wie reich Schantung an Industrie- und Bodenprodukten der verschiedensten Art ist, und wenn davon nicht mehr nach dem bisherigen Ausfuhrhafen Tschifu gelangt, so liegt die Ursache in den geschilderten elenden Verkehrsverhältnissen. Sie gestatten keine Versendung größerer Mengen, auch keine auf weitere Entfernungen, und damit ist auch die Ausbreitung der heimatlichen Industrieen sowie die Entwickelung des Bergbaues vollständig lahmgelegt. Bergbau- und Industriebezirke ohne Verkehrsmittel sind ebenso, als wären sie mit unübersteigbaren Mauern umgeben. Erhalten sie aber eine nach einem Seehafen führende Eisenbahn, so werden sie bald einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Auf meinen Reisen durch die Provinz begegnete ich täglich vielen Schubkarrenkarawanen mit Dutzenden von Karren, alle schwer bepackt mit Kohle, Metallwaren, Baumwolle, Seide, Papier, Bohnenkuchen, Feldfrüchten, Töpferwaren, Glas. Der größte Teil dieser Lasten wird natürlich in Zukunft von der Eisenbahn übernommen werden; diese wird den Industriebezirken auch entferntere, bisher unerreichbare Märkte in anderen Provinzen eröffnen und den Industrieen bald einen Aufschwung geben, von dem sich die wenigsten, welche heute dort mühsam ihr Brot verdienen, etwas träumen lassen. Nur die bisherige Unzugänglichkeit der Kohlen-, Eisen- und Kupferlager hat diese an der Entwickelung verhindert. Ja diese sind teilweise sogar unbekannt geblieben. Wer weiß beispielsweise etwas von den Kupferminen südlich von Wei-hsien, kaum 150 Kilometer von der Kiautschoubucht entfernt? Ich habe dort selbst zu Tage liegende Erzstücke aufgelesen, aus denen ich mit dem Taschenmesser das reine Kupfer kratzen konnte, und kein Mensch kümmert sich um sie. Eisenerze sind in vorzüglicher Qualität und in großen Mengen vorhanden, aber die Eisenbahn fehlt, um die erforderliche Kohle herbeizuschaffen, so daß es für die vielen Eisenarbeiter beispielsweise in Wei-hsien wohlfeiler ist, sich europäisches Roheisen (hauptsächlich Stangeneisen) aus Schanghai kommen zu lassen. Im Kreise Poschan kam ich durch große Dörfer, deren Bevölkerung ausschließlich von der Erzeugung billiger Töpferwaren lebt; aber sie arbeiten nur für die nächstgelegenen Märkte, denn wie könnten so gebrechliche Waren durch die Gebirge nach weiteren Gegenden geschafft werden, ohne daß die Hälfte in Brüche geht? Viel wird nach Litsing am Hoangho geschafft und dort mittels Dschunken nach Petschili und den mandschurischen

Digitized by Google

Häfen befördert. In Yön-tscheng bei Poschan, einer Stadt von etwa 10 000 Einwohnern, fand ich faſt in jedem zweiten Hauſe eine Glasbläſerei; Yenſchöng verſieht weite Bezirke in Schantung mit Glas, allein was könnte aus dieſer Induſtrie alles werden, wenn die Eiſenbahn Yenſchöng und Tſingtau verbindet, wie es auch thatſächlich beabſichtigt iſt?

Noch mehr. Schantung, obſchon eine Provinz mit größerer Küſtenentwickelung als irgend eine andere Provinz des chineſiſchen Reiches, empfängt und verkauft weniger fremde Waren als die anderen, immer nur aus den genannten Gründen: Mangel an Häfen und Verkehrsmitteln. Ich habe mich bemüht, in den Bazars der verſchiedenen Städte, auf den Märkten ꝛc. europäiſche Waren zu finden. Vergeblich! Mit Ausnahme engliſcher Baumwollſtoffe fand ich nur kleine amerikaniſche Gebrauchsartikel, Petroleum, dann ſchlechte japaniſche Streichhölzer und noch viel ſchlechtere japaniſche Cigaretten, das reine Gift. In der Nähe von Tſchifu und Tſingtau werden in den Dörfern und auf den Wochenmärkten in den Städten leere Bier- und Weinflaſchen, alte Petroleumkannen und leere Zinnbüchſen feilgeboten, aus Japan billige Gewebe, Handtücher und Stoffe. Schantung bietet alſo ein geradezu jungfräuliches Feld für die Einfuhr deutſcher Waren, zumal die Aufnahmefähigkeit für dieſelben hier größer iſt als in anderen ärmeren Provinzen. Wie in ganz China, ſo wird ſich auch hier wohl das Abſatzgebiet nur langſam entwickeln; aber der entſtehende Warenaustauſch kommt in erſter Linie der Eiſenbahn zu gute.

Schneller als der Frachtenverkehr dürfte ſich der Perſonenverkehr entwickeln; Schantung iſt eine der bevölkertſten Provinzen Chinas, mit über 30 Millionen Einwohnern. Da es etwa die Größe Süddeutſchlands, einſchließlich Elſaß-Lothringens, hat, ſo iſt ſeine Bevölkerung beinahe dreimal ſo dicht wie dort. Aber in Wirklichkeit dürfte die Bevölkerungszahl eine noch größere ſein. Niemand hat darin ein ſo richtiges Urteil als die Miſſionare, und alle, welche ich in den verſchiedenen Städten geſprochen habe, ſtimmen darin überein, daß Schantung eher 40 als 30 Millionen Einwohner beſitze. Eine Volkszählung nach unſerer Art iſt in Schantung nie veranſtaltet worden, doch kann man wohl aus Vergleichen auf die Bevölkerungsdichtigkeit ſchließen. Auf meiner ganzen Reiſe durch den größten Teil der Provinz kam ich durchſchnittlich nach je $1^1/_2$ Kilometer auf ein Dorf von etwa 100 Häuſern, alle 10 Kilometer auf eine Stadt, und zu beiden Seiten meines Weges auf viele Kilometer in der Runde ſah ich überall Dörfer, die durch die hohen, ſie umgebenden Baumpflanzungen leicht erkennbar ſind. Reiſen zu Pferd koſten täglich etwa $1^1/_2$ Mark für die Perſon, im Schubkarren etwas weniger, im Karren $2^1/_2$ Mark, und die durchſchnittliche Tagesſtrecke beträgt 50 Kilometer. Die Transportkoſten für die Perſon ſind alſo 3 bis 4 Pfennig das Kilometer. Iſt es nicht als ſelbſtverſtändlich anzunehmen, daß, wer immer kann, die Eiſenbahn benutzen wird, um Koſten und Zeit zu erſparen? Zwiſchen der beabſichtigten Strecke Tſingtau-Tſinan-fu liegen eine ganze Anzahl größerer Städte, darunter 2 mit über 100 000 Einwohnern; nördlich und ſüdlich davon, auf einem 100 Kilometer breiten Streifen, zweimal ſo viele, deren Verkehr die Eiſenbahn großenteils ebenfalls auffangen wird.

Digitized by Google

Der Betrieb der Bahn muß natürlich in deutschen Händen bleiben, und gegen die Sicherheit dieses Betriebes wie der Angestellten wird wohl von Chinesen kaum etwas unternommen werden, zumal wenn die Gerichtsbarkeit längs der Bahnstrecke zum Teil unter deutscher Kontrolle steht, was übrigens in Anbetracht der laxen chinesischen Gesetze geboten erscheint. Die Schantung durchziehenden Telegraphenleitungen sind beispielsweise niemals zerstört oder beschädigt worden; Räubereien kommen wohl besonders in Notjahren häufig vor, doch sind es weniger größere organisierte Banden als einzelne Trupps von mehreren Mann, welche ihre Angriffe hauptsächlich nach eingetretener Dunkelheit und auf vereinzelte Reisende unternehmen. Die Chinesen sind stark im Uebertreiben; häufig wurde ich vor Räubern gewarnt, und die Mandarine, wohl um ihre eigenen Köpfe mehr besorgt als um den meinigen, drängten mir überall Begleitmannschaften von 4 bis 8 Mann auf, die ich aber regelmäßig vor den Thoren zu der Stadt wieder mit großem Dank zurücksandte, mich auf meinen Revolver verlassend. Ich habe aber niemals davon Gebrauch gemacht. Mein Kommen, das des ersten Europäers seit Jahren, war überall bekannt, und leicht hätten sich Räuber in aller Gemütlichkeit auf mich vorbereiten können, zumal ich häufig genug nach Sonnenuntergang reiste, aber ich habe niemals einen Räuber gesehen, die Gefängnisse und Pranger in den verschiedenen Städten hatten nur wenige Insassen, und ich bin überzeugt, daß in Chicago oder Neuyork täglich mehr Verbrechen stattfinden als in gewöhnlichen Zeiten in ganz Schantung.

Die Herstellungskosten einer Bahn sind in China im allgemeinen etwa ein Drittel bis zwei Fünftel wohlfeiler als in Europa. Die Ablösung der Gräber, welche bisher in Europa so sehr als Schreckensgespenst und als Hindernis für den Eisenbahnbau in China hingestellt worden ist, hat nach den bisherigen Erfahrungen keine größeren Schwierigkeiten gemacht als in anderen Ländern mitunter die Ablösung gewöhnlichen Bodens. Hat der Kaiser einmal die Konzession für den Bahnbau auf einer gewissen Strecke erteilt, so giebt es keinen grundsätzlichen Widerstand mehr. Dem Chinesen sind die Befehle des Kaisers heilig. Es wird eine von vornherein bestimmte Ablösungssumme gezahlt. Grundeigentum hat in Schantung allerdings einen höheren Wert als in anderen Provinzen, auch sind in Anbetracht der dichten Bevölkerung die Gräber dort viel zahlreicher, ja in manchen Gegenden wird gewiß ein Zwanzigstel bis ein Fünfzehntel des ganzen Bodens von diesen kegelförmigen, durchschnittlich mannshohen Erdhügeln eingenommen. Bestimmte Preise anzugeben, nach denen man sich einen beiläufigen Ueberschlag machen könnte, ist aber nicht möglich. Ebensowenig ist es möglich, über die sich darbietenden Terrainhindernisse zu sprechen, weil die Ingenieure die Route selbst noch nicht festgestellt haben. Von Kiautschou, oder vielmehr von Tsingtau nordwärts nach Wei-hsien, wo sich die nächsten Kohlenfelder befinden, breitet sich eine weite, kaum durch eine Erdwelle gestörte Ebene aus; von dort nach Tsinan-fu bieten sich zwei Routen dar: die eine, welche nördlich der Gebirge, dem Fuße derselben, also dem Südrande der Hoanghoebene entlang führt. Diese Route berührt große Städte und bewegt sich im großen und ganzen längs der bisherigen Verkehrsroute von Tschifu nach Tsinan, doch bleiben die Kohlen- und Industriegebiete von Poschan dann etwa 50 Kilometer

ſüdwärts von der Bahnlinie entfernt, und es müßte eine Zweiglinie von Tſchang-Schan dem Laufe des Hſiauho entlang dorthin gebaut werden.

Die zweite Route führt von Wei-hſien durch die Gebirge über Poſchan nach Tſinan. Wohl wird auf dieſer ſüdlichen Route die Herſtellung einer Zweigbahn nach Poſchan vermieden, dafür liegen an ihr keine Städte von Bedeutung, und es müſſen Tunnels, Brücken ꝛc. angelegt werden. Ein endgültiges Urteil darüber muß alſo der Zukunft überlaſſen bleiben.

Die Frage der Schantungbahn wird bald an die deutſchen Kapitaliſten herantreten, und wenn dieſer Zukunftsbahn in den vorſtehenden Zeilen auf Grund meiner perſönlichen Beobachtungen etwas ausführlicher gedacht wurde, ſo geſchah es in der Meinung, daß es den Betreffenden lieb ſein dürfte, Näheres über die Bahn und ihre Ausſichten zu erfahren, bevor ſie ihren Geldbeutel öffnen. Aber auch andere werden vielleicht gern etwas über die neuen deutſchen Erwerbungen in China leſen wollen und erfreut ſein, daß denſelben in Bezug auf die Verkehrsmittel gewiß ein günſtiges Prognoſtikon geſtellt werden kann.

Augenschirm für Reisende.

Ins heilige Land von China.

Der interessanteste und landschaftlich schönste Teil von Schantung ist das Bergland südlich des Hoangho, zwischen diesem und dem großen Kaiserkanal. Von dem Pagodenberge in Tsinan-fu aus hatte ich mit Bewunderung die malerischen Höhenzüge betrachtet, die sich dort in der blauen Ferne hintereinander erheben, gekrönt von dem in ganz China berühmten heiligen Berge Taischan. Dort liegt auch das heilige Land von China, denn zu seinen Füßen ruht das Mekka des Reiches der Mitte, die berühmte, vielbesuchte Pilgerstadt Taingan; südlich von ihr befinden sich die Geburtsstätten und Begräbnisplätze des berühmten Religionsstifters Confucius und seiner Apostel, sowie die Gelehrtenstadt Yentschou-fu, der Sitz der eifrigsten Anhänger und Verteidiger des Confucius. Ist die geplante deutsche Eisenbahn von Tsinan-fu, der Hauptstadt von Schantung, über Taingan nach Yentschou-fu einmal gebaut, so wird dieses heilige Land bald einer der interessantesten Zielpunkte der Weltwanderer in ganz Ostasien werden, ähnlich wie es das Bergland von Ceylon, das Gangesthal in Indien und die Gegend um Nikko in Japan sind.

Bisher ist dieses heilige Land von europäischen Reisenden nur äußerst selten besucht worden, ja man könnte sie an den Fingern abzählen. Alle zehn Jahre etwa verirrt sich irgend ein Engländer oder Amerikaner hierher, und Deutsche sind meines Wissens bis zu diesem Jahre überhaupt noch nicht unter den Besuchern gewesen.

Kein Wunder, daß es mich stark nach Süden, in dieses Bergland des Taischan hinzog, und kaum hatte ich, dank der Liebenswürdigkeit des Provinzgouverneurs, meine Reisekarawane beisammen, so war ich auch schon auf dem Wege nach dem nur anderthalb Tagereisen entfernten Taingan. Während der ersten 30 Li war dieser Weg ein guter, denn er führt auf ebenem Boden zwischen grünen wallenden Getreidefeldern und Obstgärten dahin; dann aber erreichten wir das Gebirge, und es war eine wahre Qual für mich und meine Leute, sowie für Pferde und Maultiere, über das Stein

Alte Steindenkmäler im Park des Taischantempels in Taingan-fu.

Inneres des Taischantempels in Taingan-fu.

gerölle zu klettern, das dort einen Teil jener uralten und verkehrsreichen Kaiserstraße bildet, welche vom Thale des Jangtsekiang nach Peking führt. Ich glaube nicht, daß diese Kaiserstraße hier künstlich angelegt und jemals irgendwie unterhalten worden ist. Die ersten Reisenden haben auf ihrer Fahrt nach Peking eben die Richtung dorthin über Stock und Stein eingeschlagen, wie es ihnen am besten paßte, und alle andern Reisenden sind den Fußtapfen und Radspuren ihrer Vorgänger gefolgt. Die Provinz- oder Kreisbehörden, Dorfgemeinden oder einzelne Wohlthäter haben bei besondern Anlässen vielleicht hier und dort Brücken gebaut, die aber längst wieder verfallen sind, oder den Weg nach einer andern Richtung geleitet, wenn er ihnen an gewissen Stellen nicht paßte, ganz willkürlich, denn eine Wegbehörde giebt es in China nicht. Millionen von schweren eisenbeschlagenen Rädern haben im Laufe der Jahrhunderte tiefe Furchen in den Stein gerissen, Gerölle von den Bergen hat sie wieder bedeckt, Regenfluten haben tiefe Rinnen quer durch den Weg gewaschen oder ihn stellenweise ganz fortgeschwemmt, mitunter ist nur die Richtung allein erkennbar, und jeder Reisende nimmt seinen eigenen Weg. Bestimmt wird die ganze Route nur durch die Dörfer, in denen sich von alters her die Nachtherbergen und Mittagsstationen für die Wegfahrer befinden.

Auffällig war mir hier wie überhaupt in ganz Schantung die geringe Verwendung der Kamele als Tragtiere, die doch viel weiter nördlich in der Provinz Petschili und in der Mongolei den größten Teil des Frachtenverkehrs besorgen. An ihre Stelle treten auch hier wie in ganz Schantung die Schubkarren, von denen ich an jedem Reisetage mehreren Hundert begegnete. Während sie in den Ebenen des Hoangho und bei Kiautschou nur von einem Manne geschoben, oder vielleicht noch von einem zweiten Manne von vorn mittels eines Seiles gezogen werden, während im Kohlendistrikt von Poschan und Wei-hsien ein Segel aufgespannt wird, um ihnen weiterzuhelfen, sind die Steinwege hier so schlecht, daß die menschliche Zugkraft und jene des Windes nicht ausreichen. Vor jeden Schubkarren ist noch ein Maultier oder ein Esel gespannt, von dem zwei 5 bis 6 Meter lange Zugseile zur Achse des Schubkarrens laufen. Da der Schubkarrenlenker mit beiden Händen den Karren heben muß, so giebt es bei diesem sonderbaren Gespann keine Zügel. Soll das weit vor dem Karren laufende Zugtier rechts oder links abbiegen, so werden ihm dazu Hoh oder Hü zugerufen, und gewöhnlich genügt das, auch bei Maultierkarren, die von Kutschern gelenkt werden; versteht das Tier diese einfache Sprache nicht, so tritt der Schubkarrenlenker je nach Bedarf, ohne stehen zu bleiben, auf das rechte oder linke Zugseil, und das Tier folgt dem Wink. Die Schutzleder für die Augen liegen hier nicht wie bei uns parallel zum Tierkopfe, sondern stehen in einem rechten Winkel davon ab. Gewöhnlich sind es halbrunde dünne Holzscheiben, mit bunten Zieraten bemalt.

Auch die Menschen tragen in Schantung auf Reisen während des Sommers Schutzleder; nicht nur Schubkarrenkulis, sondern auch Soldaten, Bauern, Kaufleute, selbst Mandarine. Nur wenige Reisende tragen irgend eine Kopfbedeckung, obschon Strohhüte überall für wenige Sapeken gekauft werden können. An ihre Stelle treten eigentümlich geformte Schutzleder für die Augen. Wir haben in Europa für unsere gewöhnlichen

Lampen eine Art Papierschirme, die aus einer Anzahl Blättern bestehen und zusammengelegt werden können, wenn sie nicht auf der Glaskugel sitzen. Ein solcher Schirm, zur Hälfte zusammengelegt, ist das „Schutzleder" für die Reisenden in Schantung. Machen sie sich auf den Weg, so halten sie den Schirm mit dem schmälern Ende nach oben, an die Stirne, und winden dann darüber ihren langen Haarzopf mehrere Male um den Kopf. So wird der Schirm in seiner Lage über den Augen festgehalten. Daß es übrigens in dem einsamen Berglande, selbst auf der Kaiserstraße nicht ganz geheuer ist, konnte ich daraus entnehmen, daß die Maultierkarren von Reisenden der bessern Stände, zumal der Mandarine, stets von Soldaten begleitet wurden, die entweder ritten, zu Fuß des Weges kamen oder in einem offenen Wagen vorausfuhren. Der Wagen des Mandarins war gewöhnlich mit zwei roten oder gelben Fähnchen geschmückt, und wo möglich saß auch noch auf diesem Wagen ein Soldat mit irgend einer alten Flinte neben dem Kutscher. Einer Eigentümlichkeit des Mandarinskarrens möchte ich hier Erwähnung thun, da ich sie sonst in keinem Lande gefunden habe. Während die Radreifen bei den Karren gewöhnlicher Sterblicher glatte Eisenreifen sind, zeigen sich jene der Mandarine mit Eisennägeln so dicht beschlagen, daß deren große, vielleicht zwei Centimeter vom Radreif abstehende Köpfe einander beinahe berühren. Die Radspuren bilden dann im Staube oder auf lehmigen Wegen zwei Reihen von fortlaufenden Eindrücken dieser Nägelköpfe. Schlitten werden in Schantung sehr wenig verwendet, obschon der Schnee mitunter Monate lang liegen bleibt.

Auf den meisten Landkarten tritt der von Tsinan nach Taingan führende Weg 30 Li südlich der erstgenannten Stadt in ein enges Flußthal mit steilen Bergwänden ein. Das ist unrichtig. Zunächst ist der Fluß, Yu-fu-ho genannt, nur ein von den sommerlichen Regengüssen ausgewaschenes, den größten Teil des Jahres über trockenes Flußbett; das Thal selbst aber ist eine vollkommen ebene Lößanschwemmung von 1 bis 2 Kilometer Breite und wird nicht von steilen Felswänden, sondern von sanft ansteigenden kahlen Höhen eingefaßt, von denen manche mit Tempeln und Pagoden gekrönt sind.

Stellenweise ist der Weg 3 bis 5 Meter tief in den Lößboden eingeschnitten und gerade nur breit genug, um einen zweiräderigen Karren durchzulassen. Die Wände ragen senkrecht empor und bröckeln sich häufig, besonders nach Regengüssen, in mehrere Tonnen schweren Stücken los. Als wir nach dem Passieren des Dorfes Guschau wieder in einen derartigen Einschnitt einfuhren, sah ich bei demselben eine Anzahl Fuhrleute und Schubkarrenführer, welche einander halfen, ihre Fuhrwerke über einen solchen, gegen 3 Meter hohen Lößsturz zu führen, welcher den ganzen Einschnitt ausfüllte. Vor dem Eingang in den letztern aber lag ein zertrümmerter Schubkarren und eine unförmliche, lehmbedeckte Masse, die ich bei näherer Betrachtung zu meinem Entsetzen als die Leiche eines Menschen erkannte. Es war der Führer des Schubkarrens, der am Morgen beim Passieren dieser Strecke von den herabstürzenden Massen erdrückt worden war. Als ich später in Tsining den deutschen Missionaren gesprächsweise davon Mitteilung machte, erzählten sie mir, daß dergleichen Unfälle in den Lößgegenden gar keine Seltenheiten wären. Unbegreiflich erschien es mir unter solchen Umständen, wie manche Familien in der Nähe der Dörfer

in Höhlen wohnen konnten, die sie sich selbst in derlei Lößwände gegraben haben. Nur die größte Armut konnte sie dazu veranlassen, und in der That erschienen mir auch die Dörfer, durch die mich mein Weg führte, sehr armselig, die Bewohner waren in Lumpen gehüllt, und die Bettler waren viel zahlreicher, als ich sie sonst in Schantung getroffen. Zumeist waren es Frauen und Kinder, die mitten im Wege kauerten und schon, als sie meiner aus der Ferne ansichtig wurden, unter fortwährenden Loja Loja-Rufen ihre Stirn in den Staub drückten.

Nur ein Ort, gerade jener, welcher auf den Karten nicht verzeichnet ist, Tschingyangschu, zeigt größere Wohlhabenheit der Einwohner. Er besitzt mehrere ansehnliche Tempel, von denen einer, in der Mitte des Ortes, an der Hauptstraße gelegen, besondere Erwähnung verdient. Die Tempelwände sind ganz mit großen glasierten Fayenceziegeln bekleidet, welche in farbigen Hochreliefs Darstellungen der buddhistischen Hölle zeigen. Die einzelnen Scenen sind von schrecklicher Realistik, zeigen aber große Kunst in der Ausführung der einzelnen Figuren wie in der Gruppierung des Ganzen. Ich habe sonst in Schantung eine derartige Verwendung von Fayenceziegeln nur selten gesehen.

Schien mir Tschingyangschu der größte Ort auf dem Wege nach Taingan, so sind die merkwürdigsten Orte doch zwei nicht weit davon in steiniger Gegend gelegene Dörfer, welche den Pferden und Maultieren gewiß recht verhaßt sein dürften: jedes einzelne Haus in diesen Dörfern enthält einen nach der Straße offenen Kaufladen, und die einzigen Artikel, welche in diesen Kaufläden feilgeboten werden, sind Peitschen: Peitschen, kurz und lang, in allen gebräuchlichen Formen und Arten und Farben, Peitschen nach Tausenden. Die ganze Bevölkerung der beiden Dörfchen lebt nur von Peitschenfabrikation, und jeder Kutscher, der hier durchfährt, pflegt eine Anzahl zu erwerben, um sie seinen Standesgenossen im Heimatsorte zu verkaufen. Die beiden Ortschaften sind aufeinander sehr eifersüchtig, und es ist schon zu Kämpfen zwischen beiden gekommen, bei denen sie die Güte ihrer Erzeugnisse nach Kräften erprobt haben. Wenn der kommenden deutschen Eisenbahn irgendwo nicht mit Wohlgefallen entgegengesehen wird, so ist es gewiß hier; denn das Dampfroß braucht keine Peitsche und wird dieser Industrie wohl bald das Lebenslicht ausblasen. Von diesen Dörfern an führt der Weg nach Taingan großenteils durch das steinige Bett ausgetrockneter Flüsse oder über ausgedehnte Felder von Steingerölle, das von den nahen Bergen herabgewaschen worden ist. Diese Berge sind hier von kühnern Formen und höher; denn sie sind die Vorberge des mächtigen Taischan, der Wasserscheide zwischen dem Hoanghogebiete und den Zuflüssen des Kaiserkanals. Die hohen, vollständig kahlen und geschwärzten Granitriesen drängen sich hier weit in die große Ebene vor, welche sich in südlicher Richtung auf Hunderte von Kilometern ausdehnt. Der Weg führt über das Steinmeer zu ihren Füßen in das Thal des Panflusses, den wir auf einer großen Steinbrücke überschritten, einer der wenigen Brücken auf offenem Lande, die wirklich noch benutzbar sind. Gewölbte Bogenbrücken habe ich in Schantung hauptsächlich nur in den Städten gefunden, darunter einige von großer Schönheit und Festigkeit der Ausführung. Die Bogenbrücken von Yentschou, Tsetschuan und Tsingtschou sind geradezu mustergültig. Auf dem offenen Lande sind die steinernen

Brücken, wie jene, die wir eben überschritten, unsern hölzernen Jochbrücken ähnlich gebaut. An Stelle der Joche stehen hier massive Steinpfeiler, zumeist Monolithen, dicht nebeneinander im Flußbett, und darüber liegen horizontale Tragsteine von etwa 30 bis 40 Centimeter Durchschnitt und 2 bis 3 Meter Länge. Sie liegen dicht aneinander und bilden die gewöhnlich 4 bis 5 Meter breite Brückenbahn. Mitunter sind diese Tragsteine noch mit einem Pflaster von großen Granit- und Kalksteinquadern bedeckt. Die Kürze der Monolithen, welche die Pfeiler bilden, bedingt es, daß die Brückenbahn nur wenig, höchstens 2 Meter über dem Fluß erhaben ist, und bei hohem Wasserstande sind die Brücken häufig ganz überschwemmt. Glücklicherweise war dies jetzt nicht der Fall; ja der Panho zeigte kein Tröpflein Wasser, so daß wir unbehindert in die herrliche, im üppigsten Frühlingsschmucke prangende Ebene von Taingan, in das heilige Land von China, hinübergelangen konnten.

Brücke über den Sze-shui-fluß in Yenlschou-fu.

Taingan-fu, das chineſiſche Mekka.

Vorfrühling am Wege.

Meine Neugierde war in hohem Grade geſpannt, als ich mich endlich dem Mekka von China, Taingan-fu, näherte. Nur wenigen Reiſenden war es bisher vergönnt, ſie zu beſuchen, und von Deutſchen hat ſie meines Wiſſens mit einer Ausnahme bis 1898 noch keiner betreten. Und doch iſt dieſes Taingan eine der älteſten Städte des Erdballs, die ſchon in einer Zeit beſtanden hat, als es noch keine Pyramiden gab. Ihre Geſchichte iſt den Chineſen ſeit 42 Jahrhunderten bekannt. Kann man ſich eine richtige Vorſtellung von dieſem Alter machen? 2300 Jahre vor Chriſti Geburt beſaßen die Chineſen ſchon ihre Chroniken, und ſie berichten, daß damals unter der Regierungszeit des großen Kaiſers Jaou deſſen Vizekönig Schun die Provinz verwaltete. Schun kam im 74. Regierungsjahre des Kaiſers Jaou nach Taingan. Er war ſo entzückt von der herrlichen Berggegend rings um Taingan, daß er ihrer auch gedachte, nachdem er als Nachfolger Jaous den chineſiſchen Kaiſerthron ſelbſt beſtiegen hatte. Im 5. Jahre ſeiner Regierung, etwa 2254 Jahre vor Chriſti Geburt, kam er wieder nach Taingan, um ſich hier von den Häuptlingen der Völkerſtämme, welche damals Schantung bewohnten, huldigen zu laſſen, ja er hielt ſich mit ſeinem ganzen Hofe längere Zeit hier auf, um die Einwohner mit den Künſten und Wiſſenſchaften der damaligen Epoche bekannt zu machen. Während ſeiner Reſidenz in Taingan beſtieg Kaiſer Schun u. a. auch den höchſten Gipfel dieſer Gegend, den nahezu 2000 Meter hohen Taiſchan, um dort oben dem Gott des Himmels und der Erde zu opfern und dieſem den Berg zu weihen.

Seit jener grauen Vorzeit iſt der Taiſchan durch all die 42 Jahrhunderte der heilige Berg von China, Taingan aber das chineſiſche Mekka geblieben, nach welchem im Laufe der Zeit Hunderte von Millionen Chineſen gepilgert ſind. Nun war ich ſelbſt unter dieſe Pilger gegangen und näherte mich den Thoren von Taingan, hinter welchen

ich die gewaltigen, von zahlreichen Tempeln gekrönten Berge aufragen ſah. Ein Viertelſtündchen vor der Stadt, inmitten der üppig bebauten grünen Ebene erhebt ſich auf der Straße ein uralter ſteinerner Ehrenbogen, und hier ſtieg ich vom Pferde, um das ganze Bild, das ich in meinem Leben doch nicht wieder ſehen werde, in mich aufzunehmen. Von der Stadt ſelbſt war nur wenig zu ſehen: ähnliche feſte Ringmauern, mit kurioſen Türmchen beſetzt, wie bei anderen Städten; darüber hinaus ein Wald von hohen Baumgipfeln, zwiſchen denen hier und dort zahlreiche grüne und gelbe Tempeldächer hervorlugten. Weiter gegen Weſten, nur 2 Kilometer von der Stadt, erhebt ſich mitten aus der weiten Ebene ein einſamer kahler Felsrücken, der von einer hohen, kirchturmartigen Pagode gekrönt wird. Sie wurde auf Befehl des Kaiſers Wan-lei aus der Mingdynaſtie vor einigen Jahrhunderten ganz aus Eiſen erbaut und dem Andenken ſeiner Mutter geweiht, welche dieſen Fleck beſonders liebgewonnen hatte. Er ließ auch den großen herrlichen Tempel zu Füßen dieſes Felſens bauen und in demſelben das Bildnis ſeiner Mutter aufſtellen. Mit ſeinen brennend roten, weiß umränderten Mauern erhebt ſich der Tempel auf einer künſtlichen Plattform inmitten uralter Bäume, eine der wenig gut erhaltenen Bauten von Taingan. Wie die meiſten Tempel dieſer hart geprüften Stadt wurde nämlich auch er während des großen Taipingkrieges von den Rebellen zerſtört und erſt vor etwa einem Jahrzehnt wieder neu erbaut. Der Mandarin von Taingan erhob dazu von den Stadtbewohnern eine eigene Steuer im Betrage von 60 000 Taels (etwa 200 000 Mark).

Aber innerhalb der Ringmauern müßte es in dieſer uralten Stadt doch noch Baudenkmäler aus früheren Jahrtauſenden geben. Beſitzen doch alle anderen Städte der alten Welt, welche aus der Zeit Chriſti ſtammen, ſolche Denkmäler: Jeruſalem, Damaskus, Konſtantinopel, Athen, Rom, ſelbſt von dem zerſtörten Karthago, Utica, Balbeck ſah ich noch gewaltige Ruinen ſtehen, und mit ähnlicher Spannung wie jene, die mich dort beſeelte, ritt ich deshalb durch die Stadtthore. Allein auf dieſem erſten Zuge durch die Stadt ſah ich auch nichts anderes als dieſelben ſchmutzigen Straßen, beſetzt mit ebenerdigen Gebäuden, dieſelben ärmlichen Kaufläden, dieſelben Menſchen wie in allen anderen Städten des großen chineſiſchen Reiches. War dies das uralte, hochberühmte Taingan-fu? Mein Vorgänger, der Reiſende Williamſon, hatte dort in den ſiebziger Jahren an einem Tage 70 000 Pilger vereinigt gefunden, und ihre Zahl ſoll in jedem Jahre mehrere hunderttauſend erreichen. Wo waren ſie? Wo fanden ſie in dem ärmlichen Straßengewirr Unterkunft? Freilich ſah ich hier, beſonders in den Vorſtädten, zahlreiche Herbergen, die ſich von den anderen Häuſern nur durch ihre großen Einfahrtsthore und die weiten dahinterliegenden Höfe auszeichnen, aber ſie waren leer, und als ich durch die Straßen ritt, eilten alle Herbergsväter auf mich zu, um mich durch lautes Rufen, tiefe Verbeugungen und einladende Handbewegungen in ihre Hotels zu locken, während ein gewaltiger Volkshaufe hinter mir und meinen Reiſekarren nachdrängte. Welches Ereignis für Taingan! Wie viele Jahre mochten wohl verfloſſen ſein, ſeit ein Weißer in europäiſcher Kleidung hierhergekommen war? Die heranwachſende Generation hatte noch gar keinen ſolchen geſehen, denn die 3 Miſſionare, welche hier thätig ſind, tragen chineſiſche Kleider und den langen Haarzopf, ſind alſo von den Chineſen kaum zu unterſcheiden.

Bei einem dieser Missionare fand ich zur großen Enttäuschung der Hotelwirte, die schon auf einen fetten Bissen gerechnet hatten, gastliche Aufnahme. Dr. Crawford, ein Baptistenmissionar, ist mit seiner Gattin bereits seit 46 Jahren in China thätig, und er erklärte mir auch, warum die christlichen Priester in China die Tracht der Eingebornen anzulegen gezwungen sind. In der ersten Zeit seiner Missionsthätigkeit betrachtete er es unter seiner Würde als amerikanischer Bürger, sich einen Haarzopf wachsen zu lassen und Filzpantoffeln zu tragen. Ja die europäische Kleidung schien ihm auf seinen ersten Missionswanderungen entschieden von Vorteil, denn kaum wurde die Einwohnerschaft der verschiedenen Orte, in denen er predigen wollte, seiner ansichtig, so strömte sie auch schon um ihn zusammen, und er brauchte sich seine Zuhörer nicht erst herbeizutrommeln. Alle waren begierig zu erfahren, was der Mann mit dem hohen Filzhute, den engen Beinkleidern und Lederstiefeln ihnen zu sagen hatte, noch begieriger aber waren sie, seine seltsamen Kleidungsstücke zu untersuchen und zu befühlen. Mitten in seinen Predigten wurde er von Neugierigen unterbrochen, die direkt auf ihn zukamen, um ihn zu fragen, aus was für Stoffen seine Kleider gemacht wären, oder in welcher Weise man die Lederstiefel an- und ausziehe. Der Gott, von dem er predigte, interessierte die guten Leute viel weniger als die Fragen, wie er denn ihre Sprache gelernt, woher er käme und dergl. Sie ließen nicht nach, jeder wollte etwas erfahren, und er konnte niemals zu einer zusammenhängenden Predigt kommen. Da kam er auf den Gedanken, jedesmal all die zu erwartenden Fragen im voraus zu beantworten, indem er seine Predigt etwa folgendermaßen einleitete: „Meine Brüder, ich stamme aus Amerika; meine Hosen sind aus Wollstoff, den Ihr in Schanghai zu 2 Tiau die Elle beziehen könnt, meine Stiefel sind aus Kalbleder und werden gerade so über die Füße gezogen wie Eure Strümpfe. Eure Sprache habe ich in Peking gelernt, und ich komme, um Euch von dem einzigen wahren Gotte zu erzählen ꝛc."

Vor Taingan-fu.

Das befriedigte die meisten seiner Zuhörer. Geduldig hörten sie seine Rede zu Ende, aber statt dann zerknirscht von den ewigen Wahrheiten sich zur Bekehrung zu melden, ging das Befragen in Bezug auf seine Kleider von neuem los. Da sah er ein, daß es das einfachste sei, sich ganz so zu kleiden, wie die Chinesen und die katholischen Missionare es thun, und seit 4 Jahrzehnten hat er keine andere Tracht am Leibe gehabt.

Als ich noch in der Baptistenmission beim Mittagstische saß, kam ein Mandarin mit der Karte des Präfekten, um mich in Taingan willkommen zu heißen und mir zu sagen, vom Gouverneur sei der Befehl eingetroffen, mir alle Tempel, Yamen und Sehenswürdigkeiten zu öffnen, und er selbst würde mir das Geleite geben. Es sei

gerade Markt, und in der Stadt wären viele Tausende von Pilgern aus allen Teilen des Reiches versammelt, weshalb offizielle Begleitung angezeigt wäre. Der Präfekt ließe mir auch seine Sänfte zur Verfügung stellen.

Wie ich nachher von den Missionaren erfuhr, hatte ich es in der That glücklich getroffen, denn gerade im 4. Monat nach dem chinesischen Neujahr findet in Taingan alljährlich die große Messe statt, zu welcher Zeit auch die Pilgerfahrten am zahlreichsten sind. Doch haben diese Pilgerzüge, welche in früheren Jahrhunderten oft eine viertel bis eine halbe Million Menschen nach Taingan brachten, seit dem Taipingkriege erheblich nachgelassen. Der langwierige blutige Krieg hat sie eine Zeit lang sogar ganz unterbrochen, denn bei den Tausenden von mordenden und plündernden Rebellen auf allen Wegen fiel es natürlich niemandem ein, sich aus dem Hause zu wagen. Taingan selbst wurde von den Rebellen während des Krieges nicht weniger als siebenmal eingenommen und geplündert. Alle Vorstädte und ein großer Teil der Stadt selbst wurden zerstört; auf meinen Spaziergängen stieß ich besonders außerhalb der Stadt auf ungeheure Ruinen. Der Raum, auf dem sich noch vor 50 Jahren große blühende Stadtviertel erhoben, wird heute von wallenden Getreidefeldern eingenommen, aus denen noch einzelne Mauern, Säulen und gewaltige Steinquadern, mit herrlichen Skulpturen bedeckt, hervorragen; hier und dort stehen noch Paläste von Mandarinen oder große Tempel, ohne Dächer, ohne Thüren, mit Strauchwerk überwuchert, vollständig verlassen in der einsamen Gegend. Ihre Größe, die Skulpturen und Holzschnitzereien an den Wänden zeigen noch heute, daß sie zu den prächtigsten der ganzen Provinz gehört haben mochten. Desto trauriger ist der Eindruck, den sie heute machen. Es ist, als hätte eine große Erdbebenkatastrophe das Mekka von China heimgesucht, so furchtbar haben die schlitzäugigen Vandalen hier gehaust. Was für Kunstschätze, was für Mengen des herrlichsten Porzellans, von Email und Bronzearbeiten aus der Zeit der Blüte Chinas mögen hier zerstört worden sein! Wäre der mächtige Taischan, der von diesen Ruinenfeldern bis zu den Wolken aufsteigt, ein zweiter Vesuv, Taingan ein zweites Pompeji, die Verheerung könnte in diesen Vorstädten nicht vollständiger sein.

Mit ähnlicher Wut haben die Taipings auch im Innern der Stadt gehaust, und nur wenige Straßen sind ihnen entgangen. Taingan wird sich auch nie wieder von diesen Katastrophen erholen; früher als es noch keine Dampfer gab, mußten alle Mandarine und großen Herren, welche aus dem Süden und vom Jantsekiangthale nach Peking gelangen wollten, durch Taingan kommen, denn der große Weg nach Peking führt hier durch, und die Baptistenmission, in der ich wohnte, liegt, umgeben von einer Menge Pilgerherbergen, gerade in dieser Straße. Dieser Verkehr ist durch die Dampfer vollständig abgelenkt worden. Und was die vor dem Taipingkriege so zahlreichen Pilgerzüge betrifft, so blieben auch sie nach demselben während 2 Jahrzehnten ganz unterbrochen und beginnen erst jetzt sich wieder zu mehren.

Das einzige, was die Taipings hier verschont haben, ist der große Taischantempel, welcher mit seinem Parke fast die ganze nördliche Hälfte der Stadt innerhalb der Ringmauern einnimmt, und dieser Tempel allein wäre die Reise nach Taingan wert.

Das Eingangsthor zum Taischanweg in Taingan-fu.

Die ganze Anlage ist eine der großartigsten, welche ich jemals gesehen habe, und übertrifft sogar die meisten japanischen. Mächtige Mauern, flankiert von kuriosen mehrstöckigen Pagoden, umschließen einen Raum von etwa 25 Morgen Ausdehnung, zu dem von der Stadt aus eine Reihe von hintereinander gelegenen Thoren führt, ähnlich wie bei der kaiserlichen Purpurstadt in Peking. Diese Thore werden ausschließlich für kaiserliche Besucher geöffnet, und da solche nur alle paar Jahrzehnte einmal eintreffen, sind rings um dieselben eine Unzahl von Schaubuden, offenen Küchen, Verkaufsständen, Puppentheatern und anderem bunten Jahrmarktskram entstanden, der auch die weiten Vorhöfe zu dem Tempelparke und die dahin führenden Straßen erfüllt. Wir hatten alle Mühe, hier durchzukommen. Zu unseren Seiten umdrängten die vielen Pilger die Theater und Jahrmarktsbuden, hielten die Räume rings um die Zauberer, Athleten, Märchenerzähler dicht besetzt, wälzten sich in dichtem Gedränge zahllose Menschen an den Verkaufsbuden vorbei, in denen allerhand Spielzeuge, Puppen, Süßigkeiten und Krimskrams feilgeboten wurde. Ich konnte es den meisten wohl ansehen, daß sie nicht aus der Umgegend stammten, sondern aus dem fernen Süden und Westen, aus Honan, Schansi, Petschili herbeigekommen waren, um von hier aus den heiligen Berg Taischan zu besteigen. Allein diese Pilger tragen keine besonderen Abzeichen wie die japanischen, welche diese Pilgerfahrten von den Chinesen übernommen haben und auch ihrerseits die heiligen Berge, den Fujiyama und den Nantai San, besteigen. Dort tragen alle Pilger weiße Jacken, weiße eng anliegende Beinkleider, große Strohhüte, eine Glocke in der einen und einen langen Pilgerstab in der anderen Hand. Die chinesischen Pilger tragen dieselben dunkelblauen Kleider wie alle 400 Millionen Chinesen, nur gewahrte ich zuweilen Gruppen von Männern, die kleine dreieckige Seidenflaggen von bunter Farbe mit dem Namen des Dorfes, aus dem sie stammten, mit sich führten.

Verwundert blickten uns alle nach, und als sie sahen, daß die großen Thore zum Tempelpark sich vor uns öffneten, drängten sie sich in hellen Haufen mit uns durch. Vergeblich war das Bemühen der 6 mit Knütteln bewaffneten Geleitsoldaten, sie zurückzuhalten, und ehe ich noch die Mitte dieses herrlichen Parkes erreicht hatte, war derselbe von Neugierigen erfüllt. Nichts ist ansteckender als die Neugierde, sie greift zuweilen ohne irgend welche Ursache in einem Augenblicke um sich; je mehr Menschen von ihr befallen werden, desto mehr werden sie an, und die Menschenlawine ist fertig. Erwartungsvoll waren all diese Tausende von Augenpaaren auf mich gerichtet. Unbekümmert um sie ließ ich durch meine chinesischen Photographen den Apparat aufstellen, um die Tempel und Denkmäler aufzunehmen. Als die Chinesen den glänzenden Messingkasten, das hohe dreibeinige Gestell und das schwarze Tuch wahrnahmen, mit welchem sich einer der Photographen umhüllte, mochten sie wohl irgend welche Verhexung oder sonstige böse Absichten wittern, denn aus der Menge heraus begann es unter Geschrei und Schimpfworten Steine auf uns zu hageln. Ob beabsichtigt oder nicht, einige derselben trafen auf mich. Ich wandte mich entrüstet um und machte Miene, mit geschwungenem Stock auf die Uebelthäter loszuspringen. In demselben Augenblick wandte sich auch die Menge und zerstob furchtsam, mit geradezu lächerlicher Eile nach allen Richtungen.

Wären die mir zunächſt Befindlichen ſtehen geblieben, ſo hätte ſich wohl auch kein anderer in der Menge gerührt, aber gerade dieſe hatten das Haſenpanier ergriffen. Wie die Neugierde, iſt auch die Furcht anſteckend. Die Soldaten benutzten dieſe plötzliche Panik und trieben nun, nach Leibeskräften ſchreiend, mit ihren Stöcken die Menge vor ſich her, den Ausgängen zu. Zwei Minuten, und die weiten Tempelgründe waren wie ausgeſtorben. Die Soldaten ſchloſſen die Thore hinter den Flüchtigen. Nun erſt konnte ich unbehindert das ſich mir darbietende Bild erfaſſen. Innerhalb der hohen Ringmauern dehnt ſich

Steinmonumente.

hier ein Park aus von der beiläufigen Größe und dem Ausſehen des Jardin des Tuileries in Paris. Wie dort, iſt auch hier der Boden beſandet, dabei aber ganz von ungeheuren Cypreſſen beſchattet, von denen manche 1000 bis 2000 Jahre alt ſein mögen. An Stelle der Pariſer Marmor- und Bronzeſtatuen, allerhand olympiſche Götter darſtellend, erheben ſich hier auf dem weiten Grunde zerſtreut ungeheure Denkſteine, mit Inſchriften bedeckt, ſtellenweiſe ſo dicht wie auf einem Friedhofe. Zumeiſt ſind es Steintafeln, Monolithen von Meterbreite und 3 bis 5 Meter Höhe, die auf ungeheuren Steinſchildkröten ſtehen und auf der Vorderſeite in chineſiſchen Zeichen Lobpreiſungen auf den Gott des Himmels und der Erde, des Confucius, Kaiſers Schun ꝛc. enthalten. Die meiſten Monumente ſind wohlerhalten, aber manche, die aus früheren Jahrtauſenden ſtammen, ſind ſo verwittert, daß von den Inſchriften keine Spur mehr zu ſehen iſt, ja ſie haben ihre Form verloren und ſtehen da wie natürliche Felsblöcke.

Hier und dort erheben sich auf Steinfundamenten auch 1 bis 2 Meter hohe Bronzevasen und Opfergefäße von herrlicher Ornamentierung und großem Wert. Schade, daß sie zu umfangreich waren, um von mir mitgenommen zu werden, denn daß ich davon eines oder das andere für Geld und gute Worte hätte erstehen können, schien mir außer Zweifel. Bei den Chinesen ist der religiöse Sinn sehr lau, und selbst bei den Priestern ist von Fanatismus keine Spur vorhanden. Wie eine gewisse Sorte von Amerikanern, so kennen auch sie nur einen Gott, den Mammon. Habe ich doch, wie ich schon früher erwähnte, in Kiautschou und Tsingtau derartige Opfergefäße vom Altar weggekauft, in Peking erstand ich eine Buddhafigur im berühmten gelben Kaisertempel, und selbst die als fanatisch und christenfeindlich verschrieenen Lamamönche in der großen Lamaserei von Peking verkauften mir einen jener herrlichen Gobelins, welche in ihrem heiligsten Sanktum rings um den Thron des Lama an den Wänden hängen.

Die schönsten Bronzegefäße umstehen eine von einer Steinbalustrade umfaßte viereckige Plattform, die sich etwa 3 Meter hoch in der Mitte des Parkes erhebt und bei religiösen Zeremonien für die Verbrennungsopfer dient. Dahinter erhebt sich eine zweite noch höhere Plattform, mit behauenen Quadern eingefaßt, zu welcher eine breite Treppenflucht emporführt. Dieselbe hinaufschreitend sah ich, daß diese Plattform den Vorplatz des eigentlichen Haupttempels bildet. Dieser ist eines der größten und höchsten Gebäude, die ich in China gesehen habe. Seine dem Park zugewendete Hauptfront besitzt eine Länge von 50 Meter, seine Breite beträgt etwa 20 Meter. Von einer Fassade in europäischem Sinn kann hier nicht gesprochen werden, denn über den 12 monumentalen Thoren, welche die ganze Front einnehmen, erhebt sich gleich das ungeheure zweistöckige Dach. Die Dächer bilden bei allen chinesischen Tempelbauten die Hauptsache. Sie springen hier mehrere Meter weit über die Tragmauern heraus und sind mit orangegelben Porzellanziegeln bekleidet. Auf den oberen Ecken des Daches erheben sich große Drachen aus demselben Material, und die von ihnen auslaufenden Dachkanten sind ganz mit grotesken Tierfiguren besetzt. Die mächtigen Tragbalken der beiden Dachetagen springen über die Hauptmauern des Tempels hervor, und ihre Stirnen sind dort mit kunstvollen Holzskulpturen und bunten Malereien bedeckt. Aus der Ferne betrachtet, sehen diese Skulpturen etwa wie nebeneinandergereihte riesige Traubenbündel aus.

Ueber der mittleren Eingangsthüre steht zwischen dem ersten und zweiten Dache eine kaiserliche Gedenktafel mit metergroßen vergoldeten Schriftzeichen auf blauem Grunde. Rings um den ganzen Bau zieht sich eine von bemalten Holzsäulen getragene, etwa 5 Meter breite Veranda, zu der von dem Vorplatz sechs Stufen in zwei Absätzen emporführen. Die Thorflügel sind aus Holz, unten mit kunstvollen Holzskulpturen geschmückt, während in den oberen Teil durchbrochenes Lattenwerk eingesetzt ist, durch welches spärliches Licht in den fensterlosen innern Raum dringt. Der Tempel wird nur bei besonderen festlichen Anlässen geöffnet, aber auf Befehl des Gouverneurs standen mir diesmal die Pforten offen, und ich bin dem Regierer der Provinz dafür dankbar. Der Tempel enthält eine vergoldete Riesenstatue des Kaisers Schun, die ihn auf einem

Digitized by Google

erhöhten massiven Thron sitzend darstellt und wohl ein Jahrtausend alt sein mag. Neben dem Kaiser sitzt eine weibliche Statue, die mir verschieden als das Bildnis der Gattin Schuns und als jenes der heiligen Mutter des Taischanberges bezeichnet wurde, ohne daß ich das Rechte herausfinden konnte. Vor den Statuen steht ein rot lackierter Opfertisch mit einigen uralten Bronzegefäßen. Das Dach wird durch massive viereckige Steinpfeiler getragen. Der größte Schatz des Tempels und einer der größten Kunstschätze Chinas sind die Malereien, welche die Wände ringsum bedecken und nahe an 300 Jahre alt sein mögen. Sie sind eine fortlaufende Darstellung der Besteigung des Taischan durch den ersten Kaiser der gegenwärtigen Dynastie mit Hunderten von Figuren in Lebensgröße, der Kaiser selbst in doppelter Lebensgröße. Die Figuren, ebenso wie ihre Gruppierung, die Berglandschaften mit ihrer Perspektive ꝛc. erinnern in der Art der Darstellung an unsere Gemälde aus der Zeit von van Eyck und Memling. Die Farben sind vorzüglich erhalten, und nirgends in China habe ich Malereien von ähnlichem Kunstwert gesehen. Was aber diesen Wert noch erhöht, ist der Umstand, daß die Bilder uns den ganzen Hof des Kaisers von China mit den Trachten, Uniformen, Abzeichen, Waffen der damaligen Zeit vor Augen führen. Ich war besonders erfreut darüber, denn sie waren mir wieder ein Beweis dafür, daß die heutigen Sitten und Trachten der Koreaner, wie ich sie vor 4 Jahren in Korea gefunden habe, aus jener Zeit dort erhalten geblieben sind. Ich habe dies in meinem Buche „Korea, Land und Leute*)" eingehend ausgeführt. Noch mehr. Auch die Trachten, Uniformen, Waffen ꝛc. der Japaner, wie sie aus japanischen Darstellungen früherer Jahrhunderte hervorgehen und zum Teil bis zur Restauration erhalten geblieben sind, dann ihre Künste und Kunstindustrien sind nicht japanischen, sondern hauptsächlich chinesischen Ursprungs und wurden von diesem imitativen Volk den Chinesen abgelernt. Die Wandmalereien im Taischantempel, ja die ganze Anlage und Bauart desselben boten mir neue Anhaltspunkte dafür. Nur die Unkenntnis des Abendlandes in Bezug auf die frühere chinesische Kunst haben der japanischen zu der Bewunderung verholfen, welcher sie sich im Abendlande erfreut, und ist China einmal durch Eisenbahnen in ähnlicher Weise erschlossen wie Japan, dann werden die schöpferischen Leistungen der beiden Völker in das richtige Verhältnis gerückt werden, dann werden auch die Japanbewunderer in Europa einsehen, daß die schlitzäugigen Unterthanen des Mikado großenteils Nachahmer sind, die ihre frühere Kultur von den Chinesen haben, wie sie ihre gegenwärtige Europa verdanken.

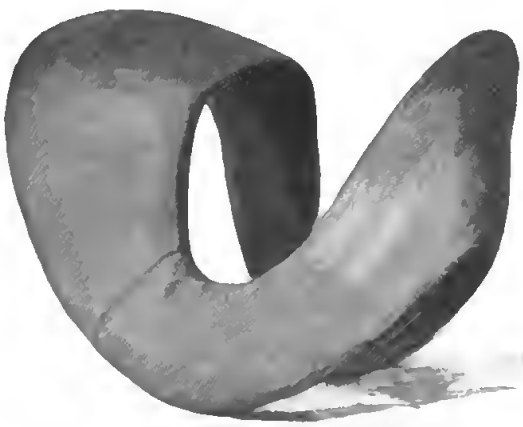
Auf dem Jahrmarkte und in den Kaufläden der Stadt fand ich an europäischen Produkten nichts, obschon sich hier ein vorzügliches Absatzgebiet für dieselben darbieten dürfte. Die mit jedem Jahre immer zahlreicher eintreffenden Pilger werden nicht nur selbst gute Käufer sein, sondern dadurch, daß sie aus den verschiedensten Teilen des Reiches kommen, in denen europäische Waren noch vollständig unbekannt sind, mit ihren Einkäufen auch gewissermaßen als „Musterreisende" wirken.

*) „Korea" von E. v. Hesse-Wartegg. Leipzig, 1896.

An eigener Industrie besitzt Taingan nur große Strohflechtereien und Seidenwebereien. Unter den Strohgeflechten sind hauptsächlich breitkrämpige Strohhüte von sechseckiger Form hervorzuheben, die besonders viel nach Süden verkauft werden; die Seidenindustrie würde bald einen großen Aufschwung nehmen, wenn der Druck der Mandarine nicht so sehr auf ihr lastete. Wie in den anderen Seidendistrikten der Provinz, so verhindern auch hier die Mandarine die Ausfuhr der Seide und die geschäftlichen Beziehungen mit ausländischen Käufern. In einzelnen Häusern sah ich auch Chinesen mit der Anfertigung von Kinderspielzeugen, Kleidungsstücken und Hüten beschäftigt. Die Männer von Taingan und der Umgegend tragen hier weniger die schwarze Seidenkappe mit rotem geflochtenen Knopf, als vielmehr eine Art Filzhut von der Form, wie sie die ungarischen Bauern in der Pußta tragen.

Ein merkwürdiges Produkt, das auf den Märkten von Taingan massenhaft verkauft wird, sind Heugabeln mit langem Stab und natürlicher Gabelung. Sie stammen hauptsächlich aus der Gegend von Mapo, 150 Kilometer südwestlich von Taingan, wo ein eigenartiger Baum, Bela genannt, künstlich dafür gezogen wird, wie etwa die Weichselbäume in Dalmatien für Pfeifenstöcke. Der Baum gabelt sich auf etwa 2 Meter Höhe ähnlich wie eine Heugabel. Hat er die erforderliche Stärke erreicht, so werden die überflüssigen Zweige abgestutzt. Dann wird der Stamm über der Wurzel abgesägt, die Rinde abgeschält, und die Heugabel ist fertig. Welches andere Land könnte sich rühmen, daß dort Heugabeln aus dem Boden wachsen?

Taingan-fu war die erste Stadt von Schantung, wo ich Ortsnamen mit einem k, wie z. B. Kiautschou, Peking ꝛc. in derselben Weise hart ausgesprochen hörte, wie es in Schanghai und im ganzen Jangtsekiangthale gebräuchlich ist. Nördlich von Taingan, in der Provinzhauptstadt Tsinan und auf der ganzen Halbinsel Schantung bis nach Tschifu wird Kiautschou nicht mit k, sondern Tiaodschou ausgesprochen, Peking lautet Bedsching, Kiu-fu, die Heimat des Confucius, Dschiu-fu ꝛc. Beide Aussprachen sind also in China gebräuchlich; richtiger aber ist die weiche Aussprache, weil sie diejenige ist, deren sich die Einwohner der betreffenden Orte selbst bedienen.



Kopfputz chinesischer Frauen.

Beiltechnpus.

Mein Aufstieg auf den heiligen Berg.

Von den fünf heiligen Bergen des chinesischen Reiches ist der Taischan, im Herzen von Schantung, der berühmteste und besuchteste, für die Chinesen etwa das, was für die Japaner der mächtige schneebedeckte Fujiyama ist. Wie dieser, so ist auch der Taischan das Ziel vieler Tausende Pilger, die in jedem Jahre aus allen Teilen des Reiches hier zusammenströmen, um den heiligen Berg zu besteigen, in den Tempeln auf seinen verschiedenen Gipfeln zu opfern und die Götter um ihre Gunst anzuflehen. Seit dem sagenhaften Kaiser Schun waren auch andere Kaiser und Fürsten und Tausende der höchsten Mandarine unter diesen Pilgern, ja Confucius selbst wandelte nahezu zwei Jahrtausende später als Kaiser Schun auf diesen Pfaden, und wieder zwei Jahrtausende später pilgerte der erste Kaiser der gegenwärtigen Dynastie von China auf den Gipfel des Taischan.

Von den Fenstern meiner Wohnung in der baptistischen Mission von Taingan su blickte ich direkt auf den mächtigen Gipfel, der hoch über alle Berge des mittleren Schantung in die Wolken ragt, und mit dem Fernglase konnte ich sogar das monumentale Himmelsthor Nan-Tien-mön wahrnehmen, das den Eingang zu der berühmten Tempelgruppe auf dem obersten Plateau des Taischan bildet, nahezu 2000 Meter über dem Meeresspiegel gelegen.

In Taingan in gewesen zu sein, ohne den Gipfel erstiegen zu haben, wäre etwa dasselbe, als wenn der Besucher von Luzern die Bergfahrt auf den Rigi unterlassen wollte. Wohl stehen auf dem Gipfel des Rigi meines Wissens noch keine chinesischen Götzentempel, und der Besuch des Schweizer Taischan ist dem Touristen ziemlich leicht gemacht, aber auch der wirkliche Taischan im Herzen von Schantung ist

nicht schwer zu ersteigen. Wer weiß, ob die Fertigstellung der beabsichtigten deutschen Eisenbahn nach Taingan-fu nicht auch mit der Zeit eine Zahnradbahn auf den heiligen Berg zur Folge haben wird? Dann kann es auch zu einem Hotel „Taischan Kulm", „Taischan Staffel" und „Taischan Klösterli" kommen, und die deutschen Ansiedler in Kiautschou hätten damit einen Luftkurort zu ihrer Verfügung, wie es in ganz Asien keinen zweiten giebt. Die Sache ist gar nicht so unwahrscheinlich, denn an Zuspruch würde es einer solchen Zahnradbahn gewiß nicht fehlen — pilgern doch in jedem Jahre 50 000 bis 100 000 Menschen dort hinauf zu der heiligen Mutter des Taischan, der berühmten „Lau-nai-nai", und dieser wird es gewiß ziemlich gleichgültig sein, ob die Menschen zu Fuß oder mit der Eisenbahn kommen.

Wer bis zu der Eröffnung der Taischan-Zahnradbahn den heiligen Berg besteigen will, kann es entweder zu Fuß thun oder sich in einem Tragstuhl hinauftragen lassen. Die Entfernung des Gipfels von der Stadt Taingan-fu zu Füßen des Berges beträgt etwa 20 Kilometer, und der Weg hinauf ist der beste, den ich auf meinen Reisen in China überhaupt gefunden habe. Breit und wohlbesandet, wandelt man auf ihm wie im Berliner Tiergarten, und dort wo die Steigung anfängt, wird er aus eben so breiten steinernen Stufen gebildet, die bis zum Gipfel führen. Es sind ihrer allerdings nicht weniger als 6000, und sie bilden wohl die längste und höchste Treppenflucht der ganzen Welt. Die Stufen sind nicht etwa in die Felsen eingehauen, sondern aus großen gehauenen Granitquadern gebildet und so wohl gefügt, in einem so vorzüglichen Zustand, wie die Treppen des Kapitols in Rom. Und es sind ihrer, wie gesagt, 6000! Man denke sich doch eine solche Steintreppe, die etwa von Vitznau auf Rigi Kulm emporführt! Alle Achtung vor diesem imposanten Werke der Chinesen. Wenn sie nur ihren gewöhnlichen Verkehrswegen ein Viertel von der Sorgfalt widmen würden, die sie bei der Engelsleiter auf den Taischan gezeigt haben!

Ich bin ein vortrefflicher Bergsteiger überall, wo es sein muß. Kann ich aber den Gipfel auf bequemere Art als auf meinen zwei Beinen erreichen, so ist es mir doch lieber. Ich sandte deshalb meinen Boy aus, um zwei Tragstühle zu mieten, einen für mich und einen für meinen Photographen, denn der Taischan ist noch niemals photographiert worden, niemals hat die heilige Mutter Lau-nai-nai auf dem Berge droben einen Photographenapparat überhaupt nur gesehen, und selbst die Europäer, welche bisher der hohen Dame ihren Besuch abgestattet haben, dürften sich auf höchstens ein halbes Dutzend beschränken. Mein letzter Vorgänger war, wie ich hörte, der englische Konsul Markham in Tschifu, der im Jahre 1869, also vor 30 Jahren, den Taischan bestiegen hat.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch standen die beiden Tragstühle für mich bereit, jeder von zwei ziemlich schwächlich aussehenden Kulis bedient, dazu zwei Träger für Apparat und Platten, und endlich Begleitsoldaten, welche der Mandarin von Taingan mir zur Verfügung stellte, ohne daß ich sie verlangt hatte. Dr. Crawford, mein liebenswürdiger Wirt, mochte mir wohl die Zweifel ansehen, die ich in Bezug auf die Leistungsfähigkeit der Stuhlträger hegte, denn er bemerkte lächelnd, daß dieselben täglich, zuweilen

mit viel schwereren Lasten, den Taischan bestiegen und daran so gewöhnt seien, daß ich mich ihnen vollständig anvertrauen könne. So ließ ich mich denn in dem recht unbequemen Tragstuhl auf ihre Schultern heben, und fort ging's, durch das nördliche Stadtthor hinaus in das wüste Ruinenfeld, das sich zwischen der Stadtmauer und dem Eingang zum Taischanweg ausbreitet.

Jenseits dieser Steinwüste erhebt sich ein uraltes steinernes Paifong (d. h. Ehrenpforte) quer über den Weg, das Eingangsthor zum Taischan. Hunderte von Pilgern drängen sich hier zusammen, alle auf dem Wege zum Taischan; Männer der verschiedensten Alter und Stellungen, Greise, Knaben, hohe Mandarine, ebenso wie ärmliche Kulis, dann auch zahlreiche Frauen, alle in bunter Festtagskleidung, denn die heilige Mutter Lau-nai-nai auf dem Berge oben ist ein göttliches „Mädchen für alles", und um so viel Menschen wie nur möglich anzulocken, haben die Priester und Mönche des Taischan ihr einen besonders günstigen Einfluß zur Hebung der Unfruchtbarkeit zugeschrieben. Den Chinesen gilt nun reicher Kindersegen als das non plus ultra der irdischen Glückseligkeit. Eine Frau ohne Kinder wird in China mißachtet, ihr Gatte wählt sich eine zweite Frau, und um dies zu vermeiden, unternehmen viele Frauen die ungemein mühsame und entbehrungsvolle Reise zum Taischan. Sehr viele sollen damit auch vorzügliche Resultate erzielen, zumal die Mönche die Gebete der armen Frauen kräftigst unterstützen.

Schaulung-Damenschuh.

Obschon die meisten Frauen in Tragstühlen saßen, sah ich doch sehr viele zu Fuß hinaufwandern, und ich war davon nicht wenig überrascht, denn alle hatten verkrüppelte Füße und humpelten in den winzigen Seidenschuhen mühsam einher, höchstens auf einen Stab oder auf den Arm eines Mannes gestützt. Es erschien mir kaum glaublich, daß diese armen Wesen die Besteigung des Berges auf einem an 20 Kilometer langen Wege zu Fuß ausführen konnten, doch überzeugte ich mich während meines eigenen Aufstieges davon. Hunderte von Frauen kamen mir, die Treppen langsam und mühselig herabsteigend, entgegen, andere wurden bei ihrem Aufstiege von meiner Karawane überholt.

Die ersten Kilometer geht der Weg ziemlich eben vorwärts, zu beiden Seiten eingefaßt von halb zerfallenen Mauern, und wir wären wohl rasch vorwärts gekommen, wenn die zahlreichen Bettler nicht gewesen wären, die mitten auf dem Wege saßen und über die wir hinwegsteigen mußten. Nirgends, selbst nicht in Lourdes, Bourgos und Santiago de Compostella habe ich so viele und so zudringliche Bettler gesehen wie hier. Elend, mit zerzaustem Haar, in stinkende Lumpen gehüllt, gebärdeten sie

Digitized by Google

Partie des Weges auf den Taischan.

Partie am Südabhang des Taischan.

sich so laut und frech, als wäre der Taischan ihr Eigentum, für dessen Besuch die Pilger ihren Obolus entrichten müssen. Säßen sie zu beiden Seiten des Weges, so würden sie nur wenig ergattern; auch wenn sie in der Mitte auf dem Boden kauerten, würde man auf dem breiten Wege an ihnen vorbeikommen können. Um das zu verhindern, haben sie eine sehr sinnreiche Einrichtung getroffen, die ich allen Bettlern in Europa eindringlich zur Nachahmung empfehlen möchte. Jeder, der sich ein Plätzchen mitten im Wege ausgesucht, macht sich zunächst daran, aus zusammengetragenen Steinen eine meterhohe Barrikade quer über den Weg aufzubauen und nur in der Mitte einen kaum meterbreiten Durchgang freizulassen. In diesem Durchgang nimmt er auf dem Boden Platz. Jeder des Weges kommende Pilger muß, will er nicht die Barrikade überklettern, über den Bettler hinwegsteigen, und viele sehen sich dabei veranlaßt, ihm für die Bewilligung des Durchgangs ein paar Sapeken zuzuwerfen. Derlei Barrikaden giebt es auf dem Taischanwege viele, und die Chinesen lassen sich das ruhig gefallen. Was sind diese Zopfträger doch für ein gutmütiges Volk! Ich vermutete, daß vielleicht irgend eine Beamtenerpressung dahintersteckte und daß die Bettlergenossenschaft des Taischan für diese systematische Ausbeutung der Pilger, diese Goldgrube, eine Abgabe zu entrichten hätte, aber das ist nicht der Fall. Entgegen den Bettlerzünften in Peking, Canton ꝛc. bilden die Bettler des Taischan gar keine geschlossene Gesellschaft, sondern jeder kann kommen und betteln, wie es ihm beliebt. Es herrscht vollständige Gewerbefreiheit, von der sie auch in nachdrücklichster Weise Gebrauch machen.

Dort, wo der eigentliche Aufstieg allmählich beginnt, liegen eine Menge von Klöstern, Tempeln, Heiligenschreinen zwischen langen Häuserreihen verstreut, welche den Weg zu beiden Seiten einschließen, aber merkwürdigerweise fehlen hier die Verkaufsbuden, offenen Garküchen, Händler mit Lebensmitteln, Süßigkeiten, Früchten, Getränken und allerlei Erinnerungen an den Taischan, wie Pilgerstäbe, Pilgerhüte, Figürchen, Fächerchen, die sonst in allen Wallfahrtsorten der christlichen, mohammedanischen und buddhistischen Welt in übergroßer Zahl angetroffen werden. Vor dem großen Taischantempel in Taingan-fu breitet sich ja ein ganzer Jahrmarkt von dergleichen Dingen aus, es ist also nicht Mangel an Unternehmungsgeist. Wie ich nachher erfuhr, ist der Handel auf dem ganzen Gebiet des heiligen Berges verboten. Man könnte sich im Abendlande auch daran ein Beispiel nehmen. Dafür werden die Pilger auf andere Weise ausgebeutet. Vor jedem Tempel und Heiligenschrein stehen Mönche, um die Vorbeischreitenden einzuladen, ihre Andacht zu verrichten. Alle möglichen Götter haben hier einen Tempel, allen Bedürfnissen der Pilger in diesem irdischen Jammerthal ist Rechnung getragen, alle Schmerzen können für ein paar Sapeken getilgt werden. Während ich, den Tragstuhl verlassend, langsam die bequemen Stufen aufwärts schritt, sah ich vor jedem Götzen Pilger bei der Andacht, und ich war überrascht von der Frömmigkeit, die sie dabei an den Tag legten, denn bisher hatte ich die Chinesen keineswegs von dieser Seite kennen gelernt. Vor jedem Götzen, ob er sich in einem großen Tempel oder nur in einem Schrein am Wege befand, stand auf einem meter hohen Gestell eine Bronzetrommel, und neben ihr lag eine Strohmatte auf dem Boden.

Die Pilger näherten sich unter fortwährenden tiefen Verbeugungen, warfen einige Sapeken auf die Strohmatte und fielen schließlich auf die Knie, um mit der Stirne mehrmals den Boden zu berühren. Sobald die Mönche die Geldmünzen auf die Matte fallen sahen, näherte sich einer von ihnen und schlug mit einem Holzstück mehrmals auf die Bronzetrommel, dieser einige tiefe, lange nachklingende Töne entlockend, bestimmt, den schlafenden Götzen zu wecken und zum Anhören der Gebete des Andächtigen zu bewegen. Dieser brachte nun mit gefalteten Händen sein Anliegen vor, warf sich abermals zu Boden und setzte dann erleichtert seinen Weg fort. Die besten Geschäfte schien ein Tempel mit der vertrockneten Leiche eines vor mehr als 100 Jahren verstorbenen Abtes zu machen, der im Ruf großer Heiligkeit stand und die Erhaltung seines Kadavers ähnlichen Umständen verdankt wie etwa die toten Kapuziner im Konvent zu Palermo oder die Priesterleichen im Dom zu Bremen. Der alte Herr sitzt in einer Gruft mit verschränkten Beinen, als wäre er, wie Buddha selbst, nur in den glücklichen Traum des Nirwana versunken. Nahe diesem Tempel kam ich zu einem Kloster, vor welchem eine Anzahl Priester mit weibischen Gesichtszügen umherlungerten und mich einluden, ihren mit Dutzenden grotesker Götzen geschmückten Tempel in Augenschein zu nehmen. Ihre Stimmen klangen wie jene von Eunuchen, und als ich meinen Dolmetscher darüber befragte, teilte er mir mit zweideutigem Augenzwinkern mit, die vermeintlichen Mönche wären — Nonnen. Nun betrachtete ich sie näher. Sie waren ganz wie Mönche gekleidet, ihr Kopfhaar war abrasiert, daß die Schädel wie Billardkugeln glänzten, in ihren Gesichtern aber spiegelte sich so große Sinnlichkeit, daß ich das Augenzwinkern meines Führers nun verstand. In der That erfreuen sich die Nonnen des Taischan keines besonderen Rufes. Ich wollte sie photographieren, aber sie verlangten dafür eine Entschädigung von einem Tael (3 Mark) für die Person, worauf ich die Sache aufgab. Dagegen zahlte ich gerne ein paar hundert Sapeken, um ihre Zellen in Augenschein nehmen zu können. Sie sind um mehrere kleine, mit Blumenstöcken und Bronzevasen geschmückte Höfe verteilt und enthalten nur ein breites Bett, ein Tischchen und zwei Schemel. Die Einkünfte dieses Nonnenklosters oder vielmehr seiner Insassen sollen sehr bedeutend sein.

Klosterabt.

Am oberen Ende dieser merkwürdigen Tempel- und Klosterstadt erhebt sich über dem Weg eine steinerne Pforte, deren Inschrift besagt, daß Confucius gelegentlich seines Besuches vor 24 Jahrhunderten bis hierher gekommen sei. Schade, denn jenseits der Pforte breitet sich ein herrliches Felsenthal aus, durchrauscht von einem wasserreichen Gebirgsbach, der über zahlreiche Felstrümmer und Absätze von der Höhe des Taischan herabstürzt, um dem fernen Ta-wön ho zuzueilen. In diesem entzückenden Thale führt

Der Treppenweg bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer des tief eingeschnittenen Wasserlaufes bis an die oberste, fast senkrecht aufsteigende Felswand, auf welcher die Tempel der heiligen Mutter stehen. Nirgends in China habe ich eine so entzückende Gebirgslandschaft gesehen, nirgends eine, die mich so lebhaft an die Alpenthäler der Schweiz erinnerte wie diese. Pittoreske Felsengruppen wechseln ab mit blumenreichen Halden und grünen Matten, auf denen kleine Viehherden weideten; manche Hänge sind vom Gipfel bis zum Fuße mit uralten Cedern bestanden; der Weg führt häufig durch derartige schattige Cedernhaine, in denen Gruppen von Pilgern lagerten, um ihren Morgenimbiß zu verzehren und Thee zu schlürfen. Zwischen den Felsgruppen sprudelten und rauschten zahlreiche Bergbäche zu Thale; ich fühlte mich wie etwa auf dem Wege von Rigi Klösterli zum Kulm, oder von Lauterbrunnen hinauf zur Wengernalp. Ich dachte nicht daran, mich im Tragsessel befördern zu lassen, sondern sprang, die breite Treppe mit ihren Pilgerscharen vermeidend, durch den Wald aufwärts. Wo immer eine Felswand Raum darbietet, ist sie auch mit großen, tief in den Granit gehauenen chinesischen Schriftzeichen bedeckt, welche besagen, daß irgend ein Kaiser oder Provinzgouverneur oder sonst ein hoher Herr in diesem oder jenem Jahre den Aufstieg unternommen hat. Manche Inschriften sind Jahrtausende alt. Sonst aber wird keine Felswand von Schokolade- oder Hotelanzeigen verunstaltet, alles ist noch reine Natur. Die Chinesen haben für diese viel größere Achtung als manche Hotelbesitzer und industrielle Unternehmer im Abendlande. In einer Höhe von 1000 Metern erhebt sich auf einem Felsenvorsprung eine Steinpforte mit der Inschrift

中天門

d. h. „mittleres Himmelsthor", und hier befindet sich das einzige Theehaus auf dem ganzen heiligen Berge, die Raststelle für die armen, schweißtriefenden Stuhlträger. Obschon ihr Handwerk äußerst beschwerlich ist, verlieren sie dabei den guten Mut nicht. Ein Unternehmer hat den ganzen Tragstuhlbetrieb von den Mandarinen Taingans gepachtet und vermietet die Stühle an die Träger für 100 große Cash per Aufstieg. Die Träger, 300 an der Zahl, bilden ihrerseits wieder eine Vereinigung und verlangen für das Tragen einer Person auf den Gipfel des Taischan und wieder herunter 600 große Cash, d. h. also 300 Cash pro Mann. Nach unserm Gelde ist das etwas über 60 Pfennig. Für 6 Groschen tragen diese merkwürdigen Menschen also eine Person von 70 Kilogramm Gewicht und dazu den Tragstuhl zweimal 20 Kilometer, also 40 Kilometer, auf 2000 Meter Höhe und steigen dabei 6000 Stufen hinauf und wieder herab. Das thun sie täglich jahraus und jahrein, denn die Pilgerfahrten dauern das ganze Jahr über, auch im Winter, ja zur Zeit des Neujahrsfestes sind sie am zahlreichsten.

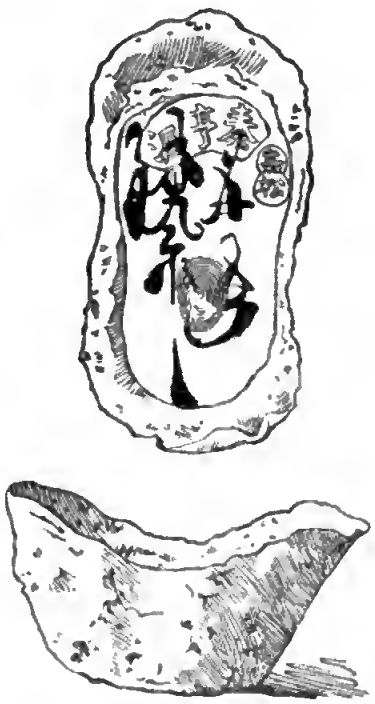
Von dem kleinen Heiligenschrein aus, der auf einem freistehenden Felsenvorsprung nahe dem mittleren Himmelsthore steht, sah ich erst, daß wir nunmehr wieder einige

hundert Meter herabsteigen mußten, um ein zweites Thal zu überschreiten. Jenseits desselben beginnt der eigentliche, recht steile Aufstieg von etwa 1200 Metern, der auf der Steintreppe zurückgelegt werden muß, denn zu beiden Seiten dieser Riesentreppe, die sich in einer engen Schlucht im Zickzack aufwärts windet, erheben sich senkrechte Granitwände. Hoch über diese ragt das Gipfelplateau des Taischan hinweg, das mir von meinem Standpunkt aus noch weiter erschien als von der heiligen Stadt Taingan, die ich tief unter mir wie ein vom Himmel gefallenes Schachbrett daliegen sah. So regelmäßig ist das Quadrat ihrer gewaltigen Umfassungsmauern und die Einteilung ihrer Straßen. Der Aufstieg auf der steilen Treppe wollte mir nicht recht behagen, denn trotz der langen Uebung meiner Träger waren diese infolge des ausnehmend heißen sonnigen Tages sehr ermüdet, ich konnte auf sie nicht rechnen, und es ist gewiß keine Kleinigkeit, etwa 4000 Stufen hinauf- und wieder herabzusteigen. Jede Bergpartie auf noch so steilen Felsen ist mir lieber als dieses einförmige Treppensteigen. Rechnet man ein gewöhnliches Stockwerk unserer Wohnhäuser auf 20 Treppenstufen, so hatte ich noch 200 Stockwerke emporzuklimmen! Unwillkürlich mußte ich an den zweieinhalbmal so hohen Fujiyama in Japan zurückdenken, den ich vor 4 Jahren bestiegen hatte und den ich trotz seiner Halden von Schutt und vulkanischer Asche doch lieber noch einmal erstiegen hätte, anstatt den Taischan auf der geradezu unendlich scheinenden Himmelsleiter zu erklimmen. Confucius war doch recht gescheit gewesen, daß er sich den heiligen Berg nur von unten angesehen hat. Indessen vorwärts, vorwärts! Die schönen Wälder, die rauschenden Bäche lagen nunmehr unter uns, und wir marschierten in der heißen Mittagssonne 3 Stunden lang weiter im ewigen Einerlei, wie auf einer Tretmühle die Stufen hinan, die wegen der Steilheit des Berges nur sehr schmal sind. Meine Begleitsoldaten, die wohl längst den europäischen Besucher in die Buddhistenhölle gewünscht haben mochten, waren einer nach dem andern zurückgeblieben, und meine Tragkulis schwitzten derart, daß ich mich nicht entschließen konnte, ihnen noch meine eigenen 70 Kilo aufzubürden.

Endlich war die letzte Treppenflucht erreicht, die steilste aller bisherigen und wohl die längste auf Erden. An 1000 Stufen führen schnurgerade zwischen zwei senkrechten Granitmauern aufwärts, und oben winkt das östliche Himmelsthor mit seinem gelben Porzellandach den Pilgern. Ich war selbst von der Hitze und Müdigkeit übermannt, allein die letztere schwand sofort, als ich aufwärts blickend, auf der unendlichen Stufenreihe alte Frauen emporklettern sah, allerdings auf Händen und Füßen, aber es waren doch Frauen! Ein Mütterchen von etwa 60 Jahren schien mir derart ermattet, daß ich ihr meinen Tragstuhl zur Verfügung stellte. Eine halbe Stunde später hatte ich das Himmelsthor erreicht und durch dasselbe tretend, befand ich mich auf einem Plateau von etwa einer Wegstunde Umfang, aus welchem sich vier kleinere Gipfel erheben, jeder von einem großen Tempel gekrönt. Auch sonst zeigen sich auf jedem verwendbaren Plätzchen dieses mit großen Felstrümmern besäeten unebenen Plateaus Tempel, Klöster, Denkmäler, die einen in malerischen Ruinen, die andern wohlerhalten. Der Weg führt an dem Südrand des Plateaus, hart an der fast senkrecht abfallenden

Digitized by Google

Felswand weiter, an einzelnen Steinhütten vorbei zu einem 50 Meter hohen Felsen, auf welchem sich der größte und besuchteste Taischantempel, der Laumo-Miao erhebt, umgeben von einer hohen, festungsartigen Mauer. Gerne hätte ich vorher irgendwo gerastet, allein es giebt hier oben kein Theehaus, keine Verkaufsstände von Lebensmitteln oder Andenken an den Taischan, und so zogen wir denn weiter, die Treppen hinauf zum Laumo-Miao, dessen Name in ganz China bekannt ist, der sich aber keineswegs durch besonders imposante Bauten auszeichnet. Durch das gewaltige Thor tretend, befand ich mich in einem von 4 Tempeln umschlossenen, mit großen Quadern bepflasterten Hofe, in dessen Mitte sich ein kleiner zierlicher Pavillon erhebt. Das doppelte, geschwungene Dach über dem Eingange ist mit halbrunden Ziegeln aus Gußeisen bekleidet und schützt eine Veranda, die sich um den ganzen Pavillon herumzieht. Vor dem Eingange steht ein großes bronzenes Opfergefäß und eine Metalltrommel zum Wecken der heiligen Mutter, die in kostbare Gewänder gehüllt, im Innern des Pavillons auf einem Altar thront. Diese heilige Mutter, der Segen aller unfruchtbaren Frauen, soll einst in Gestalt eines jungen, blühend schönen Mädchens den Taischan bestiegen haben und von seiner Spitze zum Himmel aufgefahren sein. Sie wird von allen Chinesen hoch verehrt, und sogar Kaiser sind zu ihr heraufgepilgert, wie aus den beiden prächtigen Bronzetafeln hervorgeht, die zu den beiden Seiten des Pavillons stehen. Diese 5 Meter hohen, 10 Centimeter dicken massiven Tafeln stehen auf einem mit kunstvollen Hautreliefs geschmückten Piedestal und besagen, daß Kaiser Kienlung sie zu Ehren der Lau nai-nai errichtet hat. Ein Mönch führte mich zu dem hinter dem Pavillon gelegenen Haupttempel, der nur einmal im Jahre, am 18. des vierten Monats, von dem Provinzgouverneur oder von einem Abgesandten desselben geöffnet werden darf. Warum, konnte ich sehen, als der Mönch für ein paar Silberlinge, die ich ihm gab, einen großen Thürladen hinter dem Eisengitter des Tempels aufstieß. Im Innern thront ein Riesenstandbild der heiligen Mutter in goldstrotzenden Gewändern, um den Kopf einen langen Schleier geworfen, von welchem eine tellergroße goldene Cashmünze herabhängt, das Gesicht vollständig verbergend. Der Mönch erklärte, diese durchlochte Riesenmünze sei das Zeichen, daß die heilige Mutter alles sehe und höre, allein nach dem Zustand des Fußbodens im Tempel zu schließen, dient die Münze eher als Aufforderung für die Pilger, der Göttin möglichst viel Geld zu opfern. Der Fußboden des Tempels war nämlich mindestens kniehoch mit Millionen von Münzen bedeckt, welche die frommen Pilger durch eine Oeffnung in der Tempelwand hereinwarfen — Millionen von gewöhnlichen Cashmünzen im Werte von je ein



Silberbarren.

fünftel Pfennig, aber auch Massen von Silberbarren in den verschiedensten Größen bis zum Werte von 100 Mark. Dazwischen lagen Schmucksachen, Bänder, rote Papierchen mit Gebeten bedeckt und eine große Zahl getragener Frauenschuhe. Der Gesamtwert dieser Masse von Opfergaben mochte immerhin 100 000 bis 200 000 Mark betragen. Wie ich nachher erfuhr, erhält den Hauptanteil an diesem Schatze Ihre Majestät die

Die schlafende Muller.

Kaiserin Mutter von China; einen andern Teil erhält der Provinzgouverneur, der Rest gehört dem Tempelschatz.

Nächst dem Lanmo Miao ist der wichtigste und besuchteste Tempel jener, welcher den Yuwang Schangti genannten höchsten Gipfel des Taischan krönt; damit aber die auf den andern Gipfeln und Abhängen stehenden Tempel und Klöster nicht unbesucht bleiben und ihren Mönchen der Obolus der Pilger nicht entgeht, haben sie alle direkten Zugänge zu dem Gipfeltempel verbarrikadiert und den Weg in sehr sinnreicher Weise

so angelegt, daß jeder Pilger zuerst die meisten anderen Tempel durchschreiten muß, bis er den Hung-Muen oder Scharlachtempel auf der Spitze erreicht. Sie enthalten aber nichts Bemerkenswertes, ausgenommen zahlreiche Denktafeln aus allen Jahrhunderten seit Confucius; eine Inschrift von etwa 100 Quadratmeter Größe ist in eine senkrechte Felsmauer eingegraben. Bevor wir den Gipfeltempel erreichten, mußten wir durch eine erst vor wenigen Jahren von dem Vizegouverneur von Schantung aus eigenen Mitteln erbaute Tempelanlage gehen, welche in einem sehr hübsch ornamentierten Gebäude die schlafende heilige Mutter enthält. Der Priester öffnete mir einen neben der Haupthalle gelegenen Raum, der als ein elegantes Schlafzimmer eingerichtet ist, ganz als würde dasselbe von einer vornehmen Chinesin benutzt werden. An einer Wand stehen zwei lebensgroße bemalte und bekleidete Holzstatuen von jungen Frauen, welche eine Damencoiffure und ein paar Damenschühchen in ihren erhobenen Händen halten, wahrscheinlich die Kammerzofen der heiligen Mutter. Diese selbst, als hübsche lebensgroße Mädchenpuppe dargestellt, liegt mit geschlossenen Augen in einem großen Himmelbett, bis an das Näschen mit einer schöngestickten Seidendecke zugedeckt. Der mich führende Mönch deutete mir durch Zeichen an, nicht laut zu sprechen, um den Schlummer des Fräuleins nicht zu stören.

Endlich war der höchste Tempel, ein massives im Viereck angelegtes Gebäude, erreicht. Ueber dem rot bemalten steinernen Thor steht in goldenen Lettern die Inschrift: Yu wong ting, d. h. der höchste Gott. In den Hofraum tretend, gewahrte ich auf dem Steinpflaster in der Mitte einen meterhohen nackten Felsen emporragen, von einer Holzbalustrade umgeben, wie der berühmte Mohammedsfelsen in der Omarmoschee von Jerusalem. Dieser Felsen ist der höchste Gipfel des Taischan, und der führende Mönch hatte nichts dagegen, daß ich mich über die Barrikade schwang und auf den Felsen stellte, die Stelle, von welcher die heilige Mutter, von der auch eine Statue den dahinterliegenden Tempel schmückt, sich zum Himmel emporschwang.

Die Aussicht ist hier durch die umliegenden Tempel verbaut. Um sie zu genießen, mußte ich noch ein Stündchen auf dem Felsgrat weiter wandern, zwischen einer Anzahl steinerner Gedenktafeln, die seit undenklichen Zeiten hier Wind und Wetter trotzen. Diese Aussicht zu schildern müßte ich die Geographie von Schantung niederschreiben, denn von hier aus sah ich in leichten Dunst gehüllt den größten Teil der Provinz, vom Kaiserkanal und dem breiten goldenen Bande des Hoangho bis zu den fernen Bergen von Itschou-fu; die ganze weite Ebene von Wei-hsien, begrenzt von dem mächtigen Lauschan, jenem steilen Gebirgszuge, der den deutschen Besitz bei Kiautschou nach Osten begrenzt und den ich selbst einige Wochen vorher mit der ersten deutschen Expedition bestiegen hatte.

Noch beschwerlicher als der Aufstieg auf den Taischan war der Abstieg, 6000 Stufen und 20 Kilometer Marsch! Aber ich kam doch noch rechtzeitig zum Abendbrot in das Haus meines baptistischen Gastfreundes nach Taingan-fu zurück.

Zum Grabe des Confucius.

Auf dem Gipfel des Taiſchan hatte der Abt des Tempels der heiligen Mutter mir das breite, gelbe Band des Ta-wön-ho-fluſſes gezeigt, hinter welchem ſich aus der weiten Ebene der langgeſtreckte Bergrücken des Schi-mön-ſchan erhebt. Jenſeits dieſes Rückens breitet ſich das Thal des Sü-ho-fluſſes aus, und in dieſem liegen die Städte Kiu-fu und Tſu-hſien, die Geburtsſtädte von Confucius und Mencius.

Sie bildeten mein nächſtes Reiſeziel. Noch müde von der Beſteigung des Taiſchan, ritt ich an dem darauffolgenden Morgen aus dem Südthore von Taingan fu, um zunächſt Ningyang, ein Städtchen auf dem Wege nach der großen Gelehrtenſtadt Yentſchou-fu, zu erreichen. Die ganze Entfernung von Taingan nach Kiu-fu beträgt 90 Kilometer. Es giebt wohl einen näheren Weg nach der Heimat des Confucius, über Ta-wön-ku, allein derſelbe war für meine Reiſekarren nicht paſſierbar, und ich war deshalb gezwungen, die große Pekingſtraße noch weiter zu verfolgen, obſchon auch ſie den Namen „Straße“ keineswegs verdient.

Die Gegend ſüdlich von Taingan kann wohl den fruchtbarſten von China beigezählt werden, denn die weite Ebene iſt mit üppigen Getreide- und Mohnfeldern bedeckt; dazwiſchen ſah ich auch vereinzelt Tabakpflanzungen und Obſtgärten mit Aprikoſen-, Maulbeer-, Pfirſich- und Dattelbäumen, welch letztere aber auch hier nicht etwa mit Dattelpalmen zu verwechſeln ſind. Taingan-fu liegt etwa an der Nordgrenze des Mohndiſtriktes. Von hier an gegen Süden wurden die Mohnfelder immer häufiger. Opium gehört ja zu einem der wichtigſten Produkte von Schantung, das nicht nur ausgeführt, ſondern leider auch in der Provinz ſelbſt maſſenhaft geraucht wird. In den elenden Dorfherbergen, in denen ich ſo oft zu übernachten gezwungen war, rauchte alle Welt Opium, und in den Städten geben ſich die Einwohner leidenſchaftlich dieſem zweifelhaften Genuſſe hin.

Nach den Landkarten von Schantung hatte ich mir den ſüdlich von Taingan gelegenen Teil der Provinz als eine kleine Schweiz vorgeſtellt, mit vielen Bergzügen und engen Päſſen. In Wirklichkeit fand ich eine ungeheure Ebene vor, flach wie ein

Felseinschriften am Wege auf den Taischan.

Der Gipfel des Taiſchan.

iangſu
Meere
ſtande
ön-ho
r auf
Die
emals
Schö-
s von
Yün-
tſong,
Dörfer
e zum
i auch
reichen
Furt
n, die
halten.
t ver-
allein
hrung
rlangt,
Pferd
äftiger
nigen,
t, und
an die
rſetzen.
e nicht
ganzen
nd die
hienen
nochen,
m Ort
eſandt,
t. In
hte ich
m des
g vom
h. des
waren

Tisch, die sich weit über die Südgrenze von Schantung bis in das Herz von Kiangsu hinzieht, und aus welcher einzelne Berge wie Felseninseln aus einem grünen Meere emporsteigen. Wie dicht diese Gegend bevölkert ist, kann man schon dem Umstande entnehmen, daß ich auf dem 25 Kilometer langen Wege von Taingan zum Ta-wön-ho 23 Dörfer passierte, die dicht am Wege liegen. Zu den Seiten des Weges aber auf viele Kilometer sah ich noch zahlreiche andere Ortschaften in der Ebene zerstreut. Die Ortsbezeichnungen in Schantung bestehen gewöhnlich aus 2 oder 3 Namen, niemals aus einem einzigen, und sind sehr bezeichnend. So z. B. giebt es Namen wie Schö-li-pu, Ders-li-pu, d. h. Zehn-Li-Dorf, Zwanzig-Li-Dorf, die Entfernung des Ortes von der nächsten Stadt in Li (1 Li = ½ Kilometer) ausdrückend; oder Namen wie Yün-tan-yuan, d. h. Kirschengarten, Li-San-tien, d. h. Li-San's Kaufladen, Son-tsong, d. h. oberes Heim, Li-dscha-dschi, d. h. die Heimstätte der Familie Li ꝛc. Die Dörfer haben meistens eine Einwohnerzahl von 300 bis 500 Seelen. Auf dem Wege zum Ta-wön-ho traf ich nur ein Dorf von größerer Einwohnerzahl, Huan-yu-tze, das auch eine sehr schöne Pagode von mehreren Stockwerken besitzt. Den breiten, wasserreichen Ta-wön-ho mußten wir in Ermangelung einer Brücke durchreiten. An der Furt lagerten einige zwanzig junge Burschen, welche ein Geschäft daraus machen, die Reisenden durch die gelben, trüben Fluten zu führen, wofür sie einige Sapeken erhalten. Damit ihnen dieser, wenn auch geringe Verdienst nicht entgehe, graben sie an verschiedenen Stellen im Flußbett tiefe Löcher und lassen nur eine schmale, ihnen allein bekannte Furt frei. Würde es einem Reisenden einfallen, den Fluß ohne ihre Führung zu durchschreiten, so ist 2 gegen 1 zu wetten, daß er in eines dieser Löcher gelangt, und dann muß er die Führer erst recht herbeirufen, damit sie Karren oder Pferd wieder herausholen. Als meine Karawane sich näherte, sprang mir ein junger, kräftiger Bursche entgegen, entledigte sich im Nu seines einzigen Kleidungsstückes, desjenigen, welches wir Europäer gerade anzulegen pflegen, wenn wir ins Wasser steigen, und watete vor mir langsam durch den Fluß, wobei ihm das Wasser stellenweise bis an die Hüften reichte. Bei hohem Wasserstand muß man auf Fährbooten den Fluß übersetzen.

Ist der Besuch der heiligen Stätten Chinas für den Europäer auch lange nicht so gefährlich wie jener von Mekka oder Medina, so war ich doch auf meiner ganzen Reise hierher von den Missionaren gewarnt worden, auf meiner Hut zu sein, und die Bevölkerung wurde mir als sehr fanatisch geschildert. Auch die Mandarine schienen dieser Ansicht zu sein, denn sie verdoppelten ihre Sorgfalt für meine teuren Knochen, ja ich kam mir wie ein Gefangener vor, der unter starker Militärbegleitung von Ort zu Ort transportiert wird. Depeschenreiter wurden von den Mandarinen vorausgesandt, um die Behörden in der nächsten Stadt von meinem Kommen zu benachrichtigen. In den Dörfern fand ich Militärpatrouillen mit Gewehr und Bajonett, und erreichte ich die Grenze eines Bezirkes, so erwarteten mich dort schon ein Offizier und sechs Mann des nächsten Bezirkes, um meine bisherige Eskorte abzulösen. Der Offizier sprang vom Pferde und überreichte mir, das Knie beugend, die Karte des Schü-hsien, d. h. des Kreismandarins. Ohne weiteren Aufenthalt ging es vorwärts; in den Städten waren

die besten Herbergen für mich reserviert, und die Soldaten wachten über meinen Schlummer. Mir kam es indessen vor, als ob all diese Sicherheitsvorkehrungen vollständig überflüssig wären, denn nirgends wurde ich irgendwie belästigt.

Auch in Ningyang, einer befestigten Kreisstadt von etwa 5000 Einwohnern, war von dem Mandarin mein Nachtquartier bereits vorbereitet, ja als ich dort eintraf, fand ich ein halbes Hundert kleine Schüsseln in meinem Gemach, allerhand Leckerbissen enthaltend, welche der aufmerksame Kreisvorsteher mir gesandt hatte. Ich ließ ihm als Gegengeschenk einen kleinen Spiegel in Goldrahmen zustellen und verband gleichzeitig damit die Bitte, einen Brief von mir an die katholische Mission in Yentschou fu, 40 Kilometer weiter, für mich befördern zu wollen. In der That wurde noch in der Nacht ein Bote dahin abgeschickt, der morgens 6 Uhr dort eintraf. Mir war es von Wichtigkeit, einen chinesischen Schriftgelehrten zu finden, um die Inschriften am Grabe des Confucius und in den berühmten Kaisertempeln seiner Geburtsstadt für mich zu entziffern, denn dazu reichten die Kenntnisse meines Dolmetschers nicht aus.

Als ich am nächsten Morgen, aus dem Südthore von Ningyang reitend, in die Obstgärten der Umgebung kam, sah ich dicht am Wege an einem Birnbaum eine menschliche Gestalt hängen. Ich hielt sie für eine Vogelscheuche, als ich aber näher kam, sah ich zu meinem Entsetzen, daß hier in der That ein Mann von etwa 40 Jahren baumelte. Sein Gesicht war ganz friedlich, die Arme hingen steif herab. Kein Mensch war in der Nähe. Als ich im nächsten, nur wenige hundert Schritt entfernten Dorfe die Leute auf die Leiche aufmerksam machte, blickten sie wohl neugierig hin, kümmerten sich aber weiter gar nicht um dieselbe, als ob dergleichen Selbstmorde alltägliche Ereignisse wären.

Gegen Mittag gelangte ich an den Si-ho, ein kleines Flüßchen mit klarem Wasser, das aus den nahen Kalkbergen des Schimön Schan kommend, sich langsam durch die schöne, fruchtbare Ebene schlängelt.

In den klassischen Schriften wird dieser Si ho häufig erwähnt und viel besungen, denn seine schattigen Ufer waren der Tummelplatz des Confucius und seiner Apostel, als sie noch kleine Jungen waren. Jenseits des Si-ho liegt zwischen hohen Cypressen halb verborgen eine Art Tempel mit verschiedenen Hallen, Chu-si-Shu Yuen genannt, wo die heutigen Gelehrten ihre Confuciusstudien machen. Aus den hohen Gedenktafeln, welche die Halle umgeben, geht hervor, daß dieses Kollegium zur Zeit der Yuendynastie gegründet wurde, und daß auch die Kaiser der Yuen- und Mingdynastie es unterstützt haben.

Eine kurze Strecke weiter vermengt der Si-ho sein klares Wasser mit den roten Fluten des Sze shui, der an Kiu fu und Yentschou fu vorbei in westlicher Richtung nach Tsining fließt und dort in den Kaiserkanal mündet. Von seinen Ufern aus sah ich aus der grünen Ebene schon die starken mit Wachthäusern gekrönten Stadtmauern von Kiu fu, der Vaterstadt des großen Heiligen Chinas, emporragen. Zwischen den hohen, dunkelgrünen Baumkronen hinter der Mauer leuchteten die orangegelben Dächer des berühmten Confuciustempels und des Palastes der direkten Nachkommen von

Confucius, der gegenwärtigen Herzoge dieses Namens. Eben wollte ich in den Weg zum Nordthore der Stadt einlenken, als ich von dorther einen langen Zug auf mich zukommen sah. An der Spitze desselben wurden rote Fahnen und große Zeremonienschirme einhergetragen, dahinter schritten eine Anzahl von Männern in grünen Uniformen von demselben Schnitt, wie sie die Piqueure bei den Falkenjagden in unserem Mittelalter getragen haben. Ihnen folgte ein blauweißer, gegen 3 Meter langer Kasten, auf den Schultern von 6 Trägern ruhend; dann eine mit reichen, vergoldeten Holzschnitzereien geschmückte Sänfte, und den Zug beschlossen eine Anzahl Leute, welche lebensgroße Menschen- und Tiergruppen aus weißem Papier trugen.

Es war der Leichenzug eines Nachkommen des Confucius auf dem Wege zu dem Begräbnisplatz der Familie des großen Moralisten, etwa 4 Kilometer nordwestlich der Stadtmauer gelegen. Dieser Begräbnisplatz mußte also offen sein, und ich beschloß zur Vermeidung von Zeitverlust, statt in die Stadt einzuziehen, dem Zuge zu folgen. Meine Reisekarawane sandte ich direkt zur Stadt und trug überdies einem der Geleitsoldaten auf, meine Karte dem Stadtpräfekten zu übergeben, um ihm von meinem Ritt nach dem Begräbnisplatze Mitteilung zu machen. Dann folgte ich langsam dem Leichenzuge durch die herrliche Cypressenallee, welche von der Stadt zu dem Friedhofe führt. Sie wurde mit all den sie schmückenden Ehrenpforten, Denkmälern und Brücken von verschiedenen Kaisern der Mingdynastie angelegt, und ich hatte so viel zu sehen und zu bewundern, daß ich bald weit hinter dem Leichenzuge zurückblieb. Die Chinesen haben die merkwürdige Sitte, ihre Flüsse vielfach brückenlos zu lassen, dafür aber die herrlichsten Marmorbrücken mit Balustraden und Steinornamenten mitten in den Feldern auf trockenem Lande zu erbauen. Auch hier wird die von uralten, großstämmigen Cypressen und Cedern beschattete Allee durch zwei derartige Brücken unterbrochen, deren Bahn aber nicht auf Pfeilern, sondern direkt auf dem Erdboden liegt. Jenseits dieser Brücken erhebt sich quer über dem Wege eine große fünfthorige Ehrenpforte, die prächtigste, welche ich in China überhaupt gesehen; die gewaltigen, weißen Marmorblöcke, aus welchen dieses wunderbare Denkmal aufgebaut ist, sind über und über mit den herrlichsten Skulpturen bedeckt, bei welchen der Drache und andere Tiere der chinesischen Mythologie als Grundmotive dienen. Die Ausführung ist von wunderbarer Zartheit, die Behandlung des spröden Materials so weich und vollkommen, daß ich mich von diesem Meisterwerke chinesischer Bildhauerkunst kaum trennen konnte. Während ich voll Bewunderung vor dem Marmorbogen stand, hörte ich Schritte hinter mir, und mich umwendend, erblickte ich einen blonden Europäer in chinesischem Gewande, der sich mir als Pater Pfistermann der deutschen katholischen Mission von Süd-Schantung zu erkennen gab. Als mein von Ningyang abgesandter Bote in dem Missionsgebäude von Yentschon-fu eintraf, befand sich Pater Pfistermann gerade dort, auf einer seiner häufigen Missionsreisen begriffen. Sofort beschloß er in liebenswürdigster Weise, mir selbst als Dolmetscher zu dienen, reiste nach Kin-fu ab und war dort gleichzeitig mit meiner Reisekarawane eingetroffen. Von dieser hatte er meinen Abstecher nach dem Grabe des Confucius erfahren und war gleich weiter geeilt,

Digitized by Google

um mich zu begrüßen. Er kam gerade recht, um mir die Inſchrift auf der großen Ehrenpforte zu erklären, welche lautet: „Zehntauſend Jahre alter, immer blühender Frühling.“ Zu beiden Seiten des Denkmals ſtehen in eigenen, offenen Pavillons mächtige Inſchrifttafeln aus ſchwarzem Marmor von 8 Meter Höhe und 1½ Meter Breite. Die eine trägt in großen Zeichen die Worte: „Großgeworden iſt des heiligſten erſten Meiſters Confucius geiſtiger Weg.“ Die andere: „Kaiſer Kwang Li hat dieſe Begräbnisſtätte reſtauriert.“

Wir ſchritten nun unter den mächtigen Cypreſſen weiter und gelangten nach etwa 200 Schritt zu einem monumentalen Holzthor, mit kunſtvollen Malereien bedeckt und mit der Inſchrift: „Dies iſt das heiligſte Grab.“ Wieder 200 Schritt weiter erreichten wir endlich die gewaltige Mauer, welche den ganzen, 30000 chineſiſche Mow, etwa 5000 preußiſche Morgen großen Begräbnisplatz umgiebt und ihn gleichzeitig gegen die Ueberſchwemmungen des mitunter ſehr waſſerreichen Sze-ſhui-fluſſes ſchützt. Ein gewaltiges Feſtungsthor aus Stein, überhöht von einem Wachthauſe mit doppeltem Dache, führt durch die mehrere Meter dicke Umfaſſungsmauer, und wir fürchteten ſchon, dieſes Thor verſchloſſen zu finden. Zu unſerer Ueberraſchung trat uns indeſſen hier bei den zwei großen, den Eingang flankierenden Steinlöwen ein Mandacin im bunten Staatskleide entgegen, der ſich als ein Kammerherr oder Hofbeamter des Herzogs Confucius vorſtellte und uns unter tiefen Kautau (Verbeugungen) einlud, näher zu treten.

Der Stadtpräfekt von Kiu-fu war nämlich bereits längſt vom Provinzgouverneur angewieſen worden, mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt, die ſonſt ſtreng verſchloſſen gehalten werden, zu öffnen. Ein Depeſchenreiter hatte ihn benachrichtigt, daß ich heute gegen Mittag eintreffen müſſe, und wohl ahnend, daß mein erſter Gang dem Grabe des Confucius gelten würde, hatte er bei dem offiziellen Hüter dieſes Grabes, dem Herzog Confucius, das Nötige veranlaßt. Wie ich ſpäter herausfand, war es nicht etwa beſondere Liebe für mich, welche den Stadtpräfekten zu dieſer in China leider ſo ſeltenen Eile und Fürſorge veranlaßt hatte. Er mußte wirklich fürchten, daß mir hier, in der Reſidenz der Nachkommen des Confucius, etwas zuſtoßen könnte, darum trachtete er, mich ſo raſch als möglich abzuſchütteln und nach der nächſten Stadt zu expedieren. Beſuchte ich noch vormittags das Grab des Confucius, ſo konnte ich nachmittags mit den übrigen Sehenswürdigkeiten fertig ſein, und dann würde mich ja nichts weiter in Kiu-fu feſſeln. Aber es kam doch anders.

Von dem herzoglichen Kammerherrn geleitet, betraten wir nun den ausgedehnten, ſchattigen Wald, welcher die Grabſtätten des Confucius und ſeiner Nachkommen von 75 Generationen enthält. Der jetzige Herzog iſt der direkte Nachkomme von Confucius in der 76. Generation, und ſein Stammbaum reicht nachweislich auf über 2700 Jahre zurück. Welches Fürſtengeſchlecht giebt es auf Erden, von welchem ähnliches behauptet werden könnte? Unſere älteſten Dynaſtien, die Bourbonen, Schwarzburg und Wettiner ſind dem Confucius gegenüber reine Parvenus, und ſelbſt zwiſchen dem nachweislichen Stammvater des älteſten Fürſtengeſchlechtes von Europa, der Colonna, und jenem des Confucius liegt mehr als ein Jahrtauſend!

Wo giebt es auf Erden auch noch eine Grabstätte wie diese, welche bis in die Zeit der alten Aegypter zurückreicht und, nicht etwa aus dem Wüstensande gescharrt wie die Gräber von Setis und des heiligen Stieres, von gegenwärtigen Altertumsforschern angestaunt wird, sondern während der Jahrtausende ihres Bestandes ununterbrochen bis auf den heutigen Tag benutzt wurde? Mit einer gewissen Ehrfurcht wandelten wir im Schatten der uralten Cypressen, großstämmigen Cedern und knorrigen Eichen einher, von denen manche von den Aposteln des Confucius gepflanzt worden sind, und zwischen denen sich Tausende und Abertausende von Grabhügeln ausbreiten. Jenseits des Thores führen 3 Wege in verschiedenen Richtungen durch diesen heiligen Hain; der östliche führt zu den Grabstätten der Herzoge, d. h. also der direkten Nachkommen des Confucius von Vater auf Sohn; der mittlere führt tief in den Wald zu den Grabstätten aus früheren Jahrtausenden, welche heute nur noch wenig besucht werden; jener zur Linken ist der Weg zum sogenannten „heiligen Grabe". Zahllose Steintafeln stehen zu beiden Seiten dieses Weges, von Kaisern verschiedener Dynastien zu Ehren des größten Mannes von China errichtet, mit Inschriften, welche die Tugenden, Lehren und Erfolge desselben in überschwänglichen Worten preisen. Der kleine, hier durch den Wald sich schlängelnde Sze-shui-fluß wird auf einer schönen Marmorbrücke überschritten, und jenseits derselben erhebt sich eine steinerne Pforte (Paifong) mit der Inschrift: „Dieser Fluß heißt Sze-shui". Die Pforte führt zu jener langen Allee von Steinfiguren, wie sie alle Gräber von chinesischen Kaisern und Fürsten zeigen: ähnlich wie bei den Minggräbern von Peking und Nanking erheben sich auch hier Paare von unförmigen Pau, d. h. Leoparden, plumpen Twan, d. h. Nashörnern, und endlich die 5 Meter hohen Statuen von 2 Tscheng-Siang, d. h. Ministern. Da Confucius von seiten der chinesischen Kaiser der Titel „Wang", d. h. „König" verliehen worden ist, so hat seine Grabstätte auch Anspruch auf solche Ministerstatuen; während der Mingkaiser wurde Confucius von den Gelehrten mit dem Namen Ti, d. h. „souveräner Fürst" bezeichnet, welcher Titel jedoch von der jetzigen Regierung nicht anerkannt worden ist, wohl aus Furcht vor den herzoglichen Nachkommen des Religionsstifters, welche sich immer noch eines sehr bedeutenden Anhangs in China erfreuen. Ja während der Regierung der drei letzten, schwachen Kaiser war sogar mehrmals das Projekt aufgetaucht, den Herzog Confucius auf den Kaiserthron zu erheben. Wäre der jetzige Herzog nicht ein Thunichtgut, so säße er vielleicht schon seit mehreren Jahren auf dem Drachenthron in Peking. Um ihm jeden Anspruch auf angestammte Souveränität zu nehmen, wurde unter der jetzigen Kaiserdynastie dem großen Heiligen der Titel „König" abgesprochen und anstatt dessen der Titel „Chi-Sheng-Sien-shi, d. h. etwa „erhabener heiliger Gelehrter" verliehen.

Unmittelbar hinter den Ministerstatuen erhebt sich eine große Halle mit der Ueberschrift: „Weihrauchtempel". Sie dient nicht nur als Haupteingang zu der inneren Umfassungsmauer des heiligen Grabes, sondern auch als Opferhalle für die Nachkommen des Confucius, welche sich zweimal im Jahre, im Frühjahr und Herbst, hier versammeln, um zu opfern. Das Innere enthält weder Statuen noch Ahnentafeln,

ſondern nur einen langen Opfertiſch für die Kerzen und Weihrauchgefäße. Hinter dieſem Tiſch öffnen ſich die Thore zum eigentlichen Begräbnisplatz, der, etwa einen halben Morgen groß, von einer eigenen Mauer umgeben iſt.

Zwiſchen den großen Eichen, Cedern und Cypreſſen, welche auch dieſen Raum erfüllen, gewahrte ich zunächſt einen mit allerhand Strauchwerk überwachſenen Erdhügel von etwa 4 Meter Höhe, welcher die Gebeine von Tſe-Tſe, dem Enkel von Confucius und Lehrer des größten Apoſtels desſelben, des Mencius, birgt; weſtlich von der Grabſtätte Tſe-Tſes iſt ein zweiter Grabhügel mit den Gebeinen des im Jahre 532 vor Chriſti geborenen Sohnes des Confucius, Kung-li Pa-yü, und zwiſchen beiden, im Hintergrunde, liegt das Grab des Confucius ſelbſt.

Bewegten Herzens näherte ich mich dieſer Stätte; ein runder Erdhügel, vielleicht 7 Meter hoch und 30 Meter im Umfang, erhebt ſich hier aus dem Strauchwerk. Davor ſteht eine einfache, 8 Meter hohe und 2 Meter breite Steinplatte, welche in altchineſiſchen Schriftzeichen die Worte enthält: „Tſchi-ſcheng-ſien-ſchi-kung-tſö“, d. h. „der heiligſte, erhabenſte Gelehrte, der verehrte Lehrer, der Philoſoph Kung.“

Zu Füßen dieſes einfachen, ſchmuckloſen Steindenkmals ſteht ein etwa 2 Fuß hohes Weihrauchgefäß aus Bronze.

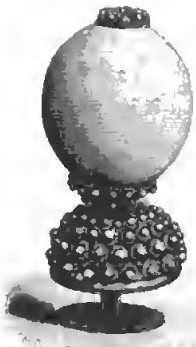
Hier alſo liegen die Gebeine des Gründers einer Religion, welche heute Hunderte von Millionen Anhängern zählt. Seit zweiundeinhalb Jahrtauſenden ruhen ſie hier, ſorgfältig gehütet von ſeinen Kindeskindern durch 75 Generationen, geehrt von allen Bewohnern des größten Reiches der Erde. Kaiſer der verſchiedenſten Dynaſtien haben an derſelben Stelle geopfert, an der ich nun ſtand: der letzte Kaiſer, der zu den Gebeinen des großen Religionsſtifters pilgerte, war Tſchanliung. Aber alle Kaiſer verehrten in Confucius nicht einen Gott, wie es die Buddhiſten mit ihrem Stifter thun, ſondern nur den Gelehrten, den Menſchen. Sie bauten ihm an ſeiner Grabſtätte keinen mit Gold und Juwelen beladenen Prachttempel und ſtellten keinen Hohenprieſter hierher, um ihn anzubeten und dem Fanatismus der Pilger zu frönen; weder ſeine Gebeine noch ſeine Zähne werden als wunderthätige Heiligtümer verehrt, wie das als Zahn Buddhas verſchriene Stück Elfenbein im Tempel von Kandy auf Ceylon oder wie die Barthaare des Propheten Mohammed. Es iſt eine einfache, nüchterne, aber dabei doch erhabene Verehrung eines Mannes, der dem zahlreichſten Volke der Erde die Moral gepredigt und ſeine Lebenslaufbahn vorgezeichnet hat. Er iſt keine ſagenhafte, durch Legenden und fromme Bücher verzerrte Perſönlichkeit, ſondern eine greifbare Geſtalt, ein Mann, wie ſeine Zeitgenoſſen es waren und deren heutige Nachkommen es ſind, dabei aber doch größer als alle die Götzen, vor deren eingebildeter Macht die Völker Aſiens zittern und ſich in den Staub werfen.

Längs der Umfaſſungsmauer, aber noch innerhalb derſelben, erheben ſich mehrere Pavillons mit Inſchriften, von verſchiedenen Kaiſern gebaut. Einer davon ſteht an der Stelle, auf welcher ſich der Lieblingsapoſtel von Confucius, Tſu Kung, nach dem Tode ſeines Meiſters eine Hütte baute und dort während 6 Jahren trauerte. Der Kammerherr des Herzogs, welcher uns die einzelnen Stätten erklärte, ſchien ebenſowenig wie

ſein bezopftes Gefolge irgendwie von der Heiligkeit der Stätten berührt. Vor dem Stadtpräfekten hatten ſich alle auf die Knie geworfen, mit der Stirne im Staub, allein keiner ſchien auch nur die Empfindungen zu verſtehen, die mich beſeelten und die ſie mir auch wohl anſehen mochten.

Nach kurzem Verweilen verließen wir das Grab, um den Hain zu durchwandern, in welchem viele Tauſende von den Nachkommen des Confucius begraben ſind; einfache hohe Erdhügel ohne jeden Grabſtein bedecken ihre Gebeine: nur jene, welche ſich über den nächſten Nachkommen des Moraliſten oder über den Aelteſten der verſchiedenen „Clans“ erheben, haben Denkſteine. Wie geſagt, wird der Begräbnisplatz heute noch faſt täglich benützt; denn nicht nur die in Kiu-fu wohnenden Nachkommen des Confucius laſſen ſich hier begraben, ſondern auch jene, welche in entfernten Provinzen wohnen. Ihre Hinterbliebenen ſind ſtolz auf den großen Namen Kung, den ſie führen, und wenden alles daran, um ihre Toten hier beerdigen zu laſſen. Kein Clan von China iſt ſo ſtolz wie der Clan Kungfutſe (Confucius), und das mit vollem Recht.

Beim Verlaſſen des Friedhofs ſah ich öſtlich von der Weihrauchhalle eine Anzahl hoher Grabhügel, höher und impoſanter als jener von Confucius ſelbſt. Es ſind falſche Kaiſergräber. In früheren Zeiten, beſonders unter der Yo-Yuin- und Schangdynaſtie war es üblich, die wirkliche Begräbnisſtätte der verſtorbenen Souveräne zu verbergen, und ihre Nachkommen ließen deshalb verſchiedene Leichenfeiern an verſchiedenen Orten zelebrieren. Ich habe einen ähnlichen Gebrauch noch jetzt in Korea gefunden.



Hutknopf der Mandarine (halbe Größe).

Die Vaterſtadt des Confucius.

Kiu-fu, die Vaterſtadt und der Wohnſitz des Confucius, gehört zu den älteſten Städten Chinas, denn ſchon lange vor ſeinen Lebzeiten, im 6. Jahrhundert vor Chriſti Geburt, war es bekannt und wird auch in den älteſten Chroniken des chineſiſchen Reiches wiederholt erwähnt. Erwartungsvoll näherte ich mich den gewaltigen Ringmauern, welche dieſe berühmte Stadt umſchließen. Bisher hatte ich in den mehrtauſendjährigen Städten Schantungs, wie Chinas überhaupt, vergeblich nach alten Gebäuden, Burgen, Türmen aus früheren Zeitaltern geforſcht, die unſere abendländiſchen Städte, ja auch jene des weſtlichen Aſiens in ſo großer Zahl beſitzen und die ihnen ein ſo maleriſches, altertümliches Ausſehen verleihen. Ich hatte die alten Hauptſtädte des chineſiſchen Reiches beſucht, auch ſo manche andere Stadt, welche früher Hauptſtadt eines jener zahlreichen Königreiche und Fürſtentümer geweſen, in die einſtens China geſpalten war. Keine von ihnen enthielt auch nur eine Turmruine aus jenen Zeiten. Ein Nürnberg, Avignon, Jeruſalem oder Rom wird man in China vergeblich ſuchen. Ueberall dasſelbe Einerlei von ebenerdigen Lehm- und Steinhäuschen, die höchſtens ein, zwei Jahrhunderte beſtehen, und wenn ſie zuſammenfallen, von den Nachkommen ihrer Bewohner in derſelben Armſeligkeit wieder erbaut werden. Vielleicht war Kiu-fu anders; vielleicht zeigte dieſe von den Chineſen ſo hochverehrte, heiliggehaltene Stadt irgend welche Ueberbleibſel aus der Zeit des Confucius, altes Gemäuer, das die Gegenwart in unmittelbaren Zuſammenhang brachte mit der großen Vergangenheit Kiu-fus, dieſer Geburtsſtätte der chineſiſchen Religion. Aber als ich durch das finſtere Stadtthor in Kiu-fu einzog, zeigte ſich mir auch hier nichts anderes als ein Netz von ärmlichen, ſchmutzigen Gäßchen mit ebenerdigen Häuſern ohne Leben, ohne Verkehr, ohne Handel. Das nahe Taingan-fu hat wenigſtens Induſtrie, zahlreiche Kaufläden und großen Pilgerverkehr. Kiu-fu aber, das an Heiligkeit mit Taingan-fu wetteifert und das Jeruſalem Chinas genannt werden könnte, hat nicht einmal das. In der Hauptſache fand ich nur ärmliche Kaufläden, und obſchon Confucius ſelbſt von den Chineſen die größte Ehrfurcht und Vergötterung bezeugt wird, fällt es doch merkwürdigerweiſe den meiſten von ihnen nicht ein, auf ihrer Pilgerfahrt nach dem

Digitized by Google

Kaiſerliche Ehrenpforte zwiſchen Kiu-ſu und dem Confucinsgrab.

Brücke über den Sze-shui-fluß in Kiu-fu.

Taiſchan auch dem nahen Kiu-fu einen Beſuch abzuſtatten, den Begräbnisplatz des großen Religionsſtifters und den herrlichen Confuciustempel zu ſehen, der eines der größten architektoniſchen Wunder des chineſiſchen Reiches iſt. Das chineſiſche Volk hat ſich vollſtändig freigehalten von der Abgötterei, in welche die Anhänger anderer Religionen verfallen ſind. In ihrer praktiſchen Weiſe haben ſie ſich wohl die ſegensreichen Lehren ihrer Religionsſtifter zu eigen gemacht und bezeugen den letzteren dafür ihre Dankbarkeit, indem ſie ihren Manen Opfer darbringen und ihnen Tempel erbauen, aber ſie haben ſie nicht unter ihre Götter erhoben. Sie ſind für die Chineſen Menſchen geblieben, von demſelben Fleiſch und Blut wie ſie ſelbſt, und nur die Gelehrten kommen zeitweilig nach Kiu fu, um hier, wo ihrem Glauben nach die Seele des Confucius weilt, ſich ihren Studien hinzugeben. Es wohnt auch eine erkleckliche Anzahl dieſer dem Chriſtentum feindlichen Litteraten in Kiu fu, dabei iſt es der Hauptſitz des Clans Confucius, und von den 25 000 bis 30 000 Einwohnern der Stadt führen nicht weniger als die Hälfte ſeinen Namen und leiten ihre Abſtammung mehr oder weniger direkt von ihm ab. Aber Pilger- oder Fremdenverkehr beſitzt Kiu fu ſehr wenig. Das ſah ich ſchon an der elenden Herberge, der beſten der Stadt, in welcher mir der Präfekt eine Wohnung vorbereitet hatte. Kaum war ich dort in Gemeinſchaft mit Pater Pfiſtermann eingezogen, als ich durch die Ankunft eines dritten Europäers auf das angenehmſte überraſcht wurde. Die Nachricht von meiner Reiſe durch die Provinz war auch nach dem etwa 50 Kilometer entfernten, weſtlich am Kaiſerkanal gelegenen Tſining, dem Hauptſitz der deutſchen katholiſchen Miſſion von Süd Schantung gedrungen. Der Chef derſelben, der bekannte würdige Biſchof Anzer, war von ſeiner Europareiſe noch nicht zurückgekehrt, und an ſeiner Stelle war der Provikar der Miſſion, Pater Freinademetz, in liebenswürdigſter Weiſe herbeigeeilt, um mir ſeine wertvollen Dienſte anzubieten. Pater Freinademetz iſt ſeit Jahrzehnten in China thätig: er erfreut ſich bei hoch und niedrig des gleichen Anſehens und großen Einfluſſes bei den Mandarinen. Dazu iſt er einer der beſten Kenner der chineſiſchen Sprache und Litteratur, und ſein Beſuch war deshalb für mich hier, wo es ſo viel zu ſehen und zu erklären gab, von größtem Werte.

Viſitenkarte des Mandarins von Kiu-fu.

Natürlich erregte es unter den Stadtbewohnern, die Jahrzehnte lang keinen Europäer zu Geſicht bekommen haben, und von denen viele einen ſolchen überhaupt zum erſten Male ſahen, nicht geringe Aufregung, daß gleich drei auf einmal in Kiu fu weilten. Wie mir mein Boy erzählte, war die Nachricht von dieſer Invaſion wie ein Lauffeuer durch die Stadt gedrungen, aus drei Europäern wurden gleich dreißig, und ſo mancher der leichtgläubigen, phantaſiereichen Zopfträger mochte fürchten, daß eine bleibende Beſetzung der Stadt von ſeiten der Deutſchen beabſichtigt würde. Daran iſt

ja in der That etwas Wahres. Soll doch in der nächsten Zeit das deutsche Dampfroß auch seinen Einzug in Kiu fu halten und diese hochberühmte Stadt in das Eisenbahnnetz von Schantung einbezogen werden.

Kein Wunder, daß unser Kommen bald die halbe Bevölkerung auf die Beine brachte; große und kleine Confuciusse ohne Zahl versammelten sich in dem Hofraum unserer Herberge und beobachteten mit furchtsamen, argwöhnischen Augen, wie wir unseren Salat wuschen, Büchsen mit Frankfurter Würsten und Tomatensuppe öffneten und so unbekannte kuriose Waffen, wie Messer und Gabel und Pfropfenzieher für das Apollinariswasser handhabten. Mitten in dieser Beschäftigung wurden wir durch einen Namendiener unterbrochen, der mir die große rote Visitenkarte des Stadtpräfekten brachte und dessen Besuch ankündigte. Wir hatten gerade Zeit, die saftigen, heißen Frankfurter und die Salatschüssel beiseite zu schaffen, als wir über die vielköpfige Beobachtermenge den roten Zeremonienschirm des Mandarins erblickten. Gleich darauf wurde seine Sänfte unter Vorantritt seines phantastisch aufgeputzten Gefolges in den Hof getragen, und Seine Ehren entstieg derselben, in die nur bei feierlichen Anlässen getragenen Prunkgewänder gehüllt. Mit gefalteten Händen neigte er sich mehrmals fast bis zur Erde, als aber diese für steife Rücken keineswegs angenehmen Turnübungen zu Ende waren und er um sich blickte, schien er hoch erfreut, Pater Freinademetz hier zu finden. Derselbe war ihm schon von Yentschou fu aus wohlbekannt. Auch der Provikar war erfreut ihn zu sehen, denn der Mandarin ist ein Freund der Christen und des lieben Friedens. In Yentschou fu war er so beliebt, daß bei seinem Scheiden die ganze Stadt um ihn trauerte. Eine Deputation der angesehensten Bürger begab sich zu ihm, um ihm die Stiefel von den Füßen zu ziehen, die nachher mit großem Zeremoniell am Stadtthor in einem Hühnerkäfig aufgehängt wurden. Ich habe sie bei meinem Besuch von Yentschou fu selbst gesehen. Als aber der Mandarin in seinen zweitbesten Stiefeln die Stadt doch verlassen mußte, waren in den Straßen, die er zu durchziehen hatte, nicht weniger als fünfzig Tische mit Süßigkeiten und Erfrischungen aufgestellt. Bei jedem mußte er halten und den ihm von den Bürgern dargereichten Imbiß zu sich nehmen. Das mag ihm seine chronischen Leibschmerzen gegeben haben, über die er klagte. Jedenfalls hat es einen so feierlichen Abschied eines Mandarins aus einer Stadt Schantungs schon lange nicht mehr gegeben.

Hände bei der Begrüßung
(der linke Daumen trägt einen Ring).

Natürlich mußte ich dem Mandarin erzählen, wie alt ich sei, wie viel Frauen und Kinder ich hätte, und all die gewöhnlichen Fragen des chinesischen Besuchszeremoniells beantworten. Er schien bis zu Thränen gerührt, als er erfuhr, daß ich keine Kinder hätte. Die ganze Frage der Eisenbahn nach Kiu fu interessierte ihn anscheinend nicht so sehr wie meine Kinderlosigkeit, und ich tröstete ihn mit der Hoffnung, daß ich ihm bei unserem Wiedersehen erfreulichere Nachrichten über meine Nachkommenschaft geben würde. Er bat mich, ihm doch zu schreiben, sobald dieses freudige Ereignis eintreten würde: dann bedauerte er die Aermlichkeit der Herberge, in der wir uns befanden, und versprach, uns von seinem Mittagstische Speisen und Getränke senden zu wollen. Diese Süßlichkeit war mir verdächtig, ich kenne meine chinesischen Pappenheimer. Und richtig, als ich ihm meine Empfehlungsschreiben an den Herzog Confucius übergab, mit der Bitte, sie seiner bezopften Durchlaucht zuzustellen und um Audienz für mich zu bitten, da krümmte und wand er sich und zweifelte, ob dies möglich wäre. Der Herzog — nebenbei bemerkt, ein riesenhafter Chinese von strotzender Gesundheit — sei kränklich und dergleichen. Als ich dann meine Bitte vorbrachte, den großen Tempel zu besichtigen, meinte er, der Tempel würde nur bei besonderen feierlichen Anlässen geöffnet, gewöhnlich nur einmal im Jahre, aber er wolle mit dem Herzog, dem erblichen Hüter der Confuciusheiligtümer, sprechen. Ich verabschiedete ihn ziemlich frostig, indem ich meine Tasse Thee zum Munde führte. Er that dasselbe mit seiner Tasse und begab sich unter wiederholten Bücklingen wieder in seine Sänfte. Nun konnten wir unsere Frankfurter Würstchen wieder aus dem Versteck hervorholen; aber kaum hatten wir uns wieder zu Tisch gesetzt, als auch schon 6 Diener mit großen Tragkörben eintrafen, aus denen sie zahlreiche Schüsseln mit allerhand Zuckereien hervorholten, gebratene und gekochte Gänse, Schweinebraten, die bekannten stinkenden Eier, Haifischflossen, Reis, Reisschnaps, eingemachte Früchte und dergleichen. Indessen, der Confuciustempel war mir wichtiger als dieser Leibesschmaus. Wir brachen also bald auf, um den Besuch des Mandarins zu erwidern. Er empfing uns an der Pforte seines Yamens; in den Höfen waren seine Garden aufgestellt, kurz, er erwies uns alle erdenklichen Ehren, aber mit dem Besuch des Tempels sei es nichts, denn dazu müsse ein Befehl des Tsunglivamen von Peking vorliegen. Und was den Herzog beträfe, so ließe er sich entschuldigen, er sei nicht wohl.

Nun wurde mir die Sache zu bunt. Ich erklärte ihm, daß ich die weite, beschwerliche Reise nach Kiu fu nicht unternommen hätte, um nur geschlossene Thüren zu finden. Ich bestünde darauf, wenn nicht den Herzog, so doch sein Empfangszimmer zu sehen, in welchem allerhand Gegenstände, Manuskripte und persönliche Erinnerungen an den alten Confucius aufbewahrt werden, und was den gewünschten Befehl vom Tsunglivamen bezüglich der Tempelöffnung beträfe, so würde ich nach Peking schreiben. Bis dahin aber würde ich in Kiu fu bleiben. Ich bedauerte nur, daß ihm mein langer Aufenthalt dann so viele Sorgen und Unannehmlichkeiten bereiten müsse. Wieder krümmte und wand er sich, aber die Drohung wirkte. Er würde nochmals sein möglichstes thun, wir möchten uns nach Hause begeben und bis morgen warten. Ich

dankte in verbindlichster Weise, bestand aber darauf, daß seine Schritte sofort unternommen würden, und erklärte, das Ergebnis hier in seinem Namen abwarten zu wollen.

Daraufhin großes Palaver mit seinen Sekretären, die alle verdutzte Gesichter machten. Schließlich bat er, wir möchten uns zum Tempel verfügen, er würde das Nötige veranlassen und selbst gleich nachfolgen. In der That führten uns zwei Sekretäre zum Tempel, und was ich dort zu sehen bekam, ließ mich alle Mandarine von Schantung und alle herzoglichen Nachkommen des Confucius vergessen. Nach all dem, was ich in China bisher gesehen, hatte ich solche Pracht, solche Kunst, einen solchen Zustand der Erhaltung hier niemals erwartet. Weder Peking, noch ganz Japan hat eine Tempelanlage aufzuweisen wie jene, welche sich in der nördlichen Hälfte der Stadt Kin-fu befindet. Nicht weniger als 35 Morgen werden dort von einem herrlichen Park eingenommen, mit Jahrtausende alten Cedern, Cypressen und Föhren von ungeheuren Dimensionen. Manche dieser majestätischen Bäume haben einen Umfang von mehreren Metern und ragen hoch über die Umfassungsmauer, ja über die Tempeldächer hinweg. Während wir noch bewundernd diese Baumriesen am Eingang umstanden, wurden mehrere Sänften mit großem Gefolge herbeigetragen, und ihnen entstiegen Mandarine in voller Gala, darunter der Präfekt. Er beeilte sich mir mitzuteilen, daß er es auf sich nehme, den Tempel für mich öffnen zu lassen, der Herzog aber sei mittags für mehrere Tage nach Yentschou fu gereist und hätte die Schlüssel zu seinen Gemächern mit sich genommen. Darauf stellte er die verschiedenen Mandarine vor, den Tempelhüter, den ersten und zweiten Kammerherrn des Herzogs, den Bibliothekar, den Grabhüter ꝛc. Natürlich kolossales Zeremoniell und so viele Kautau, daß meine Rückenwirbel schmerzten. Viel lieber wäre es mir gewesen, die Herrlichkeiten mit Pater Freinademetz allein zu besichtigen; aber die Mandarine bildeten wenigstens malerische Staffage, als ich von dem Tempel verschiedene photographische Aufnahmen machte, die ersten, seitdem Confucius das Zeitliche gesegnet hat. Wir wurden zunächst in eine etwa 50 Schritt breite und mehrere 100 Schritt lange Allee geführt, welche die eigentlichen Tempelgründe in zwei Hälften teilt und wie diese selbst von gewaltigen, uralten Cedern beschattet wird. Auf der rechten Seite erheben sich mehrere Tempelhallen und ein mächtiges, mehrstöckiges Gebäude, welches mir als die Tempelbibliothek bezeichnet wurde. Zur Linken wird die Allee von elf monumentalen Pavillons eingefaßt, welche von verschiedenen Kaisern zu Ehren des Confucius errichtet worden sind. Jeder Pavillon erhebt sich etwa 15 Meter vom Boden und trägt zwei schwere, mit gelben Porzellanziegeln belegte Dächer übereinander. Der First und die nach aufwärts geschwungenen Dachspitzen sind mit grotesken Tierfiguren aus Porzellan geschmückt. Jeder Pavillon enthält eine ungeheure, freistehende Marmortafel von etwa 8 Meter Höhe und 2 Meter Breite, mit kaiserlichen Inschriften bedeckt, welche Lobpreisungen des großen Religionsstifters sein sollen. Diese gewaltigen Monolithen sind von Peking, also etwa 600 Kilometer weit hierhergeschafft worden. Bei dem elenden Zustande der Wege konnte täglich nur ein halber Kilometer zurückgelegt werden, und die Beförderung jeder Tafel erforderte daher beinahe 2 Jahre Zeit.

Digitized by Google

Der Confuciusbaum und das „Thor der goldenen Stirne“ in Kiu-fu.

Zwischen dem dritten und vierten Pavillon erhebt sich ein großer Tempel von entzückender Architektur, welcher nach dem Muster des Kaiserpalastes in Peking auf Befehl des Kaisers Kang hi im 32. Jahre seiner Regierung errichtet worden ist. Das Porzellandach mit ungemein kunstvoll zusammengesetzten Holzarchitraven wird von mehreren meterhohen Marmorsäulen getragen, welche mit den herrlichsten Skulpturen bedeckt sind. Diese Säulen waren die ersten Steinsäulen, welche ich in der chinesischen Baukunst verwendet fand. Bei den meisten Bauten, selbst bei den großen Tempeln in Peking stehen nur Holzsäulen in Verwendung. Neu war es mir auch, bei diesen Säulen an Stelle der in der griechischen und römischen Architektur gebräuchlichen steifen Ornamentierung so prachtvolle, etwa dreifingertief eingeschnittene Skulpturen zu finden, welchen hauptsächlich Drachen- und Blumenmotive zu Grunde liegen. Als Fuß dieser Säulen dienen niedrige, runde Steinplatten. Kapitäler nach unserer Art sind den Chinesen unbekannt. Hier tragen die Säulen direkt die mit prächtigen Malereien und Vergoldungen geschmückten Architraven, nur gehen von den Säulen als Brechung der sonst zu steifen Linien zwei ebenso geschmückte Holzflügel aus, von ähnlicher Form wie jene, welche an den geflügelten Sonnen in der ägyptischen Architektur zu sehen sind.

Eine Treppe von sechs Stufen führt zu dem Tempel empor, in der Mitte durch eine breite Steinplatte unterbrochen, welche mit Drachenskulpturen bedeckt ist. Während die Treppen für die gewöhnlichen Sterblichen dienen, ist die schiefe Steinplatte für den Kaiser allein zum Aufgang bestimmt.

Der Tempel ist eigentlich nur eine Vorhalle zu dem inneren Tempelplatze und führt auch dementsprechend den Namen: „Thor der goldenen Stirne". Bei den jährlichen Ahnenopfern, die von den Nachkommen des Confucius mit außergewöhnlichem Pomp und uraltem Zeremoniell gefeiert werden, wird hier ein Musikkorps aufgestellt.

Nach dem Durchschreiten dieser Halle befanden wir uns auf einem weiten, mit ungeheuren Bäumen beschatteten Platze, in dessen Hintergrunde wir den eigentlichen Haupttempel wahrnahmen. Bevor wir uns jedoch dorthin begaben, machte uns der Tempelhüter auf eine Ceder aufmerksam, welche vor der Thorhalle in einer steinernen Umfassung steht. Ihr Stamm mag etwa anderthalb Meter im Umfang haben, das Merkwürdige an ihr ist aber, daß sie aus einem uralten, etwa 2 Fuß über dem Boden hervorstehenden Wurzelstock herauswächst. Eine neben ihr stehende Tafel besagt, daß dieser Baum von Confucius selbst gepflanzt worden ist, demnach das ansehnliche Alter von zweiundeinhalb Jahrtausenden erreicht hat.

Der große, innere Tempelplatz wird zu beiden Seiten von langen Hallen eingefaßt, welche von dem ersten Kaiser der Mingdynastie vor etwa 600 Jahren erbaut worden sind und die Ahnentafeln der 72 Schüler und Apostel von Confucius enthalten. An jeder Seite erheben sich 36 hohe Altäre aus rotlackiertem Holze, auf welchen die etwa fußhohen Tafeln mit den Namen der Schüler stehen. Vor jeder Tafel befindet sich ein rotlackierter Opfertisch, und bei den Ahnenfesten zu Ehren des Confucius wird auch vor diesen Tafeln geopfert. Mitten auf dem schattigen Platze erhebt sich eine kleine Plattform, auf welcher ein offener Pavillon mit rotem Porzellandache steht.

Digitized by Google

Eine Steintafel im Innern dieses Hingtan, d. h. Aprikosenaltar genannten Pavillons, besagt, daß Confucius an dieser Stelle seinen Schülern Unterricht erteilt hat. Daneben erhebt sich ein großer Aprikosenbaum. Der Pavillon darf von gewöhnlichen Sterblichen nicht betreten werden, denn an dieser Stelle warfen sich die Kaiser und die Großen des Reiches, welche zum Besuch des Confuciustempels kamen, zum ersten Mal nieder. Hinter dem Aprikosenpavillon erhebt sich eine zweite, etwa 2 Meter hohe Terrasse von 50 Schritt im Geviert, die von dreifachen Marmorbalustraden umgeben ist, ähnlich wie jene des Himmelstempels in Peking. Auf dieser „Mondterrasse" wird bei den Ahnenopfern ein aus Pfeifern, Flötisten und Trommlern bestehendes Musikkorps aufgestellt, während zu beiden Seiten der Terrasse auf dem sandigen Boden des „Ting" genannten Tempelhofes zwei Abteilungen von je 25 Tänzern in antiken Kostümen menuettartige Zeremonientänze aufführen. Diese langsamen Opfertänze sind ein Ueberbleibsel aus uralten Zeiten und kommen in China nur noch bei den kaiserlichen Ahnenopfern und Zeremonien im Himmelstempel zu Peking vor, wie ich sie in meinem Buche „China und Japan"*) geschildert habe. In Babylon, Ninive, bei den Griechen und Römern spielte der religiöse Tanz ebenfalls eine große Rolle. In Europa hat er sich nur noch in Sevilla erhalten, wo ich den Tanz der Seises in der Kathedrale gesehen habe.

Wenige Schritte hinter der Mondterrasse erhebt sich die etwas höhere gepflasterte Tempelterrasse, ebenfalls von Balustraden aus weißem Marmor umgeben. Auf dieser mit großen Quadern gepflasterten Terrasse steht der eigentliche Confuciustempel, das größte Heiligtum des chinesischen Reiches und eines der großartigsten und herrlichsten Gebäude desselben. Der Tempel hat eine Länge von etwa 60 und eine Breite von 30 Meter. Die Hauptfassade besteht eigentlich nur aus einem 7 Meter hohen Unterbau, um den sich eine 5 Meter breite, von Marmorsäulen getragene Veranda zieht. Auf diesem von 7 dreiteiligen Holzthüren unterbrochenen Unterbau sitzt das ungeheure doppelte Dach, das allein eine Höhe von 20 Meter besitzt, so daß der von gelben Porzellandrachen gekrönte First im ganzen 27 Meter hoch ist. Von ganz wunderbarer Konstruktion sind die mächtigen Architraven aus Teakholz, das aus Yünnan und Birma stammt. Die ganze Holzkonstruktion, sowie die Tragbalken der Veranden und die Decke der letzteren sind mit schönen, gemalten Ornamenten und Vergoldungen bedeckt, ähnlich jenen des berühmten Iyeyasutempels in Nikko. Die Ausschmückung dieses Tempels ist das Großartigste, was die japanische Kunst überhaupt aufzuweisen hat; aber die Grundlage derselben ist entschieden die chinesische Kunst gewesen. Die Japaner, dieses nachahmende, adaptierende Volk par excellence, haben wie alles andere, so auch ihre Kunst den Chinesen abgesehen und sie nur verfeinert, teilweise weiter entwickelt, teilweise aber auch verzerrt. Der japanische Stil ist chinesisches Barock.

Zwischen den mit orangegelben Porzellanziegeln bekleideten beiden Dächern ist über dem Haupteingange eine 2 Meter hohe, breite Tafel in breitem Goldrahmen angebracht, deren drei goldene Schriftzeichen besagen: „Tempel des idealen Menschen".

*) „China und Japan" von E. v. Hesse-Wartegg. Leipzig, 1897, J. J. Weber.

Der ganze Bau macht einen imposanten Eindruck, der durch die gewaltigen Monolithsäulen ringsherum noch erhöht wird. Diese Marmorsäulen sind das Schönste, was ich in der chinesischen Architektur überhaupt gesehen habe. Sie sind ähnlich wie die Säulen des „Thores der goldenen Stirne", mit dreifingertiefen Skulpturen bedeckt, doch sind sie bedeutend höher und massiger. Vor der Hauptfront stehen zehn derartige Säulen, jene an den Seiten und rückwärts sind sechseckig und ohne Skulpturen. Die inneren, zur Hälfte in die Mauer eingelassenen Säulen rings um den Tempel zeigen ebenfalls Skulpturen, die dadurch kräftig hervortreten, daß die ursprünglich vom Meißel unberührt gebliebenen Säulenflächen künstlich geschwärzt worden sind.

Der Tempelhüter schloß nun langsam und mit wichtiger Miene die drei mittleren Thüren auf, um dem fensterlosen, inneren Raum mehr Licht zuzuführen. In der Mitte dieser großen Halle steht mannshoch über dem Boden ein Thron, auf welchem sich eine 5 Meter hohe, sitzende Holzstatue des Confucius befindet. Dieses uralte Bildwerk stammt aus dem früheren Tempel, der hier, an der Stelle auf welcher das Wohnhaus des großen Religionsstifters gestanden hat, während der Singdynastie erbaut wurde. Kaiser Hung Wua der Mingdynastie ließ diesen einfachen Tempel niederreißen und den gegenwärtigen, viel größeren Tempel erbauen. Die Statue stellt einen kräftigen, untersetzten Mann mit ernstem, schönem Gesicht und weißem Vollbart dar. Seine Augen sind nach aufwärts gerichtet, und seine Rechte hält eine Papierrolle. Ueber der Statue erhebt sich ein hoher Baldachin, von welchem gelbseidene, mit blauen köstlichen Stickereien bedeckte Vorhänge herabfallen. Zu Füßen der Statue steht die 2 Fuß hohe Ahnentafel mit der goldenen Inschrift: „Ruhesitz der Seele des heiligsten erhabenen Weisen Confucius."

Vor diesem Sanktissimum der Chinesen stehen drei mehrere Meter lange, anderthalb Meter hohe Opfertische aus rotlackiertem Holz hintereinander mit einer Anzahl von Bronzegefäßen, welche aus dem persönlichen Besitze des Confucius stammen. Andere von hohem Kunstwert sind Opfergaben verschiedener Kaiser, darunter eine Bronzevase und eine Schale, die aus der Zeit Kaiser Yaons, also 2300 Jahre vor Christi Geburt herrühren! Zwei Weihrauchgefäße tragen Daten aus der Schang- und Yindynastie (1700 bis 1150 vor Christo). Aus derselben Zeit stammen zwei Bronzekühe, welche von späteren Kaisern geschenkt worden sind. Am meisten interessierten mich einige große Kupfervasen, Leuchter und Weihrauchgefäße mit äußerst kunstvollem Emailschmuck nach persischen Motiven, die, wie ich später erfuhr, in der That persischen Ursprungs sind und zur Zeit der Mings dem chinesischen Kaiserhofe von einem persischen Schah verehrt worden sind. Zu den Seiten des Confucinsaltars erheben sich zwei andere, fast eben so hohe Altäre, welche die Riesenstatuen der vier Hauptjünger der Confucianischen Lehre enthalten: rechts die Statuen von Tse-tse und Yan tse, links jene von Tsun-tse und Ming-tse. Die Decke des etwa 20 Meter hohen Raumes ist kassettiert und enthält 384 vergoldete, mit Drachenemblemen geschmückte Tafeln. Die kahlen Wände besitzen keinen anderen Schmuck als die mächtigen Inschrifttafeln, welche von verschiedenen Kaisern gewidmet worden sind. Alle sind mit fußbreiten geschnitzten Goldrahmen um-

Partie aus dem Friedhof der Familie Confucius in Kiu-fu.

Allee zum Grab des Confucius in Kiu-fu.

geben und enthalten über den erhabenen goldenen Schriftzeichen auf hellblauem Grunde auch die viereckigen kleinen Kartuschen mit dem Namen der kaiserlichen Stifter, ähnlich jenen, welche die ägyptischen Herrscher auf ihren Obelisken, Tempelbauten und Gräbern anbringen ließen. Auf der Tempelmauer hinter dem Standbilde des Confucius hängen drei solche Riesentafeln mit den Inschriften:

„Der Lehrer und das Vorbild für 10 000 Zeitalter"; „Seine Tugend ist so groß, daß er damit Himmel und Erde erfüllen könnte"; „Die Heiligkeit seines Geistes hat der Himmel gegeben."

Auf der gegenüberliegenden Tempelwand über dem Hauptportal hängen drei andere Kaisertafeln mit den Inschriften:

„Seine Lehre ist für alle Ewigkeit"; „Der Himmel ist eins, die Erde ist eins, Confucius ist eins"; „Ein Tugendvorbild für alle Zeiten."

Wie bemerkt, wird dieser heiligste Tempel des chinesischen Reiches nur zweimal im Jahre geöffnet, wenn der jeweilige Herzog Confucius und seine nächsten Verwandten die traditionellen Ahnenopfer der Seele ihres großen Vorfahren darbringen. Während der herzogliche Hofstaat und das ganze Tempelpersonal für das vorgeschriebene, uralte Zeremoniell in antike Gewänder gekleidet sind, tragen die nächsten Nachkommen, die allein den Tempel betreten dürfen, die moderne Mandarinstracht, kaum verschieden von jener, welche die mich begleitenden zahlreichen Mandarine trugen, und da sie sich bei dieser außergewöhnlichen Gelegenheit im Tempel befanden, konnte ich mir das Bild vorstellen, das dasselbe zur Zeit der Ahnenopfer darbieten muß: Aus den Räuchergefäßen schlängeln sich zahlreiche kleine Rauchwölkchen zur Decke, der ganze Raum ist in mystischen Dunst gehüllt, und Hunderte von brennenden Kerzen beleuchten die sich vor dem Riesenstandbild zu Boden werfenden Gestalten. Auf der großen Plattform draußen ertönen die Gongs, Pfeifen, Flöten und klingenden Steine der Musikanten, erschallt der langsame näselnde Gesang des Tempelchors. Zu Füßen der Terrasse unter den uralten hochstämmigen Cedern tanzen die in antike Gewänder gekleideten, blühende Zweige tragenden Tänzer, und auf der Mondterrasse schmoren die Opfertiere auf mächtigen Feuern, deren Rauch den ganzen Park erfüllt. Die Chinesen glauben, daß bei diesen Opferfesten die Seele des betreffenden Verstorbenen, also hier jene des Confucius selbst, auf die von den Sängern gesungene Einladung das Ahnentäfelchen verläßt, in der That an dem ihr vorgesetzten Festschmause teilnimmt und nach dem dritten Gange wieder in ihre hölzerne Behausung zurückkehrt.

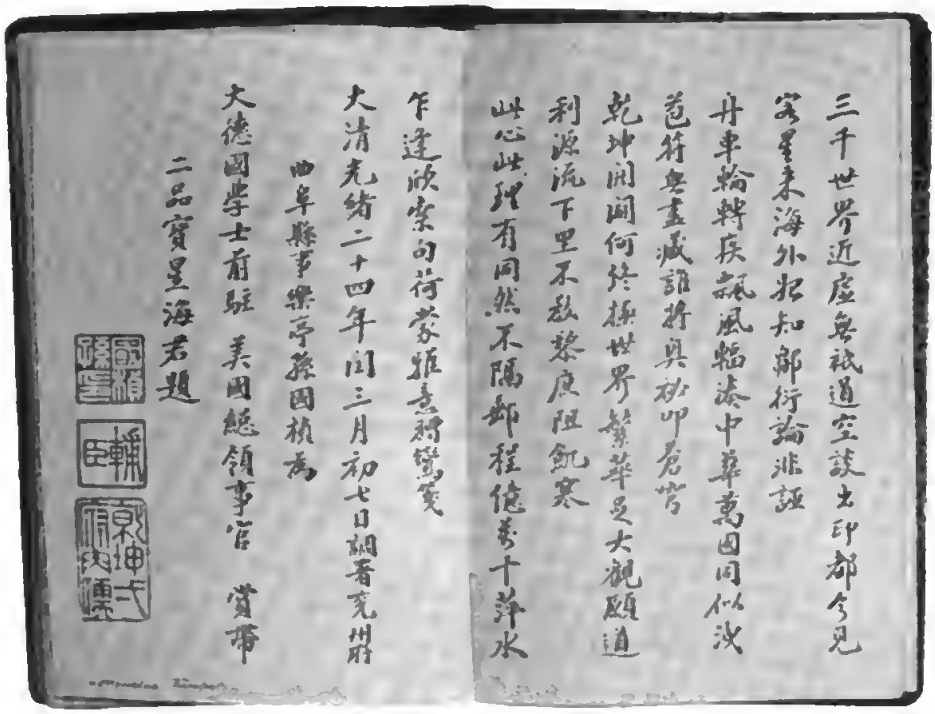
Hinter dem großen Tempel befindet sich ein kleinerer Ahnentempel für die Mutter des Confucius, und zu beiden Seiten des Tempelhofes liegen noch 10 andere Höfe mit Ahnentempeln für seinen Vater, Sohn, Enkel, dann für seine Frau und einige seiner Hauptapostel. Die ganze Anlage ist in einem vorzüglichen Zustande der Erhaltung, und man kann daher ihrem erblichen Hüter, dem Herzog, die Anerkennung nicht versagen.

Auf meinen Wunsch, nunmehr nach der Residenz des Herzogs geführt zu werden, begleitete mich die ganze Mandaringesellschaft mit sichtlichem Widerstreben durch

Digitized by Google

eine lange, mit Mauern eingefaßte Allee. Mir voraus schritten 40 Mann der Leibgarde des Herzogs, die uns auch durch den Tempel begleitet hatten, und welcher bisher in diesen Zeilen noch nicht Erwähnung geschah. Es waren durchweg große, kräftige Kerle in Scharlachwämsern aus feinem Samt mit den Worten „Herzoglicher Leibgardist" auf Brust und Rücken. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte trugen sie schwarze Schärpen. Wie ich erfuhr, ist die Garde seit der Besetzung von Kiautschou durch die Deutschen beträchtlich verstärkt worden. Etwa in der Mitte der Allee erhebt sich ein hölzerner Thorbogen, und dieser bezeichnet den Eingang zu den umfangreichen, von hohen Mauern umschlossenen Gründen, in welchen die zahlreichen Gebäude und die palastähnliche hohe Empfangshalle des Herzogs stehen. Eine hohe bemalte Schutzmauer, von zwei Steinlöwen flankiert, steht vor dem Eingang. Resolut schritt ich mitten zwischen der nach Tausenden zählenden Menschenmenge durch das Thor, aber in dem ersten Hofe wurde ich von Gardisten aufgehalten, welche mir sagten, die Frauen des Herzogs wären im zweiten Hofe, der Herzog selbst sei in Yentschou fu. Die Frauen der vornehmen Chinesen sind in China gerade so unsichtbar und unzugänglich wie in der mohammedanischen Welt, und wir mußten natürlich Kehrt machen, um nicht gegen die Grundgesetze chinesischer Lebensart zu verstoßen. In demselben Augenblick machte mich Pater Pfistermann heimlich auf einen großen Chinesen aufmerksam, der, mit dem linken Arm das Gesicht verdeckend, hinter der uns umringenden Menge an der Mauer lehnte und uns aufmerksam musterte. „Sehen sie da herüber", flüsterte er mir zu, „da steht der Herzog." Er war in seidene Gewänder gekleidet und zeichnete sich von seiner Umgebung durch seine Größe und Stämmigkeit aus. Die Mandarine knickten verlegen zusammen, als ich die Gestalt fixierte, ich konnte aber nicht umhin, ihm seine Notlüge dadurch zu entlohnen, daß ich einen tiefen Kautau vor ihm machte. Er that aber, als hätte ihm meine Begrüßung gar nicht gegolten. Die herzliche Unterhaltung mit seinen Kammerherren war nun zu Ende. Der Herzog hatte in ihren Augen dadurch, daß er sich trotz seiner vorgeschützten Abwesenheit herausgewagt hatte, wie die Chinesen sagen, „das Gesicht verloren", d. h. er hatte sich eine Blöße gegeben, und dergleichen gilt bei den Zopfträgern als eine tiefe Schmach, in diesem Falle um so mehr, als er auch die Mandarine mit verwickelt hatte. Wie man mir erzählte, ist der gegenwärtige Herzog, ein junger Mann von 24 Jahren, überhaupt ein sonderbarer Herr. Er hat nur eine offizielle Frau, die Tochter des früheren Staatsministers Suin in Peking, die ihm bisher zwei Söhne gebar. Aber er nimmt es mit der ehelichen Treue nicht sehr genau, ist ein eingefleischter Raucher, Trinker, Spieler, Bogenschütze, liebt allerhand Sport, kleidet sich in die kostbarsten Gewänder und thut sein möglichstes, um die unter seinem Vater großen Aussichten auf den chinesischen Kaiserthron zu untergraben. Die Chinesen, selbst in seiner Residenzstadt, nennen ihn einen „Ting buchau Din", d. h. einen sehr schlechten Kerl. Er führt den in seiner Familie erblichen Titel Kung ye, d. h. Herzog, und bezieht von der Regierung eine ansehnliche Rente. Außerdem ist er Besitzer von Ländereien in verschiedenen Teilen von Schantung im Gesamtumfange von 3600 Ring, etwa 60 000 preußischen Morgen, die Dotation verschiedener Kaiser der Yuen und

Mingdynaſtien. Noch kürzlich hat ihm der jetzige Kaiſer eine Landſtrecke von 10000 Morgen in der Nähe von Itſchou-fu geſchenkt. Er bezieht daraus fürſtliche Einnahmen, beſitzt ſeine eigenen Frachtboote auf dem Kaiſerkanal, große Viehherden, Reismühlen, Opiumfabriken und unterſteht nicht der chineſiſchen Gerichtsbarkeit, ſondern direkt dem Kaiſer. Sogar der Provinzgouverneur muß vor ihm den neunmaligen Kautau ausführen, wie vor dem Sohne des Himmels. Der Herzog, einer der reichſten Männer Chinas, wenn nicht der reichſte, verwendet aber ſeine Einkünfte nur für ſich, höchſtens daß er den Tempel und die Grabſtätten ſeiner Vorfahren und zu ſeinem eigenen Schutze die Stadtmauern und Thore ausbeſſern läßt. Wohl die Hälfte der Stadtbewohner ſind, wie er, Nachkommen des Confucius; aber er unterhält keine Schulen und



Handſchrift des Mandarins von Kiu-fu.

thut auch ſonſt nichts für ſeine Verwandten, von denen viele Handwerker, Bauern Fuhrleute und Schubkarrenführer ſind. Auf meinem Wege von Kiu-fu nach Tſiu-hſien, dem Geburtsorte von Mencius, wurde ich von Soldaten begleitet, welche alle Nachkommen des Confucius waren und mit Stolz ſeinen Namen führten. Aber mein Trinkgeld nahmen ſie doch mit Freuden an.

Nächſt dem großen Heiligtum des Confucius iſt unter den Tempeln Kiu fus der Yen-miau der größte. Er wurde zu Ehren des Lieblingsſchülers von Confucius, Yen, erbaut und iſt dem Confuciustempel ähnlich, nur von kleineren Dimenſionen. Ganz wie dort befindet ſich auch hier ein Standbild des Gelehrten darin, mit der Ahnentafel, auf welcher die Inſchrift beſagt: „Der vollkommene Mann, der eine Heiligkeit gleich jener des heiligen Mannes (Confucius) erreichte.“ Ueber dem Thore ſtehen

die Worte: „Thor der Abtötung.“ In dem ebenfalls mit uralten Bäumen gefüllten Tempelgrunde erheben ſich noch andere Tempel, den Eltern und nächſten Familiengliedern Yens geweiht, und unzählige kaiſerliche Inſchrifttafeln. Das für mich Sehenswerteſte in dieſer Anlage, die mich als Nicht-Confucianer kaum beſonders intereſſierte, war eine mehrtauſendjährige Silberpinie von ungeheurer Ausdehnung, einer der ſchönſten Bäume, die ich jemals geſehen habe. Der Stamm, 7 Meter im Umfang, ebenſo wie das ganze Geäſte, iſt von blendendem Weiß und Glanz, ſo daß es wirklich den Anſchein hat, als wäre der Baum bis zu den Nadeln mit Silber überzogen, die abgeſtorbenen Aeſte aber ſind kohlſchwarz.

Beim Heraustreten aus dem Tempelgrunde bemerkte ich, daß demſelben an der Südſeite der ganzen, etwa 100 Meter betragenden Länge nach eine herrliche Terraſſe aus weißem Marmor vorgelagert iſt. Die Baluſtraden der drei Abſtufungen ſind mit ſchönen Skulpturen bedeckt.

Es blieb uns nur der Rundgang auf der Stadtmauer übrig, von wo aus wir die verſchiedenen Tempelanlagen und die zahlreichen ſteinernen Ehrenpforten in den engen, ruhigen Straßen der Stadt ſehr gut wahrnehmen konnten. Wenn ſich dieſe Monumente ſo guter Erhaltung erfreuen, ſo iſt das hauptſächlich dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Kiu-fu während des Taipingkrieges von den das Land verwüſtenden Rebellen verſchont geblieben iſt. Als nämlich die zügelloſen Banden erfuhren, daß die Stadtbehörden und der größere Teil der Einwohner Nachkommen von Confucius wären, zogen ſie weiter und ließen während der ganzen langen Kriegsjahre Kiu-fu in Ruhe. Sie hatten mehr Rückſicht als die Horden, welche einſt Rom, Jeruſalem, Moskau und Alexandrien verwüſtet haben.

Digitized by Google

Tsiu-hsien, die Vaterstadt des Mencius.

Pagode in Tsiu-hsien.

Von den Aposteln des großen Religionsstifters Confucius erfreut sich bei den Chinesen keiner so großer Beliebtheit und Verehrung wie Mencius. War er auch nicht ein Zeitgenosse und Schüler von Confucius, so wurde er doch von dessen Enkel in die Grundsätze und Lehren des Moralisten eingeweiht; er erklärte und erweiterte dieselben, und seine Schriften werden jenen von Confucius selbst beinahe gleichgestellt. Mencius (oder Mentzius), auf Chinesisch Mung-tse, wurde im Jahre 371 vor Christo in dem Städtchen Tsiu-hsien geboren; dort verbrachte er sein Leben, und dort liegt er auch begraben.

Tsiu-hsien liegt nur etwa 20 Kilometer von Kiu-su entfernt, und nachdem ich dieses kennen gelernt, machte ich mich, begleitet von Pater Freinademetz, auf den Weg nach der Heimat des Mencius. Ein schöneres Stück Land als das zwischen Kiu-su und Tsiu-hsien gelegene hat die ganze Provinz kaum aufzuweisen. Die weite, ungemein fruchtbare Ebene ist mit üppigen Getreide- und Mohnfeldern bedeckt; zahlreiche Ortschaften liegen im Schatten hochstämmiger Eichen, Weiden und Walnußbäume, überall sind fleißige Bauern auf den Feldern und in den Obstgärten thätig. Ein ganz annehmbarer Feldweg führt von dem Südthore Kiu-sus nach Tsiu-hsien, und das erste interessante Objekt, das wir auf der Fahrt dahin antrafen, war ein großes Steindenkmal zur Linken der Straße, welches die Inschrift Wu-yü-t'an, „Regenaltar" trägt. Die abergläubischen Chinesen sind der Meinung, daß ihnen Regen und Trockenheit von ihren Göttern bestimmt werden, und hält Nässe oder Dürre zu lange an, so wird diesen geopfert. Gewöhnlich ist es der Ortsmandarin, der dies zu besorgen hat. Ist aber sein Gebet nicht erhört worden, so muß ein höherer Mandarin, von dem seines

bedeutenderen Ranges wegen auch größerer Einfluß bei den Gottheiten vorausgesetzt wird, in der Kreishauptstadt opfern; bleibt der Erfolg auch dann aus, so muß der Provinzgouverneur, ja selbst der Kaiser im Tempel der Erde den Göttern Opfertiere darbringen, dann ist bald alles in schönster Ordnung. Das Steindenkmal auf dem Wege nach Tsiu-hsien bezeichnet die Stelle, wo etwa 200 Schritte abseits der Regenaltar sich erhebt, eine kleine, etwa meterhohe Terrasse, aus Erdreich aufgeführt und ohne jeden Schmuck. In dieser Gegend stand vor 2400 Jahren die Hauptstadt des alten Königreiches Lu, die eine Zeitlang von dem Vater des Confucius verwaltet wurde. Vergeblich forschten wir nach einer Ruine, einem Ueberbleibsel dieser einst so großen und berühmten Stadt. Nicht einmal auf der Hügelkette, die sich vom Wege in südöstlicher Richtung hinzieht, ist die geringste Tempelruine zu sehen. Dagegen wurden wir hier, auf dem ersten Hügel, durch den Anblick eines kleinen Kiefernwaldes erfreut, des ersten, den ich bis dahin in Schantung zu sehen bekam.

Schon auf mehrere Kilometer Entfernung erblickten wir das Wahrzeichen von Tsiu-hsien, eine uralte, neunstöckige Pagode, welche in der mit einer niedrigen Lehmmauer umgebenen Nordvorstadt steht. Bald darauf kam die eigentliche, aus gebrannten Ziegeln erbaute, mit Zinnen versehene Stadtmauer zum Vorschein. Der Mandarin von Kin-fu hatte schon tags zuvor einen Boten an seinen bezopften Kollegen in Tsiu-hsien gesandt, um unseren Besuch anzuzeigen und ein Absteigequartier zu reservieren. In anderen Städten war ich gewöhnlich schon am Stadtthore von einem Yamenbeamten und einigen Geleitsoldaten erwartet worden, die meine Reisekarawane nach der Herberge führten. Zu meinem Befremden hatte sich aber hier niemand eingefunden. In den von elenden Hütten eingefaßten Straßen, die wir durchzogen, lief die ganze, armselige Bevölkerung zusammen, und zerlumpter Janhagel zog unter Schreien und Johlen hinter uns her, ohne daß wir selbst wußten, wohin wir uns wenden sollten. Auf die Frage meines Boy nach einer Herberge wiesen ein paar finsteren Blickes dareinschauende Chinesen zum jenseitigen Stadtthore hinaus in die breite Vorstadtstraße, die zur Linken von einer hohen ruinenhaften Mauer eingefaßt war. Die hohen, alten Bäume, die sich dahinter erhoben, konnten uns nicht im Zweifel lassen, daß sich hier die der Seele des Mencius geweihte Tempelanlage befand. Dem großen, zerbröckelnden Eingangsthore gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, sahen wir den sonnigen Hof einer Fuhrmannsherberge und beschlossen, hier mitten unter den Schubkarrenführern, Maultieren und Eseln, die sich auf dem Hofe herumtummelten, unser Mittagsbrot einzunehmen. Unsere vier Reisekarren, wohl die stattlichste Karawane, die seit Jahren in diesem verfallenden, armseligen Städtchen eingezogen sein mochte, lenkte in die Einfahrt. Das mit Staub und Schmutz bedeckte Gastzimmer war von Fuhrleuten eingenommen, die es aber sofort räumten, als sie der Europäer ansichtig wurden. Während wir die Vorbereitungen zu unserer Mahlzeit, alte Wurst und noch älteres Brot, trafen, sandte ich meinen Boy zum Yamen, um den Mandarin zu fragen, warum nichts für unseren Empfang geschehen sei. Er kam mit der Nachricht zurück, der Mandarin wäre nicht sichtbar, und die Schreiber hätten ihn kaum einer Antwort gewürdigt. Der uns umstehenden Menge schien diese

Nachricht Mut einzuflößen, denn immer mehr von dem zerlumpten Gesindel drängte sich in den Hof, und die Sache schien mir recht unbehaglich, zumal da die Bevölkerung hier als europäerfeindlich und unduldsam geschildert wird, weshalb auch weder in Tsiu-hsien noch in Kiu-fu jemals die Errichtung von christlichen Missionen gelungen ist. Nun sandte ich meinen kaiserlich chinesischen Reisepaß in den Yamen mit dem Auftrage, daß sofort ein Beamter mit einigen Soldaten hierhergeschickt werde, um uns zu schützen, andernfalls würde ich dem Provinzgouverneur Meldung machen. Das wirkte. Ein Schreiber, begleitet von zwei zerlumpten Soldaten, traf in der Herberge ein, um mich nach meinen Wünschen zu fragen. Er that das aber in so flegelhafter Weise, daß es Pater Freinademetz für angezeigt fand, ihm die Hölle ein wenig heiß zu machen. Ich sei mit Briefen vom Tsungliyamen und vom Gouverneur der Provinz versehen und wäre von den höchsten Mandarinen überall mit großer Auszeichnung empfangen worden. Ich würde das ungebührliche Betragen des Mandarins gewiß nach Peking melden. Bei dem Worte Peking klappte der arme Schreiber sichtlich zusammen. Es ist erstaunlich, welche Wirkung dieser Name in ganz China auf die offiziellen Persönlichkeiten ausübt. Als Pater Freinademetz den Beamten verabschiedete, warf sich dieser vor mir auf den Boden und versprach, alles Nötige sofort zu veranlassen. Die gaffenden Zuschauer zogen sich, wie durch ein Zauberstäbchen berührt, ehrerbietig zurück, und es dauerte keine 10 Minuten, da kam auch schon der Mandarin selbst mit großem Gefolge in seiner blauen Sänfte herbei, um zu „kautauen" und seine Dienste zur Verfügung zu stellen. Der feiste, dicke Kerl, ein bezopfter Falstaff, entwickelte einen Wortschwall, wie ich ihn noch von keinem Chinesen gehört habe. Er hätte mir eine Wohnung in seinem Yamen schon gestern reserviert, seine Soldaten wären vor den Stadtthoren auf der Suche nach mir, und die Tempel der Stadt stünden bereits alle offen.

Ob er auch dem jetzigen Haupte der Familie Mencius meinen Besuch angekündigt hätte?

Nein. Der Po-tze, (der erbliche Titel des direkten Nachkommen von Mencius,) wäre nicht sichtbar.

„Ich wünsche ihn aber zu sehen, und bitte, das Nötige zu veranlassen."

Der Mandarin wiegte mit bedenklicher Miene seinen Kopf wie eine Porzellanpagode. „Auch ich möchte den Po-tze gerne sehen", fügte er langsam hinzu.

Allmählich ließ er sich die Würmer aus der Nase ziehen. Der Po-tze verdiene keineswegs die Achtung, die sein Name den Fremden einflöße. Der jeweilige oberste Repräsentant der Menciusfamilie beziehe von der Regierung eine erhebliche Pension, gerade so wie der Herzog Confucius; er sei außerdem erbliches Mitglied der berühmten Hanlinakademie in Peking. (Han-lin heißt, nebenbei bemerkt, zu deutsch „Wald der Schreibstifte".) Die Familie hätte überdies von früheren Kaisern eine Dotation von 1500 Morgen Land in der Nähe von Tsiu-hsien erhalten, allein — wieder wackelte der Kopf des Mandarins.

Nun?

Der Po-tze habe einem seiner Verwandten einen Betrag von 500 Taels gestohlen und sei damals verschwunden. Der Mandarin und seine Schergen seien schon lange auf

der Suche nach ihm, er verberge sich aber in Yentschou-fu. Deshalb könne ich ihn nicht besuchen.

Schöne Nachrichten von dem Repräsentanten des großen Mencius in der 73. Generation! Aber ich wollte wenigstens das Wohnhaus desselben besuchen, wo sich wertvolle Reliquien befinden sollen. Deshalb ersuchte ich den Mandarin, mich bei dem nächsten Repräsentanten, dem Oheim des Po-tze, zu melden.

Auch das ginge nicht, denn auch der sei ein Dieb. Die ganze Familie sei verlottert und habe dem Mandarin schon schwere Zeiten bereitet. Dabei schüttelte er traurig den Speckhals. Sonst aber würde er alles thun, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Wir möchten doch recht lange bleiben, sein Yamen stünde uns zur Verfügung und dergl.

Aber in dem traurigen, verfallenen Neste auch nur eine Stunde länger zu bleiben, als gerade nötig, kam mir nicht in den Sinn. Ich verabschiedete deshalb den dicken Herrn, und wir begaben uns sofort nach dem gegenüberliegenden Ahnentempel des Mencius. Scheu folgte uns die ganze neugierige Menge, denn nach Tsiu-hsien kommen noch weniger Europäer als nach Kiu-fu, und wir mochten für die Mehrzahl der Einwohner die ersten gewesen sein, die sie überhaupt zu sehen bekamen. Die ganze Tempelanlage ist derjenigen des großen Confuciustempels in Kiu-fu ähnlich, nur viel kleiner und verwahrloster. Durch das äußere Thor tretend, gelangten wir in eine breite, von uralten hohen Cypressen beschattete Allee, welche auf beiden Seiten von zahlreichen, 3 bis 5 Meter hohen, freistehenden Inschrifttafeln eingefaßt wird. Diese Tafeln, die Tugenden und Kenntnisse des Mencius preisend, stammen hauptsächlich von verschiedenen Kaisern der Han-, Sung- und Yuandynastie, doch befinden sich am Ende der Allee in eigenen Pavillons auch Denksteine von den Kaisern Kanghi und Kienlung. Eine hohe, aber an verschiedenen Stellen eingestürzte Mauer umschließt den Plan, auf welchem sich der Haupttempel erhebt. Obschon der Mandarin uns versichert hatte, die dahinführende Pforte wäre geöffnet, fanden wir sie doch verschlossen, und wir mußten abermals in den Yamen nach den Schlüsseln schicken. In der Zwischenzeit war die uns folgende Zuschauermenge durch die Lücken der ruinenhaften Umfassungsmauer eingedrungen, und die Soldaten hatte alle Mühe, uns dieses schmierige Gesindel vom Leibe zu halten. Der Mandarin mußte zunächst in das Palais des Po-tze senden, wo die Tempelschlüssel aufbewahrt werden, und als uns endlich ein Nachkomme des Mencius die Pforte aufschloß, stürmten die Hunderte vor, hinter und zwischen uns ebenfalls ein.

Auch hier beschatten mehrtausendjährige Cypressen, Cedern und Eibenbäume (Taxus) den Tempelplatz, doch fehlen die Opferterrassen, die sich vor dem Confuciustempel in Kiu-fu befinden, und der Tempel selbst ist nur etwa halb so groß. Zwischen dem ersten und zweiten Dache befindet sich eine große, goldumrahmte Tafel mit goldenen Schriftzeichen auf blauem Grunde: „Der Tempel des sehr hervorragenden Heiligen". Die Säulen, welche die den Tempel umgebende Veranda tragen, sind weiße Marmormonolithen, zeigen aber nicht die köstlichen Skulpturen wie jene von Kiu-fu. Auf dem Altare im Innern des Tempels, dem Haupteingange gegenüber, befindet sich eine sitzende Kolossal-

Kaiserliche Pavillons im Park des Confuciustempels in Kiu-fu.

Grosser Confuciustempel in Kin-sa.

statue des Mencius; das schöne, ausdrucksvolle Gesicht des alten Herrn wird von einem weißen Vollbart umrahmt; er trägt ein goldenes Barett nach altchinesischem Schnitt, und seine Gestalt ist in lange, schwere Seidengewänder gehüllt. Die Hände sind über der Brust gefaltet. Zu seinen Füßen steht eine etwa 2 Fuß hohe Ahnentafel, welche in 5 Schriftzeichen die Worte enthält: „Sitz der Seele des berühmten Heiligen Mencius." Der Altar, oder vielmehr Schrein, welcher die Statue enthält, ist mit schönen bemalten und vergoldeten Holzschnitzereien bedeckt. Davor steht ein Opfertisch mit den gewöhnlichen Opfergefäßen, Urnen und Kerzenständern. Sonst ist das Innere des Tempels keineswegs bemerkenswert. Von Interesse ist nur eine brusthohe Steintafel zur Linken des Altars, welche das in den Stein gemeißelte Porträt des Gelehrten zeigt und zu seinen Lebzeiten angefertigt worden sein soll. Der Tempel selbst wurde vom Kaiser Schen-tsung der Sungdynastie im Jahre 1068 erbaut, besitzt also das immerhin ansehnliche Alter von über 800 Jahren.

In anderen, von eigenen Mauern umfaßten Höfen befinden sich kleinere Tempel oder vielmehr Hallen, welche nichts weiter als die Ahnentafeln des Vaters, der Mutter, der Gattin und des ältesten Sohnes von Mencius enthalten. Auffällig waren mir in diesen Höfen die künstlich verkrüppelten Formen der Bäume. Während diese in dem Haupttempelhofe, wie in allen anderen Tempeln Schantungs, die ich besucht habe, kerzengerade, wie mächtige Holzsäulen zum Himmel streben und mit ihren Kronen einen herrlichen, grünen Naturdom bilden, sind sie hier schief und krumm, manche Stämme zeigen fast eine horizontale Lage und werden durch gemauerte Pfeiler gestützt, andere uralte, knorrige Stämme haben das Aussehen, als wären sie vom Blitze gespalten worden. Die meisten stammen aus der Zeit des Mencius, sind also weit über 2000 Jahre alt; aber gerade von dem im Haupttempelhofe stehenden Baume, welcher von dem Gelehrten selbst gepflanzt worden ist, sind nur noch die toten Reste des Stammes übrig.

Noch einfacher als der Tempel des Mencius ist jener von Tse-tse, des Enkels von Confucius und Lehrmeisters von Mencius, der ebenfalls in Tsiu-hsien einen großen Teil seines Lebens verbracht hat. Der Palast der direkten Nachkommen des Mencius, heute in der 74. Generation, erhebt sich nahe dem Tempel; wir konnten ihn aber der vorgeschilderten Umstände wegen nicht besuchen. Das Bemerkenswerteste daran soll übrigens das hohe Ehrenportal sein, das am Eingange der Palaststraße steht und das ich ebenso wie den Tempel photographisch aufnehmen konnte, obschon das vor dem Apparat unaufhörlich herumlaufende neugierige Gesindel die Sache keineswegs zu einer leichten machte.

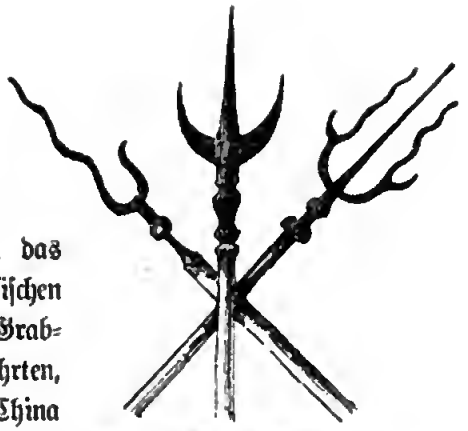
Eine herrliche Allee von alten Eichenbäumen, von den ersten Kaisern der Mingdynastie gepflanzt, führt zu dem Grabe des Mencius, das auf dem dichtbewaldeten Abhange eines Hügels liegt. Ein hoher Erdkegel bezeichnet die Stelle, wo der vor 2200 Jahren verstorbene Gelehrte liegt. Davor steht eine große Steintafel mit dem Namen desselben und eine steinerne Opferurne. Der Opfertempel, in welchem die Nachkommen des Gelehrten zweimal im Jahre die vorgeschriebenen Ahnenopfer darbringen, erhebt sich unweit des Grabes. Etwa 6 Kilometer nördlich von dieser Ruhestätte dehnt

ſich ein ſchattiges, von einer kleinen Mauer umſchloſſenes Cypreſſengehölz aus, das Tauſende von Gräbern enthält, der Friedhof der Nachkommen des Mencius. Der höchſte Grabhügel bedeckt die Gebeine der Mutter desſelben, und vor dieſem befindet ſich ein von zahlreichen Gedenkſteinen umgebener Ahnentempel.

Wenn Tſiu-hſien zeitweilig von chineſiſchen Pilgern beſucht wird, ſo iſt weniger Mencius die Urſache, als der Yiſchan, einer der fünf heiligen Berge von China, der ſich etwa 12 Kilometer ſüdöſtlich von Tſiu-hſien aus der weiten Ebene erhebt. Eine gepflaſterte Straße führt vom Fuße des Berges auf den 5 Kilometer davon entfernten Gipfel, der von einem Yiſchuan geweihten Tempel gekrönt wird. Nachdem ich aber einige Tage vorher den heiligſten aller Berge des chineſiſchen Reiches beſtiegen hatte, fand ich mich nicht veranlaßt, auch noch auf den Yiſchan zu klettern. Von unten nahm er ſich auch nicht ſchlecht aus.

Weibliche Dorfbewohner.

Yentſchou-fu.



Paradewaffen der Mandarine.

Kiu-fu, Tſiu-hſien und Yentſchou-fu bilden das heilige Städtetrio von Schantung, ja des ganzen chineſiſchen Reiches. Yentſchou-fu hat wohl keine berühmten Grabſtätten aufzuweiſen, aber es iſt die Stadt der Gelehrten, gleichzeitig der Hauptort des heiligen Landes von China und der Sitz der Regierung desſelben. Ihr Alter reicht vielleicht in noch fernere Zeiten zurück als das von Kiu-fu und Tſiu-hſien, denn ihr Name Yentſchou beſagt, daß ſie ſchon die Hauptſtadt einer der 9 Provinzen war, in welche Kaiſer Yu vor 4000 Jahren das chineſiſche Reich eingeteilt hat. Den alten Chroniken zufolge war dem Kaiſer Yu die oberſte Gottheit in einer Viſion erſchienen und hatte ihm dieſe Einteilung des Reiches anbefohlen. Hier in dieſem ſchönſten und geſegnetſten Teile von Schantung lag auch das von den alten Klaſſikern ſo häufig erwähnte Königreich Lu, und wie ich ſpäter aus einer verwitterten Inſchrift über dem Weſtthore von Yentſchou-fu entnahm, mußte ſich die Stadt innerhalb der Grenzen dieſes Staates befunden haben. Der Vater des Confucius war vor zweiundeinhalb Jahrtauſenden eine Zeitlang ihr Gouverneur, und all das vereinigt ſich, um der Stadt in den Augen der Chineſen große Bedeutung zu verleihen.

Dieſe Bedeutung iſt indeſſen nicht nur eine hiſtoriſche; ſie iſt auch für Deutſchland in hohem Maße vorhanden, denn die Eiſenbahnprojekte ſchließen Yentſchou-fu in ihren Bereich ein, und die Stadt dürfte eine der wichtigſten Stationen aller Schantunglinien werden. Auf meinem Ritt von Tſiu-hſien nach Yentſchou-fu war ich überraſcht von der großen Fruchtbarkeit des Landes, der vorzüglichen Bebauung der Felder und dem verhältnismäßigen Wohlſtande der Dorfbewohner. Die Chineſen ſagen, das Land um Yentſchou-fu trüge den beſten Weizen von ganz China, und in der That wird ein Teil des dem Kaiſer ſchuldigen Tributs alljährlich in Yentſchou-fu-Weizen geliefert. Auch Mohn, der weiter ſüdlich weite Länderſtrecken bedeckt, wird hier ſchon viel gebaut, leider nicht nur zum Nachteil der Bienenzucht, die in Schantung eine große Rolle ſpielt,

sondern vor allem auch zum Nachteil der Menschen, denn Opium ist ihre größte Leidenschaft. Durch die Dörfer reitend, verspürte ich häufig genug selbst in den Straßen den unangenehmen Geruch dieses unheimlichen Betäubungsmittels.

Hätte ich meine Reise im vergangenen Jahre um dieselbe Zeit unternommen, sie wäre wahrscheinlich nicht so glatt und angenehm verlaufen wie diesmal. Auf dem Wege begegneten wir zahlreichen Maultierwagen und Schubkarren, die auf groteske Weise mit bunten Flaggen und Papierblumen geschmückt waren und deren Insassen, anscheinend den besten Gesellschaftsklassen der Zopfträger angehörend, sich toller Heiterkeit hingaben, ohne uns indessen irgendwie zu belästigen. Nicht ein einziges Mal hörte ich das sonst so häufige Schimpfwort „fremder Teufel", nicht ein einziger, haßerfüllter Blick wurde uns zugeworfen. Pater Freinademetz erzählte mir, gerade diese Menschen wären die den Europäern und Christen gefährlichsten von ganz Süd-Schantung. Sie waren Litteraten, die eben von den alljährlich in Yentschou-fu stattfindenden Wettprüfungen nach ihren Heimatsorten zurückkehrten. Ihre Fröhlichkeit und die Ausschmückung der Fuhrwerke besagten, daß sie die Prüfung glücklich bestanden hatten; andere, minder glückliche, zogen traurig und gesenkten Hauptes an uns vorüber.

Im vergangenen Jahre sahen die Priester der deutschen Mission diesen Prüfungen in dem fanatischen Yentschou-fu mit Bangen entgegen. Bischof Anzer war es nur mit schwerer Mühe gelungen, den heftigen Widerstand der Mandarine gegen die Gründung einer Mission dort zu brechen; die Bevölkerung hatte sich im höchsten Grade feindlich gezeigt, die junge Mission war wiederholt bedroht worden, und als die Frühjahrsprüfungen wieder viele Tausende von Litteraten mit ihren Familien und Bekannten nach Yentschou-fu führten, thaten die Mandarine nichts, die Mission gegen diese Fanatiker zu schützen. In der That drangen christenfeindliche Banden in die Mission ein, zerschlugen und verwüsteten alles, was ihnen in die Hände fiel, nahmen dabei aber alles mit sich fort, was sie selbst brauchen konnten. Statt die Missethäter zu bestrafen, legten die Mandarine dem Bischof Anzer nahe, die Mission in Yentschou-fu zu schließen, denn diese Angriffe würden sich gewiß wiederholen. Die Mandarine kannten aber den Bischof noch nicht. Er sagte ihnen: „Ich bleibe, denn Euer Kaiser hat mir dazu das Recht gegeben. Könnt ihr meine Priester nicht schützen, dann tragt Ihr die Verantwortung". Sie zuckten die Achseln und ließen es geschehen, daß die Missionen in anderen Orten angegriffen, die Priester beschimpft und in den Kot gezerrt wurden, und diese Unthätigkeit der Mandarine, die Sicherheit, ziemlich straflos auszugehen, führte die, wie gesagt, gerade in Süd-Schantung besonders fanatische und stolze Bevölkerung zu immer größeren Gewaltthätigkeiten, die endlich in der Ermordung der beiden Missionare Nieß und Henle in Kiu-ye ihren Höhepunkt erreichten.

Darauf erfolgte die kraftvolle Intervention des Deutschen Reiches, die Besetzung von Kiautschou. Seither ist alles in schönster Ordnung; die Mandarine sind die liebenswürdigsten, willfährigsten Menschen, die zwischen dem Stillen Ozean und dem Ural wohnen; sie ducken sich vor den Missionaren und thun alles, was sie ihnen nur an den Augen absehen können.

Digitized by Google

Pater Freinademetz war während der in den letzten Tagen stattgehabten Prüfungen selbst in Yentschou-fu; kein Haar wurde ihm gekrümmt, kein Steinchen fiel auf die Missionsmauer, und die Mandarine hüteten sie wie ihre Augäpfel. Sobald die Mandarine mit gutem Beispiele vorangehen, folgt auch die ganze Bevölkerung. Die Chinesen sind wie Schafe, die ihrem Leithammel folgen. Als sie sahen, daß die Mandarine den bis dahin so verhaßten Europäern die größten Ehren erwiesen, änderten auch sie im Handumdrehen ihr Benehmen. So konnten wir denn trotz der 20 000 Fremden, die eben innerhalb der Stadtmauer weilten, so sicher und ruhig unseren Einzug halten, als wären wir selbst chinesische Provinzgouverneure. Am Eingange zur Mission waren 12 Soldaten mit Gewehren zur Parade aufgestellt, auf dem Thore und an der Mauer zu beiden Seiten prangten große Schutzproklamationen aller Mandarine vom Taotai und Militärkommandanten herab bis zum Mandarin des Stadtviertels, und ich schlief in dem einfachen Missionsgebäude unter dem auf dem Dache prangenden Kreuze so sicher wie etwa in Weimar.

Karte des kommandier. Generals von Schantung.

Yentschou-fu ist eine imposante, schöne Stadt mit breiten, reinlichen Straßen, großen Kaufläden, stattlichen Yamen und Privatresidenzen; zahlreiche Ehrenbogen aus weißem Marmor oder Granit erheben sich über der Hauptstraße, die Stadtmauern sind in vorzüglichem Zustande und mit reizenden Ecktürmchen geziert, und als Wahrzeichen von Yentschou-fu erhebt sich über das Weichbild der Stadt eine etwa zehnstöckige, freistehende Pagode aus Ziegeln, mit einem Metallknauf gekrönt. Yentschou-fu dürfte kaum mehr als 80 000 Einwohner besitzen; aber dank der vielen Gelehrten und Litteraten, die sich unter diesen befinden, dank auch der Wohlhabenheit eines beträchtlichen Prozentsatzes der Bürger wird Yentschou-fu zu den fünf bedeutendsten Städten der Provinz gezählt. Und das will viel sagen, denn Schantung übertrifft Süddeutschland einschließlich der Reichslande an Größe, das Königreich Italien an Einwohnerzahl. Auffällig war mir in den Geschäftsstraßen das Fehlen aller europäischen Waren, obschon doch Tsining, der Haupthafen des Kaiserkanals für die Provinz Schantung, weniger als 30 Kilometer von Yentschou-fu entfernt ist. Was an abendländischen Produkten in den Bazars vorhanden ist, stammt aus Amerika und wird merkwürdigerweise nicht über Schanghai auf dem wohlfeilen Wasserwege über Tschingkiang durch den Kaiserkanal nach Yentschou-fu eingeführt, sondern großenteils von Schanghai nach Tschifu und von dort 700 Kilometer weit auf dem Landwege über Tsinan-fu nach Yentschou-fu gebracht. Hier in Yentschou-fu wird von seiten der Deutschen der Hebel mit Aussicht auf viel Erfolg kräftig angesetzt werden müssen.

Ich bedauerte lebhaft, einen Tag nach dem Schluß der großen Prüfungen hierher gekommen zu sein, denn diese Prüfungszeit gewährt die beste Gelegenheit, einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben der Bevölkerung zu thun. Herbergen und Privathäuser waren überfüllt, und Tag und Nacht währten die Festlichkeiten, begleitet von Umzügen, Feuerwerk, Theater u. dergl. An einzelnen Häusern standen noch dreieckige rote Fahnen aufgepflanzt, und die Thore waren mit rotem Zeug bedeckt, zum Zeichen, daß der dort wohnende Prüfungskandidat vom Glück begünstigt war.

Die Prüfungen fanden in der großen Halle statt, welche sich vor dem westlichen Stadtthore auf dem Exerzierplatz der Truppen erhebt, und dort wurden auch die seltsamen, militärischen Examen abgehalten. Zu denselben war ein kaiserlicher Examinator von Peking, Mitglied der kaiserlichen Hanlinakademie, des litterarischen Olymps von China, nach Yentschou-fu gekommen.

Pater Freinademetz erklärte mir auf dem Prüfungsplatze die Art der Offiziersprüfungen. Dieselbe weicht nur wenig von jener ab, wie ich sie in meinem Buche „China und Japan" geschildert habe.

Eine Seite des Exerzierplatzes wird von einem etwa 500 Meter langen, einen halben Meter breiten und ebenso tiefen Graben eingefaßt, der an der Prüfungshalle vorbeiführt. Auf der einige Meter über dem Platz erhöhten Terrasse dieser Halle befanden sich der kaiserliche Examinator mit seinem Stabe, sowie alle Mandarine des Kreises und der Stadt in ihren malerischen Prunkgewändern. Auf dem Platze vor ihnen standen mit Blumenguirlanden geschmückte Pferde mit breiten Sätteln, aber ohne Zügel. Jeder Kandidat mußte, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, ein Pferd besteigen und dasselbe im Galopp durch den Graben an dem Examinator vorbeiführen.

Der ganzen Strecke entlang waren in kleinen Abständen Ziele aufgestellt, und während des Rittes schoß jeder Kandidat Pfeile auf diese Ziele ab. Hatte die Mehrzahl der Pfeile ihr Ziel getroffen, so war die Prüfung glücklich bestanden, der Kandidat besaß die Eignung zum Offizier. Während unseres Besuches wurde gerade chinesischen Rekruten der deutsche Parademarsch eingedrillt, aber die dümmsten polnischen Bauernjungen benehmen sich am ersten Tage ihrer Dienstzeit nicht unbeholfener, als es diese Zopfträger thaten. Im gewöhnlichen Leben sind sie leicht wie Federn und laufen zuweilen 100 Kilometer weit an einem Tage, aber nach ihrer Art. Werden sie zu einem andern Schritt, oder gar zum gemeinsamen Einhalten des militärischen Marschschrittes veranlaßt, so benehmen sie sich wie Kühe, die man lehren wollte, auf den Hinterfüßen zu gehen; sie konnten mit bestem Willen nicht auf einem Fuß stehen und den andern zum Paradeschritt hochhalten. Die meisten fuchtelten Gleichgewicht suchend mit beiden Armen herum, manche fielen sogar zu Boden. Es war zum Totlachen.

Schon eine halbe Stunde nach meinem Eintreffen in Yentschou-fu hatten alle Mandarine durch Beamte ihre Karten in der Mission für mich abgeben lassen, und ich mußte ihnen, wohl oder übel, Besuche abstatten. Ich ließ mich zunächst bei dem Taotai des ganzen Kreises anmelden. Als ihm meine Karte überbracht wurde, waren eben alle Mandarine bei ihm zu einem Festmahle versammelt, das er zu Ehren des kaiser-

Digitized by Google

lichen Examinators, Excellenz, zu geben gezwungen war. Natürlich konnte er mich nicht empfangen, aber meine Karte wanderte bei den Tiſchgenoſſen herum, und als der Examinator ſie erblickte, ſoll er, wie ich ſpäter erfuhr, ſehr erfreut geweſen ſein und geäußert haben, ich ſei ein warmer Freund Chinas. Er kannte mich perſönlich von Peking her. Das genügte natürlich, mir bei den hohen Herren von Yentſchou-fu Thür und Thor zu öffnen. Kaum war die Mahlzeit vorüber, ſo kam einer nach dem andern in großem Staat zu der von einer neugierigen Menſchenmenge umdrängten Miſſion, um mich zu beſuchen. Als letzter kam der kommandierende General Tieng-min-leh von Yentſchou, der gleichzeitig kommandierender General der ganzen Provinz iſt. Ihm voraus trabte ſeine berittene Leibgarde, mit kurzen Schwertern bewaffnet, dann kamen

Tieng-min-leh, kommandierender General von Schantung.

die Träger der Zeremonienſchirme und fantaſtiſch geformten, auf langen Stangen ſitzenden Zeremonienwaffen, endlich der Karren des Generals, umgeben von 12 Schwertträgern. Militärmandarine bedienen ſich bei Ausgängen oder Beſuchen gewöhnlich eines zweiräderigen Maultierkarrens, Zivilmandarine der Sänfte. Der alte Herr war von einer Liebenswürdigkeit, wie ich ſie noch bei keinem Mandarin angetroffen hatte. Er blieb eine halbe Stunde bei mir ſitzen, ſprach unter anderm von Napoleon III. und Moltke, deſſen Schriften, ins Chineſiſche überſetzt, ſich in ſeiner Bibliothek befänden ꝛc. Er erwähnte auch, er hätte in den chineſiſchen Zeitungen Schanghais und Pekings von meiner Reiſe geleſen, ſowie von meiner publiziſtiſchen Thätigkeit zu Gunſten Chinas während des japaniſchen Krieges, und ich könne in China überall des freundlichſten Empfanges ſicher ſein. Er ſei ein großer Freund der Deutſchen, hätte von dieſen viel

gelernt und ließe auch seine Truppen nach deutschem Muster drillen, was ich allerdings nach meinen Wahrnehmungen auf dem Exerzierplatz bestätigen kann. Während der ganzen Visite zeigte er sich auch sehr zuvorkommend den anwesenden deutschen Missionaren gegenüber, und beim Abschiede versicherte er mir, solange er Kommandant der Truppen bliebe, würde alles geschehen, um Leben und Eigentum der Missionare zu schützen. Eine halbe Stunde darauf mußte ich der Excellenz nach chinesischer Etikette meinen Gegenbesuch machen, für den der General mir seinen eigenen Wagen zur Verfügung stellte. Sein Yamen, der größte und schönste von Yentschou-fu, nimmt einen großen Komplex im Norden der Stadt ein und ist eigentlich eine mit Mauern umgebene Citadelle, in der sich auch ein Militärlager von einigen hundert Mann Truppen befindet. Eines solchen Empfangs wie der, mit dem der General mich ehrte, bin ich noch nicht teilhaftig geworden und werde es auch nicht wieder, solange ich lebe. In dem ersten Hofe war eine Militärkapelle aufgestellt, die mir zu Ehren chinesische Musikstücke spielte; als ich den zweiten Hof erreichte, donnerten die Kanonen auf den Wällen ihren Gruß, und im dritten Hofe empfing mich der General selbst, umgeben von den Adjutanten und den Höchsten seines Offizierkorps in großer Uniform. An diesem Tage, dem 29. April, hatte die ganze offizielle Welt des chinesischen Reiches den pelzverbrämten Winterhut mit dem leichten weißen Sommerhut vertauscht. Dieser Wechsel wird alljährlich durch ein in der Pekinger Staatszeitung erscheinendes kaiserliches Dekret besonders anbefohlen.

In der mit kunstvollen chinesischen Gemälden, Inschriften und Bronzen geschmückten Empfangshalle war ein Tisch gedeckt, auf dem ich zu meinem Erstaunen neben allerhand chinesischen Leckereien auch europäisches Backwerk, Cigaretten, Münchener Bier und französischen Champagner fand. Neben den feinen Porzellantellern lagen silberne Löffel, Messer und Gabeln, die ersten, die ich bei einem Mandarin überhaupt gesehen habe. Der General lächelte geschmeichelt, als ich meiner Ueberraschung über diesen europäischen Geschmack Sr. Excellenz Ausdruck gab. Eine Stunde verrann im animiertesten Gespräch, bei dem immer mehr die abendländischen Neigungen des Generals zum Durchbruch kamen, und wir schieden als die besten Freunde.

Nach der Mission zurückgekehrt, fand ich nicht nur Geschenke von Leckereien, kandirten Früchten, Thee in Paketen und chinesischem Büchsenobst vor, welche die Mandarine mir verehrt hatten, sondern der Stadtpräfekt hatte auch eine reichliche Mahlzeit, bestehend aus den gewöhnlichen chinesischen Delikatessen, gesandt.

Was doch die deutschen Bajonette in Kiautschou nicht alles zu Wege gebracht haben! Ich wußte gar nicht, auf welche Weise ich all diese Liebenswürdigkeiten erwidern sollte. Ich hatte nur noch ein paar silberne Bleistifte, Spiegelchen in Goldrahmen und Cigarettenspitzen übrig, aber die Missionare meinten, gerade diese Sachen würden von den hohen Herren in Yentschou-fu am meisten geschätzt. In der That ließen sie mir durch Yamenbeamte noch eigens ihren besonderen Dank dafür ausdrücken.

Hoffentlich ist diese Entente cordiale zwischen den Europäern und Chinesen eine bleibende, auch dann, wenn in der Ebene zwischen den Sorghumpflanzungen und den

Digitized by Google

Pagode von Tsïu-hsïen.

Der Hauptaltar des Mencius-tempels in Tsou-hsien.

Feldern von ſüßen Kartoffeln, die nebenbei bemerkt, von Amerika aus in China eingeführt worden ſind, ſich ein neuer ſchöner Bahnhof erheben und die deutſche Lokomotive ihren Einzug in der uralten Großſtadt des ſagenhaften Königreiches Lu halten wird. Nur noch einige Jahre, und Yentſchou-fu iſt mit dem deutſchen Hafen von Tſingtau durch einen Schienenſtrang verbunden; an Stelle der amerikaniſchen Waren in den Bazars werden dann wohl deutſche treten, und langſam, aber ſicher wird ſich die induſtrielle Eroberung dieſes geſegneten Landes von ſeiten unſerer Landsleute vollziehen.

Schantungpflug mit Preigespann.

Tſining.

Von all den vielen Großſtädten der Provinz Schantung beſitzt mit der einzigen Ausnahme von Tſinan fu, der Provinzhauptſtadt, keine ſo viel Handel, Induſtrie und Verkehr wie Tſinnin oder Tſining-dſchou am Kaiſerkanal, etwa anderthalb Tagereiſen ſüdlich von dem Zuſammenfluſſe des letzteren mit dem Hoangho gelegen. Eine Reiſe durch Schantung wäre unvollſtändig, wollte man Tſining nicht beſuchen. Es iſt eine der größten und wichtigſten Städte zwiſchen dem Jangtſekiang und Peking, der Hauptſitz der deutſchen katholiſchen Miſſion von Süd Schantung und ein Endpunkt des projektierten deutſchen Eiſenbahnnetzes. All das veranlaßte mich, nachdem ich das berühmte heilige Land von China geſehen, mich von Yentſchou-fu nicht direkt nordwärts nach Peking zu wenden, ſondern in weſtlicher Richtung durch die große, ungemein fruchtbare Hoanghoebene nach Tſining zu fahren. Der liebenswürdige Pater Freinademetz hatte von Tſining die beiden biſchöflichen Wagen mitgebracht, und ſtatt wie bisher hoch zu Roß durch die blühenden Gefilde Schantungs zu ziehen, benützte ich dieſe mir in ſo zuvorkommender Weiſe angebotene Fahrgelegenheit. Man darf ſich aber unter den letzteren nicht etwa Equipagen vorſtellen wie jene, deren ſich die Kirchenfürſten in Europa bedienen, ſondern auch nur zweirädrige Schantungkarren. Kaum hatten wir das erſte Dorf hinter Yentſchou-fu erreicht, als ich beim Wenden um eine Ecke hinter mir dumpfes Gepolter, dazu Schreien und Stöhnen vernahm, und als ich mühſam aus meinem Kaſten lugte, um nach der Urſache zu forſchen, ſah ich den Wagen, in welchem Pater Freinademetz und ein zweiter Miſſionar, P. Pfiſtermann, Platz genommen hatten, mit den Rädern nach oben in fußtiefem Staube liegen. Die Pferde waren ebenfalls geſtürzt, der Kutſcher lag unter den Pferden, der Provikar aber war eben im Begriffe, auf allen Vieren den umgeſtürzten Wagen zu verlaſſen. Der Wagen war an der Straßenecke an einen großen Stein geprallt, die Pferde konnten nicht raſch genug angehalten werden, und der Salto mortale war geſchehen. Zum großen Glück blieb

der arme Provikar vor einer ſchwereren Verletzung bewahrt, auch der Kutſcher war gut davongekommen, ſo daß wir, nachdem der Wagen mit vereinten Kräften wieder auf die Räder gebracht worden war, unſere Fahrt nach Tſining fortſetzen konnten.

Erſt nach eingebrochener Dunkelheit erreichten wir das noch offene Thor der mit einer hohen Ringmauer umgebenen Stadt und waren bald in der deutſchen Miſſion, wo mir die Prieſter einen ungemein gaſtlichen Empfang bereiteten. Der Beſuch eines Europäers, noch dazu deutſchen Stammes, iſt ja hier, mitten im chineſiſchen Inlande, ein ſehr ſeltenes Ereignis, und eine Reihe von Jahren war vergangen, ſeit der letzte unter ihnen geweilt hat. Während meines dreitägigen Aufenthaltes in Tſining mußte ich freilich manche Stunde opfern, um ihnen von der Heimat zu erzählen, erhielt aber anderſeits von ihnen die wertvollſten Aufſchlüſſe über Land und Leute.

Die Miſſionare gaben mir auch abwechſelnd das Geleite bei meinen Wanderungen durch die Stadt und Umgebung. Der Kaiſerkanal weicht hier von ſeiner nordſüdlichen Hauptrichtung ab und bildet ein mehrere Kilometer langes weſtöſtliches Knie, an welchem Tſining gelegen iſt. Die eigentliche Stadt, ebenfalls von einer Ringmauer, höher und mächtiger als jene der Provinzhauptſtadt, umſchloſſen, breitet ſich auf der Nordſeite aus und enthält eine Menge hochintereſſanter Mandarinsyamen, Tempel, Klöſter, Ehrenbogen. Dabei iſt auch das Leben und Treiben hier im Gegenſatz zu den anderen Städten Schantungs, ja ich möchte ſagen, des ganzen China, ungemein lebhaft. In anderen Städten zieht ſich der Handel und Verkehr hauptſächlich in den Vorſtädten zuſammen, während die eigentliche ummauerte Innenſtadt nur der Sitz der offiziellen Behörden, Litteraten und wohlhabenderen Klaſſen iſt. In Tſining iſt dieſer Unterſchied nicht ſo auffällig; der Verkehr, den ich beiſpielsweiſe in der nach dem monumentalen Südthor führenden Straße und auf dem Platze vor dem Südthor ſelbſt fand, erinnerte mich in ſeiner Lebhaftigkeit an Peking. An den Wänden des finſteren Thorbogens fand ich nicht weniger als 7 Paar Mandarinsſtiefel aufgehängt, ein Beweis, daß Tſining in der letzten Zeit von guten Mandarinen verwaltet worden iſt.

Jenſeits des Südthors breitet ſich ein weiter freier Platz aus, der von dem berühmten Kaiſerkanal durchſchnitten wird, aber obſchon ich, geſpannt auf dieſe große Waſſerverbindung zwiſchen Süd- und Nord-China, danach forſchte, konnte ich weder den Kanal noch irgend welche Fahrzeuge ſehen. Erſt nachdem ich mich in dem Menſchengewühl zwiſchen den zahlreichen Zelten, Flugdächern, Verkaufsbuden, am bulanten Reſtaurants etwas zurechtgefunden hatte, erblickte ich eine Steinbrücke, und jenſeits derſelben breitete ſich das Häuſermeer der Südvorſtadt aus, mit womöglich noch geſchäftigerem Leben, mit Lärmen, Schreien, Johlen, Tamtamſchlagen, Getöſe der verſchiedenſten Art. Eilig lenkte ich meine Schritte zwiſchen den Karren, Reitern, Schubkarren, Laſtträgern, Fußgängern der Brücke zu, und erſt unmittelbar vor ihr gewahrte ich einen etwa 10 Meter tiefen Einſchnitt mit faſt ſenkrechten Erdwänden und ein paar Schmutzpfützen auf der Sohle, in denen ſich nackte Kinder mit Schweinen und Hunden um die Wette tummelten, und an einer tieferen Stelle wurden eben Pferde

Digitized by Google

zur Schwemme geführt. Meine Begleiter nahmen die Verwunderung wahr, die ſich auf meinem Geſichte abſpiegeln mochte, und lächelnd beſtätigten ſie mir, dies wäre der berühmte Kaiſerkanal, dem Tſining ſeinen Beſtand, ſeine Blüte verdanke. Auf Kilometer konnte ich dem tiefen Einſchnitt entlang blicken, an deſſen Ufern ſich mit Chineſen häuschen beſetzte Straßen hinziehen; am Norduſer liegen ein paar große Tempel, Sommerhäuſer für Mandarine, und Kioske, umgeben von hübſchen Gärtchen, hinter denen die gewaltige Steinmauer der inneren Stadt dräuend emporragt. Der ganze Verkehr bewegte ſich auf dem Lande zu beiden Seiten des Kanals, und dieſer ſelbſt

Chriſtliche Chineſen (Schneider).

ſchien mir in ſeiner Trockenheit und Oede eher ein Verkehrshindernis zu ſein als eine Verkehrsſtraße, noch dazu die größte zwiſchen Nord und Süd dieſes gewaltigen Reiches.

Ich hatte in früheren Jahren ſelbſt verſchiedene Strecken des Kaiſerkanals befahren und dort den denkbar regſten Verkehr getroffen; in Tſchinkiang, an der Stelle, wo der Kanal den mächtigen Jangtſekiang kreuzt, hatte ich viele Tauſende von großen, ſchwerbeladenen Booten geſehen, die dicht aneinander gedrängt, ineinander verfahren waren; in Tientſin lagen gelegentlich meines erſten Beſuches die fremdartigen, buntbemalten und bewimpelten Fahrzeuge ſo dicht aneinander, daß ich kaum die Waſſerfläche erblickte, und von Boot zu Boot ſpringend, trockenen Fußes das jenſeitige Ufer hätte erreichen können; hier in Tſining aber lag dieſer gleiche Kanal als eine ſchmale, faſt waſſerloſe Erdrinne vor mir. Wie die Miſſionare erzählten, war der Kanal noch auf etwa 40 Kilometer weiter ſüdlich, und nahezu 250 Kilometer nördlich, bis zur Stadt

Te-dschou, an der Grenze von Petschili, größtenteils ohne Wasser und demgemäß auch nicht fahrbar. Erst mit den Regengüssen des Sommers steigt das Wasser in ihm hinreichend hoch, um den Bootsverkehr zu gestatten. Im Frühjahr ist der Kanal sozusagen nicht vorhanden, der ganze Warenverkehr geht über Land auf anderen Routen, im Sommer und Herbst aber kommen täglich Hunderte und Aberhunderte von Booten mit Frachten der verschiedensten Art, hauptsächlich Reis und Getreide, durch Tsining, und dann ist diese Handelsstadt die belebteste auf dem ganzen Wege zwischen dem Jangtsekiangthale und Tientsin. Dann giebt es für die Bazars, die langen Reihen von Herbergen, für Garküchen, Lebensmittelhändler, Theehäuser, Vergnügungslokale, Schaubuden, die sich den Kanal entlang ziehen, Arbeit, Zuspruch und reiche Einnahmen. Ein so großes und wichtiges Emporium wie Tsining kann durch die allerdings mehrmonatliche Unterbrechung des Kanalverkehrs in jedem Jahre in der Entwicklung nicht aufgehalten werden; das konnte ich sehen, als ich die Geschäftsstraßen der Südvorstadt durchwanderte. Dort wird in jedem Hause gearbeitet; jedes Haus hat irgend einen Kaufladen, in dessen Hintergrunde die fleißigen Chinesen, nur mit einem Lendengurt bekleidet, klopfen, hämmern, hobeln und nähen, daß es eine Freude ist, ohne Unterlaß, von Sonnenaufgang bis tief in die Nacht hinein. Auch hier sind die einzelnen Industrien der Hauptsache nach in bestimmten Geschäftsstraßen ansässig: die Schuster, Schneider, Seidenspinner, Seidenweber, Reisweinbrenner, Tabakhändler, die Messingschmiede, Eisenarbeiter, Bambusflechter haben ihre eigenen Bezirke; es giebt nur wenige Großbetriebe, jede Familie arbeitet für sich, höchstens mit ein paar Gesellen, und für den Reisenden ist der Anblick, den diese merkwürdigen bunten Geschäftsstraßen mit ihren vielen Firmenschildern, ihren massenhaft vor den Häusern aufgestapelten Waren, die Werkstätten im Hintergrunde, darbieten, ungemein interessant. Am großartigsten präsentieren sich trotz ihrer Enge die Straßen, in welchen die Bambus- und Strohflechter ihren Sitz haben; Hunderte von Läden sind hier auf beiden Seiten aneinandergereiht, mit den leichten, luftigen, ungemein geschickt und kunstvoll gearbeiteten Produkten, Stühlen, Matten, Körben, Spielzeugen, Gurten, Hüten, Gerätschaften aller Art, rings um die Eingänge aufgetürmt, so daß wir Mühe hatten, mit unseren Rossen durchzukommen. Ja, Tsining ist eine große Stadt; sie war es schon, als im Jahre 1598, also gerade vor 300 Jahren, der berühmte katholische Missionar Ricci auf seinem Wege nach Peking hier durchkam, und seither hat sie sich trotz der Unbeständigkeit des Kaiserkanals immer mehr vergrößert. Die fleißigen, mäßigen Mohammedaner, die hier wohnen, haben dazu erheblich beigetragen. Tsining ist einer der Hauptsitze der mohammedanischen Religion in China, und dabei sind die Chinesen, die sich dazu bekennen, hier bei weitem nicht so unduldsam und fanatisch, wie ich sie in anderen Städten Schantungs gefunden habe. Sie besitzen hier 7 große Moscheen, von denen die in der Südvorstadt gelegene die bedeutendste ist. Einer meiner ersten Ausflüge war ihr gewidmet. In ihrer äußeren Anlage unterscheidet sie sich von den vielen Buddhatempeln Tsinings nur durch den Halbmond, der auf ihrem Dache prangt; auch hier mußten wir zunächst einen Hof durchschreiten, ehe wir zu ihr gelangten, und passierten dabei einen Brunnen, an welchem

die Mohammedaner die vorgeſchriebenen Waſchungen vornehmen. An den Seiten des Hofes erheben ſich zahlreiche Steindenkmäler mit teils chineſiſchen, teils arabiſchen Inſchriften. Das Kommen von uns Europäern, begleitet von einem Yamenbeamten und mehreren Stadtſoldaten, hatte natürlich wie überall ſo auch hier die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht, und der Menſchenſtrom, der uns auf Schritt und Tritt folgte, lockte auch die Ulemmas der Moſchee aus ihrer Nachmittagsſieſta. Als ihr Oberſter, ein alter Chineſe, der ſich durch nichts von den anderen Chineſen unterſchied, ſich mir näherte, fürchtete ich ſchon, er würde mir das Betreten der Moſchee verbieten, wie ich es überall im mohammedaniſchen Orient, ausgenommen in den von europäiſchen Mächten beſetzten Ländern, erfahren hatte. Allein ganz im Gegenteil. Er und ſeine Brüder luden mich ſehr unterwürfig ein, näherzutreten, ja wir brauchten nicht einmal die Stiefel von den Füßen zu ziehen, nur wurden wir gebeten, nicht die neuen Gebetmatten zu betreten, die im Innern der Moſchee an einzelnen Stellen ausgebreitet waren. Als ich den Ulemma, um ihn auf ſeine arabiſchen Kenntniſſe zu prüfen, in dieſer Sprache anredete, ſtrahlte er ganz vor Vergnügen, und ich hatte auf meinen mehrjährigen Reiſen in mohammedaniſchen Ländern keinen aufgeknöpfteren, mitteilſameren Moslem getroffen.

Das Hauptgebäude, die eigentliche Moſchee, unterſcheidet ſich von den Buddhatempeln nur durch die Form der Thore, die nicht viereckig ſind, ſondern die ſchön geſchwungenen perſiſchen Bogen zeigen; das Dach des großen inneren Raumes, der wohl 2000 bis 3000 Menſchen faſſen kann, wird von 52 runden Holzſäulen von etwa 20 Meter Höhe getragen, und als ich dieſen Wald von Säulen in dem Dämmerlichte zuerſt erblickte, erinnerte mich die ganze Anlage lebhaft an die berühmte Moſchee von Cordova. Welche Ausbreitung hat doch der Mohammedanismus gefunden! Von den Geſtaden des Atlantiſchen Ozeans quer durch den afrikaniſchen und aſiatiſchen Kontinent bis an die Küſten des Gelben Meeres iſt er gedrungen, und nur die chriſtliche Religion kann ſich darin mit der mohammedaniſchen meſſen. Dieſelben Formen der Andacht, dieſelben ſarazeniſchen Urformen der Tempel überall, und dazu, was nur bei der katholiſchen Religion der Fall iſt, dieſelbe Sprache. Die Kaſſetten der Holzdecke haben arabiſche Inſchriften; Koranſprüche in arabiſchen Schriftzügen ziehen ſich den Wänden entlang, und die Säulen zeigen arabiſche Ornamentik. Leider iſt dieſe letztere größtenteils verſchmiert, verwiſcht oder abgebröckelt, immerhin konnte ich an verſchiedenen Säulen die ſchönen Linien dieſer Arabesken und die reiche Vergoldung bewundern. Wie in allen Moſcheen, ſo iſt auch hier eine Kanzel und die Gebetniſche vorhanden; dieſe iſt aber, der geographiſchen Lage von Mekka entſprechend, nicht an der öſtlichen, ſondern an der weſtlichen Moſcheewand, und die chineſiſchen Moslemin wenden ſich bei ihren Gebeten nicht gegen Sonnenaufgang, ſondern gegen Sonnenuntergang.

Trotz der Verwahrloſung, die ſich in der Moſchee überall zeigt, machte ſie doch durch ihre Größe und Höhe einen impoſanten Eindruck. Betende befanden ſich zur Zeit meines Beſuches nur wenige in ihr, und dieſe trugen einen weißen in eine Spitze auslaufenden Turban, der nach dem Gebete wieder abgelegt wird. Im gewöhnlichen Straßenverkehr iſt nirgends ein derartiger Turban zu ſehen. Nach den Mitteilungen

Digitized by Google

der Ulemmas befinden sich in Tsining an 2000 mohammedanische Familien mit ungefähr 10000 bis 12000 Seelen, also nicht 25000, wie es verschiedentlich angegeben wurde. Von religiösem Fanatismus, der besonders in den nordwestlichen Provinzen Chinas häufig zum Durchbruch kommt, ist hier nichts wahrzunehmen, und es fiel mir auf, mit welcher Herzlichkeit die mohammedanischen Schriftgelehrten meine beiden Begleiter, katholische Missionare, behandelten, obschon sie deren Stellung kannten. Die Lehren Mohammeds wurden in Tsining zuerst vor 200 Jahren durch einen Propheten bekannt, dessen Namen mir die Ulemmas als Tsching-Tschang nannten; seine Predigten und Lehren haben sich von Vater auf Sohn bis heute vererbt, und es war mir erstaunlich, daß sich hier bei so geringen Beziehungen mit Arabien die arabische Sprache und Schrift so gut erhalten konnte. Nur wenige Mohammedaner unternehmen von hier die Pilgerreise nach Mekka, was ihnen gewiß nicht zu verdenken ist; wenn aber diese Hadschis zurückkehren, so tragen sie dafür nicht das grüne Turbantuch wie die Hadschis im Morgenlande, sondern ganz grüne Kleidung. Der Turban ist bei allen Moslemin von Schantung weiß.

Interessanter noch als der Besuch bei den Mohammedanern war mir jener in dem buddhistischen Hauptkloster von Tsining. Der Weg führte uns an den Kanal zurück, wo mir, nahe der Hauptbrücke, ein großer Geschäftsladen auffiel, in welchem nur chinesische Gewürztunken, ähnlich den englischen Catchup und Worcester Sauce, feilgeboten wurden. Als der zufällig anwesende Eigentümer mein Erstaunen über diese Mengen von Flaschen wahrnahm, die hier bergehoch aufgestapelt waren, trat er unter tiefen Kautaus auf mich zu und bat mich, unter seiner Führung die Fabrik zu besichtigen, die sich nebenan dem Kanal entlang befindet. Eine Fabrik im Innern von China! Freilich keine mit mehrstöckigen Gebäuden, Maschinen und Rauchschloten, wie sie unsere Städte zieren, sondern ein Massenbetrieb nach chinesischem Muster. In den verschiedenen Höfen, welche wohl 2 Morgen Landes einnehmen dürften, befanden sich die verschiedenen Häuschen für die primitiven Destillierapparate, und zwischen diesen standen in langen Reihen große irdene Töpfe von vielleicht je 1 Kubikmeter Inhalt, mit den verschiedenen Pickles und Gewürztunken gefüllt, unter freiem Himmel. Derlei Gefäße giebt es in der Fabrik über 30000. Jedes mochte zwischen 1000 und 1500 Flaschen enthalten, was eine Gesamtmenge von 30 bis 40 Millionen Flaschen Sauce ausmacht! Und dabei werden die Gefäße in jedem Jahre mehrmals gefüllt. Diese Fabrik ist indessen nicht die einzige in Tsining; es giebt noch Fabriken eigener Art für Vermicelli, Reiswein, Webereien u. dergl., alle nach chinesischem Muster, alle mit großem Ertrag, denn in Tsining ermöglicht den Vertrieb dieser Produkte nicht nur der Kanal nach Nord und Süd, es laufen hier auch verschiedene Wege von Honan, Schansi, Schantung und Kiangsu zusammen, so daß die deutsche Schantung-Eisenbahn entschieden nach Tsining verlängert werden sollte.

Ein ganz anderes Bild, ein Bild des Friedens und Erbauens gewährte mir der Besuch des erwähnten Bonzenklosters im Innern der Stadt. Schon aus der Ferne ist es durch eine hohe Pagode kenntlich, die erst nach dem Taipingkriege zu Ehren des

großen chineſiſchen Feldherrn Suin ganz aus Eiſen aufgebaut wurde, ähnlich jener, die ich in Taingan-fu geſehen habe. Neben dieſer Pagode erhebt ſich in dem erſten Hofe des Kloſters ein eigenartiger Glockenturm mit mehreren ſchön geſchwungenen Dächern übereinander und einer uralten Glocke, deren herrlicher Klang täglich zu hören iſt. Die Bewohner Tſinings hängen abergläubiſch an dieſem Wahrzeichen der Stadt, denn einer alten Sage zufolge iſt Tſining dem Untergange geweiht, wenn die Glocke ſpringen ſollte. Im zweiten Hofe erhebt ſich der dem Andenken Suins geweihte Tempel, Suin-wang miau genannt, ein einfacher Bau, deſſen Inneres aber eine Menge chineſiſcher Kunſtſchätze zeigt, Bronzen, Malereien, Holzfiguren ꝛc. Hinter dem Tempel befinden ſich in verſchiedenen mit Bäumen und Blumenbeeten geſchmückten Höfen die Kloſtergebäude. Das größte darunter iſt das Refektorium, mit einer Anzahl Tiſchen, wo eben die Eßſchalen, Eßſtäbchen und roten Papierſervietten für die Bonzen bereit lagen. Vor dem Eingange gewahrte ich auf eigenen Geſtellen zwei ſeltſam bemalte Fiſche von mindeſtens je 2 Meter Länge hängen. Als ich verwundert davor ſtehen blieb, ſchlug der uns führende Bonze mit einem hölzernen Schläger an den Bauch des einen Fiſches. Nun ſah ich, daß dies Trommeln waren, welche die Bonzen zur Mahlzeit rufen. In dem Hofe hinter dem Refektorium befinden ſich die Empfangs- und Fremdenzimmer des Kloſters, und hier ſtand der Oberbonze, umgeben von den Kloſterbrüdern, um uns zu empfangen und den obligaten Thee zu kredenzen. Die Bonzen hatten durchweg glatt raſierte Geſichter und Schädel, der Oberbonze aber war zum Unterſchied von den anderen, grau gekleideten in einen gelbſeidenen Talar gehüllt und trug eine eigentümlich geformte Krone. Mit großer Zuvorkommenheit führte uns der alte Herr, obſchon er kaum mehr gehen konnte, durch alle Räume, die Bibliothek und ſogar in ſeine eigene Wohnung. Ueberall fiel mir die peinliche Sauberkeit auf, die hier im Gegenſatz zu dem ſonſt allgemeinen Schmutz herrſcht, ſowie die große Zahl von Kunſtgegenſtänden, zunächſt herrliche Malereien auf Papier oder Seide. Die Gärten ſind wohlgepflegt, in den Waſſerbaſſins blüht der Lotos und an den Umfaſſungsmauern erhebt ſich der ſchlanke zartgrüne Bambus.

Der kaiſerliche Ahnentempel, den ich am folgenden Tage mit beſonderer Erlaubnis des Stadtmandarins beſuchte, iſt lange nicht ſo gut erhalten wie der geſchilderte, und doch iſt er der kaiſerlichen Dynaſtie geweiht. Er liegt am Norduſer des Kanals, zwiſchen dieſem und der Stadtmauer, und trägt wie alle kaiſerlichen Gebäude in China ein gelbes Porzellandach, überhöht von zwei mächtigen Flaggenſtangen. Das Innere iſt vollſtändig kahl und zeigt keine andere Einrichtung als einen Opfertiſch, auf welchem ein goldumrahmtes fußhohes Täfelchen mit einer chineſiſchen Inſchrift ſteht. Mein Dolmetſcher entzifferte ſie, wie folgt: „Zehntauſend Jahre, zehntauſendmal zehntauſend Jahre“, womit der Wunſch ausgedrückt wird, Seine bezopfte Majeſtät, der Kaiſer, möge dieſes gewiß recht anſehnliche Alter erreichen. In der That dient dieſer Tempel keinen anderen Zwecken als einer Art Hochamt am Geburtstag des Kaiſers. Wie mir der oberſte Stadtmandarin gelegentlich ſeines Beſuches erzählte, verſammeln ſich an dieſem Tage (dem 28. des ſechſten Monats chineſiſcher Zeitrechnung) ſämtliche

Gedenktafeln im Park des Menciustempels in Tsou-hsien.

Ehrenpforte in Yentschou-fu.

Mandarine der Stadt und des Kreises vor diesem Tempel unter einem nach allen Seiten offenen Steinpavillon und führen vor dem Täfelchen ihrem Range nach den Kautau aus. Die Zivilmandarine werfen sich zweimal auf die Knie und neigen dabei das Haupt siebenmal bis auf den Boden, die Militärmandarine dreimal mit je fünfmaligem Verneigen. Derlei kaiserliche Ahnentempel sollen sich in jeder größeren Stadt Chinas befinden; so behauptete wenigstens der Stadtmandarin, und so las ich es auch in verschiedenen Büchern, ohne jedoch irgendwo einen gesehen zu haben, ausgenommen hier in Tsining.

Wie überall in Schantung, so waren auch die Mandarine von Tsining von außergewöhnlicher Liebenswürdigkeit mir gegenüber. Kaum war ich in der deutschen katholischen Mission abgestiegen, als sie sich auch schon der Reihe nach durch ihre Yamenbeamten mittels einer großen roten Visitenkarte anmelden ließen und in ihrem ganzen Amtsstaate bei mir erschienen. Ihnen voran kam der Präfekt oder Tschü-dschou, ein kleines, noch junges, ungemein gesprächiges Männchen, ein Freund der Deutschen und der Missionen; so beteuerte er wenigstens in Anbetracht der deutschen Bajonette und Kanonen in Tsingtau. Als ich ihm den Besuch in seinem hübschen Yamen erwiderte, mußte ich ein wenig antichambrieren, um ihm Zeit zu geben, sich in seinen Mandarinsstaat zu werfen. Der Vorhof zu seinem Empfangssalon enthält wie überall in den chinesischen Präfekturyamen die nach vorne offene Justizhalle mit den Tischen und Stühlen für die Beamten. Auf dem großen Mitteltische stand zwischen Tuschschale und Schreibpinselbehälter ein Gefäß, in welchem sich mehrere Dutzend etwa fußlange Lineale aus zähem Eschenholz befanden. Warum gleich so viele, zumal doch das chinesische Schreibpapier mit roten Linien schon bedruckt ist? Die mich umstehenden Yamenbeamten lachten, einer aber winkte einen Soldaten herbei, hieß ihn Kehrt machen und sich bücken und versetzte ihm dann mit einem dieser Lineale einen festen Streich auf den bescheidensten Teil seines Körpers. Ich war nun von der Notwendigkeit und Nützlichkeit der Lineale überzeugt. Zur Rechten des Mandarinstisches prangten auf einem Gestelle große bemalte Richtschwerter aus Pappe; vor ihnen aber stand ein Tischchen, auf welchem eine Papierrolle lag, welche das kaiserliche Richterpatent für den Mandarin enthielt; neben ihr bemerkte ich ein Kästchen, etwa wie ein in gelbes Papier gewickeltes Vogelhaus; es dient zur Aufbewahrung des richterlichen Siegels.

Als ich endlich beim Mandarin eintreten durfte, empfing er mich neben einem gedeckten Tisch stehend, auf dem sich außer Tellern, Messern, Gabeln allerhand chinesische Konfitüren, europäisches Backwerk, Cigarren, Cigaretten, französischer Rotwein, deutscher Champagner (Norddeutscher Lloyd-Sekt) und Münchener Bier befanden, also ganz so wie beim kommandierenden General in Yentschou-fu. Der Mandarin lächelte selbstgefällig im Bewußtsein seiner „abendländischen Civilisation“ und ließ uns Platz nehmen. Während der sehr heiteren Unterhaltung, bei welcher Pater Freinademetz in liebenswürdigster Weise den Dolmetscher spielte, war der Mandarin unermüdlich im Füllen der Gläser, wobei es ihm aber gar nicht darauf ankam, mir in meinen Champagner Bier und in mein Bier chinesischen Fruchtsaft zu gießen. Er klagte darüber, daß ich

nicht hinreichend den Leckereien zuſprach, und mit reizender Naivität ſpießte er ſchließlich mit ſeiner eigenen Gabel, die er bisher ſelbſt in den Mund geführt hatte, ein Stück Konfitüre und ſchob mir es gutmütig zwiſchen die Zähne. Sind dieſe Mandarine nicht freundliche Leute?

Der putzigſte unter ihnen iſt wohl der Militärmandarin, ein Oberſt, welcher die Schutztruppen des Kaiſerkanals kommandiert und in Tſining ſeinen Sitz hat. Als er zur Miſſion kam, um mich zu beſuchen, war er von einem ſo phantaſtiſchen Zuge begleitet wie etwa der Prinz Karneval auf dem Kölner Gürzenich. Den Zug eröffneten drei große rotweiße Fahnen von dreieckiger Form und reich gezackt; dann kam der Träger der Viſitenkarte mit einer großen Taſche, ein ungeheurer roter Ceremonienſchirm, ein Mann mit einer großen Pauke, dem ſechs Schwertträger folgten, dann erſt kam der Karren des Mandarins, beſchattet von einem kleinen roten Schirm. Im Hofe der Miſſion angelangt, ſchälte ſich aus dem Wagenkaſten ein ungeheurer Chineſe, vielleicht 6 Fuß hoch, mit feiſtem, gutmütigem Geſicht, und machte vor mir den Kautau. Kaum ſaßen wir in der Empfangshalle der Miſſion beim Thee, ſo fragte er ſchon, ob ich genug zu eſſen und zu trinken hätte, er würde mir und den Miſſionaren eine Mahlzeit von ſeiner Küche ſenden, dazu ein Kiſtchen Kaiſerthee. Eſſen, Trinken, das iſt entſchieden ſeine Lieblingsbeſchäftigung, aber er iſt ein guter Kerl, mit dem die deutſchen Miſſionare ſehr gut auskommen. Verläßt er einmal ſeinen Poſten, ſo werden ihm die Einwohner von Tſining gewiß die Stiefel von den Füßen ziehen und ſie am Stadtthor aufhängen.

Militärmandarin in Tſining.

Weniger beliebt iſt der Telegraphenmandarin. Tſining beſitzt nämlich eine Telegraphenſtation, von der man nach Peking, Schanghai, Tſingtau ꝛc. für 10 Cents, alſo 20 Pfennig das Wort, telegraphieren kann. Ich hatte einige Depeſchen abzuſenden und trat deshalb, als wir gelegentlich beim Telegraphenyamen vorbeikamen, dort ein. Nachdem wir zwei Höfe durchſchritten hatten, wurden wir von einem Beamten in die Empfangshalle geführt und gebeten, Platz zu nehmen. Nach etwa viertelſtündigem Warten kam der Mandarin in der Amtstracht, um uns den obligaten Thee darzureichen. Dann erkundigte er ſich nach meinem Befinden, konverſierte längere Zeit mit dem mich begleitenden Miſſionar, und nachdem eine geraume Zeit vergangen war, bemerkte er

en passant: „Sie wollen wohl eine Depeſche abſenden?“ Ich hatte meine Depeſchen längſt einem der Angeſtellten übergeben und glaubte ſie vielleicht ſchon am Ziele, als der Mandarin einen ſeiner Diener, die ihn umſtanden, beauftragte, ſie herbeizuholen. Eine Zeitlang betrachtete er die fremden Schriftzüge. Dann begann das Fragen: Was das für eine Schrift ſei? in welcher Sprache? ob in Deutſchland viele Menſchen ſchreiben könnten? ob es dort auch Telegraphenbureaux in den Städten gebe u. dergl. Endlich, eine halbe Stunde mochte ſeit meinem Kommen verfloſſen ſein, wurde mir die Sache doch zu ſtark, und ich ließ den Herrn Mandarin bitten, er möge die Depeſchen ſofort abgehen laſſen. Nun ließ er ſeinen Sekretär kommen; dieſer ließ einen Beamten holen, der, wie er ſagte, der engliſchen Sprache mächtig, aber nicht zu Hauſe war. Nach einem Viertelſtündchen kam er angerückt, hocherfreut, endlich einmal wieder engliſch parlieren zu können. Ein unverſtändlicher Wortſchwall entſprudelte ſeinem Munde, und erſt nach mehrmaligem Verſuch gelang es mir, ihm zu ſagen, er möge doch die Depeſchen abſenden. „All light, all light“ (ſtatt all right. Viele Chineſen können nämlich das R nicht ausſprechen). Nun zählte er die Worte und ließ den Kaſſierer die Rechnungen ausſchreiben. Währenddeſſen empfahl ſich der Mandarin. Als ich endlich, nach etwa einer Stunde, dieſe Rechnungen in Händen hatte, zuſammen 22 Dollars 40 Cents, wollte der Kaſſierer dieſe harten, blinkenden Silberdollars nicht annehmen. Dollars wären in Tſining nicht gangbare Münze.

„Aber die Rechnungen der kaiſerlichen Telegraphengeſellſchaft ſind doch in Dollars ausgefertigt?“

Ja, aber der Betrag müſſe in Sapeken (den kupfernen durchlochten Münzen) bezahlt werden.

„Gut, alſo rechnen Sie den Betrag in Sapeken aus.“ Die ganze Geſellſchaft begab ſich nun wieder in die Geſchäftslokale, um nach einer Viertelſtunde mit der Sapekenrechnung zu erſcheinen. Da ſah ich, daß ich für jeden Dollar 1000 große Sapeken zahlen ſollte, während der Kurs nur 750 bis 800 Sapeken betrug. Natürlich proteſtierte ich gegen dieſe Beutelſchneiderei.

„Ja“, meinte der Kaſſierer, „der Kurs des Dollars ſchwankt, er kann nächſten Monat wieder 1000 Sapeken betragen (was indeſſen gar nicht denkbar war), außerdem muß der Mandarin doch die Miete des Lokals, die Beamten ꝛc. bezahlen, und da ſind 1000 Sapeken für den Dollar nicht zu viel.“

„Gut, dann nehmt die Silberdollars!“

„Das geht nicht, der Mandarin nimmt nur Sapeken.“

„Dann holt den Mandarin.“

Wieder verging eine Weile, und der Mandarin erſchien unter tiefen Bücklingen. Er würde diesmal eine Ausnahme machen und die Dollars annehmen.

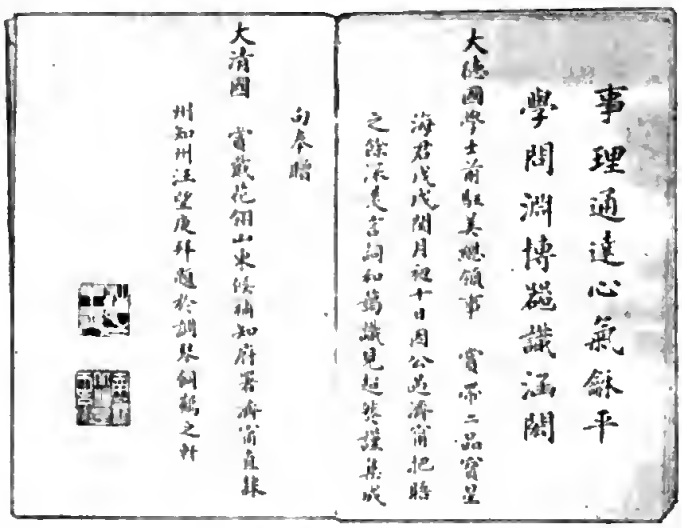
Ich zählte das Geld auf den Tiſch. Nun kam aber noch die Prüfung der Münzen. Es wurde eine Wage geholt und jeder Dollar abgewogen; ſtimmte das Gewicht, ſo wurden immer je zwei Dollars des Klanges wegen aneinandergeſchlagen. Endlich war die Zahlung beendet. Wir konnten den Yamen verlaſſen.

Im Vorbeigehen blickte ich durch das offene Fenſter in den Apparatraum. Dort ſtand der engliſch ſprechende Chineſe mit einem Buche in der Hand und las.

„Halloh, ſind meine Depeſchen fort?“

„Ach ja, die Depeſchen!“ Dabei blickte er um ſich, um ſie zu ſuchen. „Nein, noch nicht, aber ich werde ſie gleich abſchicken.“

So werden in Tſining zuweilen Depeſchen expediert!



Handſchrift und Siegel des Präfekten von Tſining.

Das künftige Eisenbahnnetz von Schantung.

(Die vom Verfasser vorgeschlagenen Eisenbahnlinien sind auf der Schantungkarte im Anhang deutlich bezeichnet.)

Siegel des Verfassers (altchinesische Zeichen).

Ueber die dem Deutschen Reiche und deutschen Unterthanen von China zugestandenen Eisenbahnkonzessionen sind bestimmte Mitteilungen noch nicht an die Oeffentlichkeit gelangt, und nur die bereits besprochene Hauptbahn von Tsingtau über Wei-hsien und Poschan nach Tsinan-su ist in sichere Aussicht genommen. Doch enthielt eine im Laufe des Sommers 1898 in vielen deutschen Zeitungen veröffentlichte Karte eine Reihe von Eisenbahnlinien, deren Erbauung offenbar mit deutschem Gelde erfolgen soll, denn Schantung gehört ja ausschließlich zu der deutschen Interessensphäre in China. Hoffentlich ist darüber noch kein Beschluß gefaßt worden, denn diese Sache erfordert die reiflichste Prüfung. Es ist leicht, auf der Landkarte die einzelnen Hauptstädte miteinander durch Striche zu verbinden, wenn diese Landkarten aber unvollständig und unrichtig sind, so kann es vorkommen, daß die am grünen Tisch entworfenen Eisenbahnpläne in Wirklichkeit durch Gegenden führen, welche für das Dampfroß ganz unzugänglich sind. Unzugänglich natürlich in dem Sinne, daß der Eisenbahnbau mit ungeheuren Kosten verbunden ist, die mit dem voraussichtlichen Ertrage für Jahrzehnte hinaus in gar keinem Einklang stehen. In einer Zeit, wo man schneebedeckte Alpenketten mit der Lokomotive überschreitet und eine ihrer höchsten Spitzen, die Jungfrau, in Schienenfesseln schlägt, ist ja nichts unmöglich, aber nirgends so sehr wie in Schantung sollte man das Sprichwort beherzigen: „Erst wägen, dann wagen."

羅志伸

Pistenkarte des Präfekten von Kiautschou.

Auf der genannten Karte ist zunächst die Eisenbahn von Tsingtau-Kiautschou über Poschan nach Tsinan-su verzeichnet; diese Bahn muß unter allen Umständen gebaut werden, sie ist für den Bestand der neuen deutschen Kolonie erforderlich und wird sich auch voraussichtlich schon im ersten Jahre lohnen. Eine zweite Bahnlinie ist zwischen Tsingtau und Itschou-fu, in Süd-Schantung, angegeben, und diese wurde wohl wegen der großen Kohlenfelder südlich der letztgenannten Stadt in Aussicht genommen. Die baldige Ertragsfähigkeit einer solchen Bahn scheint mir aber nicht ganz außer Zweifel zu sein. Die Kohlen von Itschou-fu sind zwar in großen Mengen vorhanden und ziemlich gut, doch sind sie für Jahre hinaus nicht unumgänglich notwendig, da ja die an der

Bahn Tsingtau-Tsinan-fu gelegenen Kohlenfelder von Wei-hsien und Poschan voraussichtlich jeden Bedarf reichlich befriedigen werden. Selbst wenn dies nicht der Fall sein sollte, so dürfte es vorläufig weitaus billiger und zweckmäßiger sein, für den Kohlentransport von Itschou-fu nach Tsingtau nicht eine Eisenbahn zu bauen, sondern die Kohlen in Dschunken von dem nächsten Hafen von Itschou-fu, Namens Ngantungwei, nach Tsingtau kommen zu lassen. Dieser vortreffliche und sichere Hafen, der merkwürdigerweise auf keiner mir bekannten Karte verzeichnet ist, ist von Itschou-fu nur 90 Kilometer entfernt, und der Karrenweg dorthin führt großenteils durch ebenes Land. Freilich dürfte es nicht im Interesse von Tsingtau liegen, jenen Hafen dadurch zu einem Rivalen groß zu ziehen, daß man von Itschou-fu eine Eisenbahn dorthin baut: denn die auf ihr zum Hafen beförderten Kohlen werden dann nicht nur nach Tsingtau, sondern wohl auch nach Schanghai ihren Weg finden. Eine Bahnlinie von Tsingtau nach Itschou-fu würde gewiß den ganzen Verkehr der letztgenannten Stadt nach Tsingtau lenken, dagegen ist es sehr fraglich, ob dieser Verkehr schon innerhalb der nächsten Jahrzehnte ein lohnender werden dürfte. Die Strecke besitzt eine beiläufige Länge von 250 Kilometer und führt großenteils durch recht gebirgiges Gebiet. Der Bahnbau ist also mit großen Kosten verbunden; dabei ist der Südosten von Schantung nur spärlich bewohnt, längs der geplanten Bahn liegen nur wenige Ortschaften, die Erzeugnisse sind sehr gering, der Verkehr gleich null. Wohl sollen die Berge in der Umgebung von I-tschou sehr mineralreich sein, doch bedarf dies noch der Bestätigung durch Fachleute.

Pistenkarte des Mandarins von Tsingtschou-fu.

Eine dritte Bahnlinie ist auf der in Rede stehenden Karte von Tsinan-fu über Taingan und Mungyin nach Itschou-fu verzeichnet. Was diese für einen Zweck haben soll, ist mir ganz unfaßlich, und ich würde für dieselbe nicht einen roten Heller hergeben. Es ist das reine Ringelspiel. Oder soll es sich nur darum handeln, etwaige Touristen in Schantung auf der Eisenbahn spazieren zu führen? Ich habe einen großen Teil dieser Strecke selbst bereist, gerade so wie die anderen, und weiß aus eigener Anschauung, daß die Erbauung einer Bahn hier wegen des großenteils bergigen, felsigen Terrains nicht nur mit großen Kosten verbunden wäre, sondern daß sie auch voraussichtlich auf Jahrzehnte hinaus keinen nennenswerten Ertrag liefern würde. Zwischen Tsinan-fu und Taingan-fu müßte die Bahn teilweise dem steinigen, viel gewundenen Bette eines Gebirgsflusses, des Yüfuho, entlang geführt werden, denn dieser bildet die beste Passage durch das ausgedehnte Bergland von Mittel-Schantung. Taingan-fu ist wohl eine sehr bedeutende Stadt mit großem Pilgerverkehr, denn unmittelbar nördlich von ihr erhebt sich der bereits geschilderte Taischan, der heilige Berg von China. Auch sonst ist der Verkehr auf dieser Strecke recht bedeutend. Ich begegnete zahlreichen Reisenden und auch großen Mengen von Frachten, die in Maultier- oder Schubkarren befördert wurden, und meinen Erkundigungen zufolge herrscht der Verkehr während des ganzen Jahres. Ueber Taingan und Tsinan-fu führt nämlich die große Landroute von Tschinkiang am Jangtsekiang, und damit auch von Schanghai nach Peking. Gegen die Erbauung der Strecke Taingan-Tsinan wäre also trotz den großen Baukosten nichts einzuwenden, vorausgesetzt,

daß die Fortsetzung dieser Strecke nicht in der aussichtslosen Richtung gegen Itschou-fu weitergebaut würde. Zwischen Taingan und Itschou-fu türmen sich nämlich eine Reihe hoher Bergketten auf, über welche nur steinige Pässe führen. Dagegen ist auf der in Rede stehenden Kartenskizze eine vierte geplante Bahnlinie verzeichnet, die von Taingan-fu in südlicher Richtung nach Yentschou-fu und von dort über Tsiu-hsien weiter nach Süden führt. Wohin, kann ich nicht sagen, denn gerade an der interessantesten Stelle hört die Kartenskizze auf, wie bei einem Zeitungsroman die Fortsetzungen. So viel man aber aus der Richtung erkennen kann, soll die Bahn wohl ebenfalls nach Itschou-fu führen. Das heißt also, daß von Tsinan-fu nicht nur eine Bahn nach dieser Stadt geplant ist, sondern gleich zwei, die natürlich totgeborene Zwillingskinder sein würden. Eine einzige Bahn wird für viele Jahre hinaus dem Verkehr vollkommen genügen, und wenn eine solche gebaut werden soll, so ist die zweitgenannte Route über Yentschou-fu und Tsiu-hsien unvergleichlich günstiger in jeder Beziehung. Ich bin dieser Route selbst gefolgt. Sie bietet bis weit über Tsiu-hsien hinaus gar keine Bodenschwierigkeiten, und wenn auf den Karten dort auch allerhand Gebirge verzeichnet sind, so sind dieselben nicht etwa zusammenhängende Gruppen oder Ketten; im Gegenteil, die ganze Gegend zwischen Taingan und Tsiu-hsien und auch weiter hinaus ist eben wie ein Tisch, und aus dieser weiten Alluvialebene ragen vereinzelte Berge empor, die dem Bahnbau in keiner Weise hinderlich sind.

Die letztgenannte Route soll wohl den ganzen Landverkehr zwischen dem Süden, d. h. dem Jangtsekiangthale und Peking, übernehmen, und in der That führt der große Verkehrsweg zwischen den beiden Endpunkten seit Jahrhunderten über Itschou-fu und Tsinan-fu, übersetzt hier den Hoangho und geht weiter über Tedschou am Kaiserkanal nordwärts.

Der Gedanke ist also ein sehr richtiger, aber, wie gesagt, es könnte dann nur die Bahn Tsinan-Taingan-Yentschou-fu-Tsiu-hsien-Itschou-fu in Betracht kommen, und jene von Taingan über Mungyin muß ganz aus dem Spiele bleiben. An ihrer Stelle sollte die Bahn von Itschou-fu, der Pekinger Route entlang, im Thale des I-ho weiter nach Süden fortgesetzt werden. Allerdings würde dann bald die Südgrenze von Schantung erreicht sein, doch ließe sich vielleicht die Konzession zur Weiterführung der Bahn dem Kaiserkanal entlang nach Tschinkiang am Jangtsekiang und damit auch nach Schanghai erwerben. Eine solche Bahn wäre von der größten Wichtigkeit, und deutscherseits sollte alles aufgeboten werden, um die Konzession für dieselbe zu erhalten, bevor sie anderen Mächten erteilt wird, denn die Vorteile sind so ins Auge springend, daß es zur Erbauung dieser Strecken schon in der nächsten Zeit kommen muß. Die Ertragsfähigkeit einer Bahn, welche das Jangtsekiangthal mit Peking verbindet, scheint mir über allen Zweifel erhaben. In Tschingkiang würde diese Bahn Anschluß finden an das im Bau begriffene Bahnnetz Schanghai-Sutschau-Nanking-Hangtschau, das gewiß in den nächsten Jahrzehnten noch weiter ausgedehnt wird, im Norden aber, von Tedschou aus, müßte die Verbindung mit jener Bahn angestrebt werden, welche von Peking über Paoting nach Hankau gebaut wird, und von welcher die Strecke Peking-Paoting bereits fertig ist. So würde man auch der großen mineralreichen Provinz Schansi die Hand entgegenstrecken.

Pistenkarte des Mandarins von Poschan.

Damit hätten die deutschen Schantungbahnen Anschlüsse, welche ihnen den Verkehr zwischen Süd und Nord in die Hand spielen und schon in den ersten Jahren ihres Bestandes gute Einnahmen sichern. Der Kaiserkanal, dessen Lauf diese Bahn auf eine gewisse Strecke, im Süden etwa 350 Kilometer weit, folgt, ist der Bahn nicht nur kein Konkurrent, sondern ein Förderer. Er hat den ganzen Frachtenverkehr zwischen Süd und Nord, soweit dieser nicht den Seeweg einschlägt, im Laufe der Jahrhunderte an sich gezogen und genügt gar nicht mehr zu dessen Bewältigung, so daß der Verkehr zum Teil auf Karren und Schubkarren erfolgt. Während der Wintermonate aber ist der Kanal zugefroren, im Frühjahr ist er auf dem ganzen Gebiete von Schantung wasserlos, und der Frachtenverkehr wird dann größtenteils der Bahn zu gute kommen. Ringelspielbahnen rings um Schantung zu bauen, dazu wird sich in Europa kein Geld finden lassen, aber für eine Bahn vom Jangtsekiangthal durch Schantung nach Peking gewiß. Es handelt sich darum, Anschlüsse zu erhalten, den Personen- und Frachtenverkehr verschiedener Gebiete an sich zu saugen; und dazu würde es auch gut sein, von Yentschou-fu eine Zweigbahn nach dem nur eine halbe Tagereise entfernten Tsining am Kaiserkanal zu bauen, dem in den vorstehenden Kapiteln geschilderten größten Handelsplatze von Schantung und Hauptsitze der deutschen katholischen Mission. Sie würde den Anfang einer Bahnstrecke bilden, welche mit Aussicht auf sichern Erfolg durch vollständig ebenes Gebiet weitergeführt werden könnte, nach Tsautschou-fu im westlichen Schantung und von dort nach der nur 120 Kilometer weiter gelegenen Hauptstadt von Honan, nach Kaifong am Hoangho, welcher Stadt nach den Andeutungen, die ich erhalten, noch eine große Bedeutung bevorsteht. Geht man doch in Pekinger Hofkreisen mit der Absicht um, die Residenz des Kaisers und den Sitz der Regierung nach Kaifong zu verlegen, um so dem direkten Einflusse der Russen und anderer Nationen zu entgehen, die sich im Golf von Petschili mit Bajonetten und Kanonen festgesetzt haben. Wird Kaifong früher oder später wirklich Reichshauptstadt, dann würde die deutsche Eisenbahn Kiautschou-Tsinan-Kaifong den ganzen Verkehr der Hauptstadt mit der See und dem Auslande übernehmen, Kiautschou aber zum Haupthafen der Residenz werden. Auch wenn Kaifong nicht Reichshauptstadt wird, bleibt eine Eisenbahn von Schantung aus dorthin sehr wichtig, denn mit ihr würde man den Handel von Honan und Schansi sichern und ihn über die deutschen Bahnen durch die deutsche Interessensphäre in China nach dem deutschen Hafen Tsingtau lenken. Vor allem geht Schansi, wenn es einmal erschlossen wird, einer großen Zukunft entgegen, und es wäre gut, bei Zeiten einen Anschluß dorthin zu gewinnen.

Die hier ausgesprochenen Ansichten sind nicht nur die meinigen, die bloß insofern einigen Wert besitzen, als ich, wie gesagt, den größten Teil der in Frage kommenden Eisenbahnstrecken selbst bereist habe; diese Ansichten werden auch von jenen geteilt, welche das Land, seine Erzeugnisse und seine Aussichten am besten kennen, nämlich den seit Jahrzehnten in Schantung ansässigen Missionaren und den Kaufleuten in Schanghai und Tientsin.

Digitized by Google

Hesse-Wartegg, Schantung & Deutsch-Ch

Geograph. Anstalt von

Chinesische Fischer.

Von Tſining-dſchou zum Hoangho.

Während ich, gewöhnlich begleitet von einem der gaſtfreien und liebenswürdigen deutſchen Miſſionare, verſchiedene Ausflüge in die Umgebung von Tſining-dſchou unternahm, bemühte ſich der Stadtpräfekt, zwei Reiſekarren für meine Weiterfahrt aufzutreiben. In den erſten Maitagen wollte ich Tſining verlaſſen, um den Hoangho zu beſuchen, und da der Kaiſerkanal wegen Waſſermangels nicht befahrbar war, mußte ich die Reiſe zum großen Gelben Strom über Land machen. Derlei Reiſen ſind aber nicht ſo einfach wie in Europa. Selbſt in eiſenbahnloſen Ländern giebt es wenigſtens Omnibuſſe, Poſtchaiſen oder Diligencen, die regelmäßig zwiſchen viel kleineren Ortſchaften verkehren, als die chineſiſchen ſind. In China iſt aber dergleichen vollſtändig unbekannt, jeder muß auf eigene Fauſt reiſen, häufig ſind alle verfügbaren Karren vermietet, und der Reiſende muß dann vielleicht wochenlang auf eine Fahrgelegenheit warten. Biſchof Anzer hatte mir freilich in zuvorkommendſter Weiſe ſeinen Reiſekarren zur Verfügung ſtellen laſſen, doch brauchte ich noch zwei andere für meine Leute und mein Gepäck. Der Machtſpruch des Mandarins ſchaffte ſie bald herbei, und eines Abends wurde mir der Vertrag mit dem Fuhrhalter zur Unterfertigung vorgelegt, ein großes Dokument mit verſchiedenfarbigen Siegeln wie ein Ordensdiplom. In der Ueberſetzung lautete der Vertrag etwa folgendermaßen:

Mietvertrag für zweiſpännige Reiſekarren.

Wan-Schung,

die alte, immerblühende Zunft.

„Dieſer Wagen wird vom großen Mann Hei-ſſe-Wa-te (mein Name) zu dem vereinbarten Tagespreis von 2 Tiau (2000 kleinen Caſh) gemietet. Jeder Wagen hat Anſpruch auf ein Trinkgeld. Was auf den Wagen verladen wird, hat darauf zu bleiben, und es kann ſpäter noch mehr zugeladen werden. An Ruhetagen, wenn nicht gefahren wird, wird folgender Preis gezahlt: am erſten Tage anderthalb Tiau, an jedem folgenden Tage ein Tiau“.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen stand meine Karawane vor dem Missionsthor. Die Missionare, an ihrer Spitze der ehrwürdige Provikar Pater Freinademetz, gaben mir das Geleite, und ganz gegen meine Erwartung gesellte sich Pater Pfistermann zu mir, um mir bis an den Hoangho zu folgen. Der Mandarin hatte zu meiner Sicherheit auch noch 6 Mann von seiner Garde beordert, die vor der Wagenkolonne einhermarschierten. So zogen wir zum nördlichen Stadtthor hinaus in die wunderbar üppige, in voller Frühlingspracht prangende Ebene. Jedes Stückchen Boden war von wallenden Getreidefeldern eingenommen, oder mit Gaulean (Sorghum) bepflanzt, dessen hellgrüne zarte Sprößlein eben zum Vorschein kamen. Hier und dort erhebt sich ein Hain von dunkelgrünen Cypressen, die Gräber verschiedener Dörfer oder einzelner Familien, bis auf viele Generationen zurück, beschattend. Keine Mauer oder grüne Hecke umgiebt sie, denn die Gräber sind allen Chinesen heilig. Im östlichen Schantung fand ich häufig in der Nähe solcher Grabstätten und zur Seite der Straße hohe marmorne Ehrenpforten oder Denkmäler in Form von aufrechtstehenden, bis zu zwei Meter hohen Steinplatten mit passenden Inschriften. Hier in dem vom Kaiserkanal und Hoangho umschlossenen Winkel fand ich an ihrer Stelle an der Straße oder auch mitten im Felde zwei Steinsäulen, welche den Anfang der zu den Gräbern führenden Allee bezeichnen. Waren die Verstorbenen Mandarine, so darf ihre Familie auf diese Grabsäulen steinerne Löwenfiguren setzen lassen.

Die Dörfer, umgeben von Obstgärten und beschattet von hohen Weiden und Nußbäumen, zeigen hier noch verhältnismäßigen Wohlstand, denn der „Schrecken Chinas", der Hoangho, sendet seine alles verheerenden Fluten niemals bis hierher; erst als wir das alte, heute nahezu trockene Flußbett des Ta-wön-ho gekreuzt hatten und uns der Kreisstadt Wen-Schang näherten, gelangten wir in das zeitweilige Ueberschwemmungsgebiet des Gelben Flusses. Die ganze weite Ebene hier, und auf Hunderte von Kilometern nördlich, westlich und südlich ist nichts als eine Anschwemmung des Hoangho. Früher erstreckte sich wahrscheinlich das Gelbe Meer bis an die Gebirge von Honan und Schansi, und von der heutigen Provinz war nichts vorhanden als das Bergland des mittleren und östlichen Schantung, damals als ein Archipel zahlreicher Inseln aus dem Meere ragend, gerade so wie heute noch die Inselgruppe in der Meeresstraße, welche das Gelbe Meer mit dem Golf von Petschili verbindet. Allem Anschein nach ist hier eine Hebung des Meeresbodens eingetreten, aber was das Meer längs den Ostküsten von Honan und Schansi eigentlich in Festland verwandelt hat, war gewiß der Hoangho. Seinen Lauf bald nach Norden, bald nach Süden richtend, füllte er mit den Erdmassen, welche er mit sich führt, im Laufe der Zeiten das Meer aus und verband die damaligen Felseninseln des Schantungarchipels mit dem chinesischen Festlande. In jedem Jahre setzt er eine verschieden dicke Erdschicht in seinem unteren Stromgebiete ab, und auch die Ausfüllung des noch übriggebliebenen Meeresteiles, des Golfs von Petschili, schreitet, man könnte sagen, zusehends vorwärts, so daß an Stellen, wo noch vor einigen Jahrzehnten Wasser war, die Schiffskapitäne auf Untiefen stoßen.

Natürlicherweise ist das große, durch die Ablagerungen des Hoangho entstandene Gebiet des westlichen Schantung eben wie ein Tisch, und demgemäß haben auch die

Digitized by Google

von den Bergen des mittleren Schantung herabkommenden Flußläufe, sobald sie die Ebene erreichen, kein bleibendes Flußbett, sondern wechseln ihren Lauf fast bei jeder größeren Ueberschwemmung.

Auch der Ta-wön-ho floß früher durch das genannte alte Bett in südwestlicher Richtung in den großen Schu-schau-ho genannten See nördlich von Tsining, den auch der Kaiserkanal durchschneidet. Seit einer Reihe von Jahren hat er sich unmittelbar nach seinem Austritt aus den Gebirgen nach Westen gewendet und mündet in einen Nebenarm des Hoangho, nicht, wie auf manchen Karten angegeben ist, in den Kaiserkanal.

Statt in Wen-schang zu übernachten, fuhren wir von der nach Norden führenden Kaiserstraße uns westlich wendend, nach dem kleinen Dorfe Ko-dia-lu, wo sich eine Mission der deutschen Katholiken befindet, und übernachteten dort in dem elenden Chinesenhäuschen, das dem in Ko-dia-lu stationierten Missionar Pater Teufel als Wohnung dient. Meine Erlebnisse dort sind in dem Kapitel über die Missionare geschildert. Am nächsten Morgen ging es weiter nach der einst großen und berühmten, heute aber verfallenen Stadt Tungping-dschou. Wir waren auf geschichtlichem Boden, denn schon in dem alten Geschichtsbuch der Chinesen, dem Schu-king, wird erzählt, daß diese Ebene — Tungping heißt nämlich deutsch „die östliche Ebene" — vor mehr als 4000 Jahren von dem großen Kaiser Yü zuerst besiedelt wurde. Der sechste Kaiser der Hea-dynastie wurde hier geboren, und in der Nähe der Stadt wurde auch die Schlacht geschlagen, welche dieser Dynastie ein Ende bereitete. In früheren Jahrhunderten wurde Tungping mehrmals von den Ueberschwemmungsfluten des Hoangho zerstört, zuletzt im Jahre 1344. Seither ist das Land der Umgebung wohl noch zuweilen überflutet worden, aber die Erdmassen, welche die Fluten bei ihrem Ablaufen zurücklassen, haben das Land allmählich erhöht, und das Ueberschwemmungsgebiet des Hoangho hat bei weitem nicht mehr dieselbe Ausdehnung wie in früheren Zeiten.

Dementsprechend werden auch die Lehmmauern, mit welchen die verschiedenen Dörfer sich zum Schutz gegen die Fluten und wohl auch gegen die Rebellenhorden des Taipingkrieges umgeben haben, nicht mehr in gutem Stande gehalten und sind größtenteils verfallen.

Auch Tungping ist von einer hohen Mauer umgeben, die aus gebrannten Ziegeln erbaut, dem Zahn der Zeit besser getrotzt hat; von der einstigen Blüte der Stadt ist heute nichts mehr vorhanden; von den Kaiserpalästen steht kein Stein mehr, ja man konnte mir nicht einmal die Orte angeben, wo sie sich befunden haben. Die größte Merkwürdigkeit der stillen, kaum 20 000 Einwohner zählenden Stadt ist ein hoher Turm, der einzige, den ich in der ganzen Provinz gesehen, welcher nicht die charakteristischen übereinandergesetzten Dächer der Pagoden hat, sondern in seiner Bauart unseren Kirchtürmen ähnelt.

Als wir uns dem Hauptarme des Ta-wön-ho-flusses näherten, fanden wir eine Menge von Schubkarren, Reitern, Maultierkarren und Fußgängern am Ufer, auf das Fährboot wartend. Kaum wurden die Bootsleute unsere Militärbedeckung gewahr, die gewöhnlich nur hohen Mandarinen zu teil wird, so ließen sie uns sofort auf das Boot

Digitized by Google

und hielten alle übrigen, ſchon lange harrenden Reiſenden zurück, obſchon noch für viele von ihnen Platz geweſen wäre, ja nicht nur das, ſie ließen uns ſogar weiterziehen, ohne Bezahlung zu verlangen, denn Mandarine ſind von einer ſolchen befreit.

Das ganze Land zwiſchen Tungping und der etwa 5 Kilometer ſüdlich des Hoangho gelegenen Stadt Ping-e hat innerhalb der letzten drei Jahrzehnte durch Ueberſchwemmungen des Gelben Fluſſes ein anderes Antlitz bekommen, und alle Karten, die ich von dieſer Strecke geſehen habe, ſind unrichtig. Zunächſt ſind in denſelben die Bergzüge nicht verzeichnet, welche ſich zwiſchen der Tungping-Ping-e-ſtraße und dem Kaiſerkanal erheben und ſich mit geringen Unterbrechungen etwa 50 Kilometer weit in vor-

Chriſtliche Schuhmacher von Schanlung.

herrſchend nord-ſüdlicher Richtung hinziehen. Der ſüdliche Höhenzug führt den Namen Lean-ſchan, der nördliche den Namen Schiong an-ſchan. Nördlich von Tungping-dſchou wendet ſich der Ta wön ho plötzlich nach Norden, und ſein Lauf begleitete uns auf einer Strecke von mehreren Kilometern. Jenſeits des breiten gelben Flußbandes gewahrten wir einen ſchmalen, mit Weiden bewachſenen Landſtreifen, und jenſeits desſelben einen großen See, der noch auf keiner Karte angegeben iſt. Er entſtand vor etwa drei Jahrzehnten durch einen Dammbruch des Hoangho und iſt ſeither mit jedem Jahre größer geworden. Der vorerwähnte Schiong an-ſchan bildet ſein weſtliches Ufer, und erſt jenſeits dieſes Bergrückens liegt der Kaiſerkanal.

Das ganze Gebiet iſt hier jährlich den Ueberſchwemmungen des Hoangho unterworfen, und demgemäß zieht auch die Straße nach Ping-e nicht in der Ebene

weiter, ſondern führt den Abhängen der niedrigen Kalkberge entlang, welche hier die letzten Ausläufer der Gebirge von Mittel-Schantung bilden. Die Dörfer in der Ebene ſind durchweg ruinenhaft, und von ihrer Bevölkerung iſt der größte Teil fortgezogen; nur die Aermſten blieben zurück und wohnen in den zerfallenden Lehmhütten. Tempel und Pagoden liegen in Trümmern, manche ſtecken metertief in den angeſchwemmten Erdmaſſen, ſo daß ich mich tief bücken mußte, um das Thor zu paſſieren. Immer öder und trauriger wurde die Gegend bis etwa einige Kilometer vor Ping-e, wo mich in dem Dorfe Tſchun-ſchian der Anblick eines ſchönen wohlerhaltenen Tempels überraſchte, wohlerhalten deshalb, weil er auf einem etwa 2 Meter hohen Plateau ſteht. In dem Tempelhofe ſah ich einige uralte Bäume, mit Stämmen von 7 bis 8 Meter Umfang, die mächtigſten, die ich bisher in Schantung angetroffen. Die Dunkelheit war ſchon angebrochen, als wir uns dem Ziele unſerer Tagereiſe näherten. Ein paar beritttene Yamendiener, vom Mandarin geſandt, erwarteten uns vor dem Stadtthore, um uns in den Yamen des Mandarins zu führen. Am Stadtthor ſelbſt waren ſechs Mann der Mandarinsgarde aufgeſtellt, die ſich bei unſerem Kommen in den Staub warfen und mit der Stirne den Boden berührten. Mit den ſechs Mann, welche uns von Tungping gefolgt waren, hatten wir alſo ein militäriſches Geleite von zwölf Mann, und dennoch waren es nicht zu viele, denn wie ich bei unſerem Zuge durch die engen, dicht mit Menſchen gefüllten Straßen ſah, wurde eben eine große Meſſe abgehalten, und nur mit der größten Mühe gelang es unſeren Soldaten, durch die ſchreiende und gaffende, aufgeregte Volksmenge den Weg zu bahnen. Pater Pfiſtermann und ich zogen uns, ſo gut es ging, in den Hintergrund unſerer Karren zurück, um nicht als Europäer erkannt zu werden, denn das hätte die Aufregung erſt recht angefacht, und wir waren froh, als wir endlich den Yamen des Mandarins erreicht hatten und in dem Gebäude des letzten Hofes, fern von allem Verkehr, untergebracht waren. Kaum hatten wir den Staub von unſeren Kleidern geſchüttelt, ſo kamen auch ſchon einige Diener mit einer aus verſchiedenen Gerichten beſtehenden Abendmahlzeit, die der Mandarin uns ſenden ließ, und bald kam er auch ſelbſt angerückt, um uns während des Eſſens Geſellſchaft zu leiſten. Er beglückwünſchte uns, daß wir unbeläſtigt durch die Stadt gekommen wären, denn es ſeien eben viele Tauſende von Fremden anweſend, um der vierzehn Tage währenden Jahresmeſſe beizuwohnen. Unter den Fremden waren auch viele aus dem berüchtigten Kreiſe Tſautſchou-fu, dem Hauptſitz der Geheimſekte der „Großen Meſſer“, welche es auf die Europäer, die Chriſten und zumal auf die Miſſionare abgeſehen haben, wie ja die vor wenigen Monaten erfolgte Ermordung der beiden Miſſionare Nieß und Henle gezeigt hat.

Auf meine Frage bezüglich der Ueberſchwemmungen des Hoangho, der nur 5 Kilometer nördlich der Stadt vorbeiſtrömt, antwortete der Mandarin, Ping-e ſelbſt leide darunter weniger als der umliegende gegen 1000 Quadratkilometer große Bezirk, der unter ſeiner Verwaltung ſteht. Als er hierher verſetzt wurde, fand er, daß jährlich etwa ein Fünftel des Bezirks den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt war, ſpäter wurden es zwei Fünftel, und im vergangenen Jahre ſeien ſogar drei Fünftel des Bezirks wochen-

lang unter Wasser gewesen. Die Stadt selbst liegt so hoch über der Ebene, daß sie von diesen Ueberschwemmungen nicht erreicht wird, dafür wird ihr desto schlimmer von einem kleinen Flüßchen mitgespielt, das etwa 15 Kilometer östlich in den Bergen entspringt und bei anhaltendem Regen zu einem verheerenden Strom anschwillt, der schon ganze Dörfer fortgeschwemmt hat.

Vom Schlafen war während der folgenden Nacht keine Rede, denn gerade jenseits unserer Umfassungsmauer war der Mittelpunkt des Jahrmarkts, und der unbeschreibliche Lärm endigte erst bei Tagesanbruch, gerade als wir uns erheben mußten, um unsere Reise fortzusetzen.

Beim Verlassen der Stadt sahen wir erst ihre malerische Lage; wie eine Stadt des schönen Italien zieht sie sich die ziemlich steilen Abhänge der das Hoanghothal hier begrenzenden Höhen empor, und wir bedauerten eigentlich weiter ziehen zu müssen, ohne mehr von diesem merkwürdigen Ping-e gesehen zu haben, allein das Boot, das mich den Hoangho stromauf- und stromabwärts führen sollte, harrte meiner; Pater Pfistermann, der mir bisher das Geleit gegeben hatte, mußte ebenfalls seine Missionsreise, leider in anderer Richtung, fortsetzen, und wir nahmen vor dem Stadtthor voneinander Abschied. Ob wir uns jemals wieder sehen werden?

Allein zog ich weiter, wieder hinab in den 10 Meter tiefen Lößeinschnitt, durch welchen der Weg zum Hoangho führt und dessen senkrecht aufragende Wände mir jeden Ausblick auf die Gegend unmöglich machten. Je mehr ich mich dem großen Gelben Fluß näherte, desto flacher wurde die Wegschlucht, und endlich fuhr mein Karren auf die sandigen Ufer des Strandes. Der berüchtigte Gelbe Fluß, der Schrecken Chinas, der Hoangho mit seinen trüben Fluten, lag vor mir.

Tabakspfeife der Schantungleute (1/3 der natürlichen Größe).

Mein Photographengehilfe.

Bei den Missionaren der deutschen Mission von Süd-Schantung.

Eine alte verwitterte Chinesendschunke sollte mich den mächtigen Gelben Strom, auf welchem bisher wohl kaum ein halbes Dutzend Europäer gefahren sind, zunächst aufwärts, dann herab nach der Hauptstadt von Schantung, Tsinan-fu, zurückbringen, und der leichte Wind trieb das Schiff ziemlich rasch dahin. Aber eine Stunde nach meiner Abfahrt erhob sich ein furchtbarer Sturm, der dichte Wolken von Sand und Staub aus den umliegenden verdorrten Ebenen über den Strom trieb und die Weiterreise durch die hochgehenden Wellen unmöglich machte. Mit Mühe wurde die Dschunke an den lehmigen Ufern verankert, und während der Regen in das dunkle Loch, das mir als Kabine diente, herabtroff, benutzte ich die unfreiwillige Wartezeit, um meine Besuche in den deutschen katholischen Missionen von Süd-Schantung niederzuschreiben. In der ganzen Provinz gibt es mit Ausnahme von Tschifu keine andern Deutschen als die Missionare von Steyl, welche dort, von Gefahren umdroht, ihr stilles Missionswerk ausüben, gleichzeitig aber auch den Samen pflanzen für die Ausbreitung deutscher Kultur und deutschen Handels.

Seit dem Bestande der Mission, d. h. seit 14 Jahren war bis zu diesem Jahre mit Ausnahme eines Diplomaten kein Deutscher in das Missionsgebiet gekommen, dasselbe ist bisher nur aus den Berichten der Missionare selbst einigermaßen bekannt geworden und dürfte auch in Zukunft nicht so bald wieder besucht werden, denn es erfordert wochenlange anstrengende Reisen, um hierher zu gelangen. Dazu ist gerade das Gebiet der deutschen Missionare als dem Europäer feindselig gesinnt verschrieen. In Tsautschou-fu sind deutsche Missionare durch die Straßen geschleift, geschlagen und in den Kot gezerrt worden; in Tsiu-hsien, eben sowie in Kiu-fu, gärt es fortwährend; in Yentschou-fu drangen noch, wie schon erwähnt, im vergangenen Jahre chinesische Studenten in die katholische Mission, um dort ihr Zerstörungswerk zu verrichten; im

nahen Kü-ye wurden vor einigen Monaten die armen Missionare Nieß und Henle ermordet, und während ich im „heiligen Lande von China", in der Umgebung von Taingan, weilte, hörte ich von einem neuen Angriff der berüchtigten Großen Messer auf das Leben des katholischen Missionars Davis, dem dieser nur durch Zufall entrann. Ich selbst wurde vor dem Besuch der Missionsorte eindringlichst gewarnt, und als ich mich selbstverständlich nicht daran kehrte, sandten mir die Mandarine Depeschenreiter von Ort zu Ort voraus, um Maßregeln für meine Sicherheit zu treffen. In jedem Orte, wo ich übernachtete, wachten Yamenbeamte und Soldaten über mein Leben, und durchwanderte ich die Städte, so begleiteten mich Soldaten auf Schritt und Tritt. Diese liebevolle Fürsorge verdanke ich nicht allein der Besetzung von Kiautschou, die einen gewaltig tiefen Eindruck auf die Chinesen gemacht hat, sondern auch einer schon früher erwähnten Verordnung der chinesischen Regierung, derzufolge von nun an jeder Mandarin persönlich für die Sicherheit eines in seinem Gebiete reisenden Europäers haftet.

Warum wird dieser Unterschied gemacht zwischen weltlichen und geistlichen Reisenden? Warum werden die weltlichen mit den zartesten Aufmerksamkeiten überhäuft und die geistlichen den Angriffen des Pöbels schutzlos ausgesetzt? Glaubt die chinesische Regierung etwa, daß von den europäischen Regierungen zwischen diesen beiden Gruppen ein Unterschied gemacht wird, und daß ihnen an dem Leben und der Sicherheit des gewöhnlichen Bürgers mehr gelegen ist als an jenem des Missionars? Kiautschou mag die Chinesen eines Bessern belehrt haben, indessen wäre es doch angezeigt, wenn die Gesandten angewiesen würden, den regierenden Herren in Peking die Sache nochmals, wenn nötig, mit dem Zaunpfahl, auseinanderzusetzen. Leider ist dies nämlich in Peking bis vor kurzem nicht mit dem gehörigen Nachdruck geschehen, so daß es den Anschein bekam, als nehme man es mit der Sicherheit der Missionare in der That nicht sehr ernst. Ich habe darüber recht Ueberraschendes gehört, ja es wurde die Ansicht ausgesprochen, daß die Versäumnisse der letzten Jahre zu der Katastrophe von Kü-ye mit beigetragen haben.

Am meisten schuld an diesen Versäumnissen trägt von allen europäischen Mächten gerade Frankreich, jene Macht, welche in Europa die Kirche mit allen möglichen Mitteln bedrückt, sich im Auslande, besonders in China, als die Schutzmacht der Katholiken aufbläht und an diesem Vorrechte eifersüchtig festhält. Frankreich besteht sogar darauf, daß Kiautschou auch fernerhin der französischen Mission von Ost-Schantung, deren Sitz sich in Tsingtschou-fu befindet, verbleiben soll. Ich habe dies gelegentlich meines Besuches von Tsingtschou-fu von dem Bistumverweser selbst vernommen, und derselbe hat es auch schon durch seinen Besuch von Tsingtau bethätigt. Als nämlich die deutschen Missionare von Süd-Schantung auf ihrer langwierigen und beschwerlichen Wanderung von Tsining nach Tsingtau auch durch Tsingtschou-fu kamen und dort in der französischen Mission abstiegen, schloß sich der dortige Provikar P. Amadée sofort der Expedition an. Obschon Franzose, wollte auch er den Deutschen für ihr kräftiges Einschreiten danken und sich gleichzeitig nach einem passenden Grundstück für die Errichtung einer Mission umsehen. Von deutscher Seite erfuhr der sehr liebenswürdige und freundliche Herr den

Digitized by Google

ehrendsten Empfang, jedoch wurde seinem Ansinnen in diplomatischer Weise ausgewichen. Bei meinem Besuche in Tsingtschou-fu brachte er die Angelegenheit abermals zur Sprache und meinte, es könnten ja elsässische Missionare für Tsingtau bestimmt werden.

Frankreichs Ansprüche auf den Schutz der Katholiken in China sind bestreitbar; aber selbst wenn sie begründet wären, so können sie sich doch nur auf das chinesische Gebiet erstrecken. Dadurch, daß China in seinem Vertrage mit dem Deutschen Reiche seine Hoheitsrechte über Tsingtau auf das letztere übertragen hat, gehört auch fürderhin das Gebiet von Tsingtau zum Deutschen Reiche. Diesen Ansichten haben sich auch die beteiligten Faktoren angeschlossen, denn bald nach meiner Rückkehr aus China wurde das Gebiet von Kiautschou in der That der deutschen Mission von Süd-Schantung übertragen.

Ich habe auf meinen Fahrten durch Schantung mit Missionaren verschiedener Nationen und Religionen, mit Engländern, Amerikanern, Schweden, Holländern, Franzosen, Italienern gesprochen, mit Baptisten, Methodisten, Presbyterianern, Anglikanern, Katholiken. Alle ohne Ausnahme sind der deutschen Regierung von ganzem Herzen dankbar für ihr kräftiges Einschreiten, das allen Missionaren in ganz China von weitgehendem Nutzen ist, ja, ich wurde gebeten, diesen Dank an angemessener Stelle zum Ausdruck zu bringen, was hiermit geschehen soll. Ebenso allgemein wie in Deutschland tadelt man auch hier die Nachlässigkeit und Saumseligkeit Frankreichs in religiösen Dingen. Der ehrwürdige Bischof Demarchi, apostolischer Vikar von Nord-Schantung, hat mit seiner ganzen Mission darunter zu leiden. Gelegentlich meines Besuches bei ihm klagte er über die schlimmen Verhältnisse im Norden der Provinz. Dort hatten im Jahre 1897 Christen in einem größern Dorfe auf dem Boden eines verfallenen Götzentempels eine Kirche gebaut. Die nichtchristlichen Einwohner erhoben sich dagegen, vertrieben alle Christen, über 200 an der Zahl, aus dem Dorfe, zerstörten die Kirche und bauten an ihrer Stelle einen Götzentempel. Der Bischof berichtete den Vorfall an den französischen Gesandten, aber es brauchte ein Jahr, ehe von seiten der chinesischen Regierung etwas geschah. Heute ist wohl der Tempel wieder niedergerissen, aber die Kirche ist noch nicht erbaut, die vertriebenen Christen, denen ihr ganzes Eigentum geraubt wurde, werden von den Andersgläubigen nicht in ihre Heimat zurückgelassen. Die Armen darben, von allem entblößt, seit länger als einem Jahre.

Aber das Kennzeichnendste ist die Lage in Tientsin. Vor nahezu vier Jahrzehnten wurden dort der französische Konsul, eine Anzahl Priester und Nonnen, sowie verschiedene Kaufleute ermordet, die große Kirche verbrannt und die ganze Mission zerstört. Erst kürzlich ist es der französischen Diplomatie gelungen, durchzusetzen, daß auf der Stelle der zerstörten Kirche eine neue erbaut wurde, aber wohlgemerkt, nicht von den Chinesen, sondern mit französischem Gelde! Die einzige Sühne, welche die französische Regierung, diese katholische Vormacht in China, erhalten konnte, war eine kaiserliche Schutztafel vor dieser Kirche.

Kein Wunder, daß die Missionare in China, ohne Unterschied der Nation und der Religion, über das kräftige und erfolgreiche Auftreten Deutschlands hocherfreut sind,

und wer erſt ſelbſt hier im Lande reiſt und mit den Miſſionaren ſowie mit den Mandarinen zuſammenkommt, lernt einſehen, welches Anſehen ſich Deutſchland hier durch die jüngſten Ereigniſſe erworben hat.

Als ich in Tſining Miſſionar Freinademetz meine Verwunderung ausſprach, daß er ohne alle Begleitung in dieſem gefährlichen Gebiete reiſe, wies er mit Recht darauf

Biſchof von Anzer, apoſtoliſcher Vikar von Süd-Schantung.

hin, daß die Reiſepäſſe, welche die deutſchen Vertreter den Miſſionaren ausſtellen, jetzt nicht mehr tote Worte enthalten, und daß von den Mandarinen in der That alles geſchehe, um die Miſſionare zu ſchützen, ebenſo wie alle andern Reiſenden. Aber es ſei bei dem Mangel an Verkehrsmitteln auch für die Mandarine ſelbſt beim beſten Willen ſchwer, überall mit dem nötigen Nachdruck aufzutreten, und Angriffe wie die eingangs

erwähnten werden wohl auch in Zukunft nicht zu vermeiden sein, doch ist wenigstens das Leben der Missionare jetzt sicherer. Das leicht lenkbare chinesische Volk richtet sich im großen ganzen hauptsächlich nach den Mandarinen. Sind diese den Christen feindlich, dann ist es auch das Volk, zeigen sich die Mandarine den Christen freundlich, dann ist nichts Ernstes zu befürchten. Nach der Ansicht der Missionare ist Süd-Schantung augenblicklich in der That mit guten, ihnen gewogenen Mandarinen bedacht. Ich hatte selbst Gelegenheit, in allen von mir besuchten Städten mit den Mandarinen zu verkehren und mit ihnen darüber zu sprechen, und glaube um so mehr an die Aufrichtigkeit ihrer guten Gesinnungen, als es sich von jetzt ab auch um ihre eigenen Köpfe handelt.

Der Reisepaß, welchen die deutsche Gesandtschaft den Missionaren in Süd-Schantung ausstellt, hat folgenden Wortlaut, dessen mitunter eigentümlich erscheinende Wendungen in der Schwierigkeit der Uebersetzung aus dem Chinesischen zu suchen sind. Die Pässe sind nämlich gleichzeitig in deutscher wie in chinesischer Sprache ausgefertigt:

„Der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister des Deutschen Reiches in China ... in Sachen der Erteilung eines Schutzpasses:

Auf Grund der zwischen dem Deutschen Reiche und China bestehenden Freundschaftsverträge und der in andern Verträgen enthaltenen Bestimmungen, sowie der zwischen der Gesandtschaft des Deutschen Reiches und dem Tsungliyamen getroffenen besondern Vereinbarungen erteile ich, der Gesandte, dem Angehörigen des Deutschen Reiches, dem Missionar Hrn. ... diesen Paß zur Empfangnahme und als Ausweis. Da mir, dem Gesandten, wohl bekannt ist, daß Hr. ... ein namhafter Gelehrter meines Landes ist, der großes Wissen und hohe Tugend in hervorragendem Maße miteinander verbindet, so beehre ich mich, an die hohen Minister der kaiserlich chinesischen Regierung und an die Zivil- und Militärbeamten aller Provinzen, sowie an die kaiserlichen Residenten der Grenz- und Außengebiete das Ersuchen zu stellen, daß sie den Missionar Hrn. ... von diesem Augenblicke ab innerhalb der Provinz Schantung gänzlich nach seinem freien Ermessen und Belieben sich hin- und herbewegen, seine Religion predigen, wohnen, an welchem Orte es auch immer sei, Feld und Land mieten oder kaufen, katholische Kirchen, Häuser und Wohngebäude errichten lassen, ohne die geringste Behinderung und Schwierigkeit, ihn auch mit der einem Gast entgegenzubringenden Höflichkeit behandeln, bei allen Gelegenheiten sich seiner annehmen, ganz bestimmt aber nicht ihn vom Standpunkte eines unbeteiligten Zuschauers aus betrachten. Somit nun stelle ich, der Gesandte, diesen Paß aus zu dem Zwecke und um zu veranlassen, daß in allen Orten des chinesischen Reiches, dem eigentlichen China und in den Außenländern, in voller Erfüllung des Obigen verfahren werde, ohne irgend welche Zuwiderhandlung, damit dadurch die ewige Dauer und Gültigkeit der Bestimmungen des Freundschaftsvertrages offenbar werde.

Dieses ist wahrlich meine, des Gesandten, aufrichtige Hoffnung.

Wie vorstehend ausgestellt und übergeben dem Hrn. ... am ... von der Gesandtschaft des Deutschen Reiches.

Unterschrift.

Stempel.

Anmerkung: Sollte an irgend einem Orte ein Aufstand oder Unruhen ausgebrochen sein, so darf der Inhaber dieses Passes sich unter keinen Umständen dorthin begeben.

Unterschrift des Empfängers".

Neben diesem Passe wird den Missionaren auch noch von China ein langatmiger chinesisch-kaiserlicher Schutzbrief ausgestellt, der auf gelbes Papier gedruckt und auf gelber Seide aufgezogen ist. Jener des unglücklichen Pater Nieß ist in meinen Besitz gelangt und nebenstehend wiedergegeben. Die kaiserlichen Worte haben ihm nicht geholfen, und ebensowenig würden dieselben auch den deutschen Missionaren von Süd-Schantung in Zukunft helfen, wenn nicht hinter der gelben Seide die deutschen Kanonen hervorlugen würden.

Wie ich in den Missionen selbst erfahren habe, stellt es sich nunmehr heraus, daß nicht Räubergesindel die Ermordung der beiden Missionare auf dem Gewissen hat, sondern daß die Sache ganz anders zusammenhängt. Wie überall in China, so stehen auch in Süd-Schantung, und besonders in dem chinesischen heiligen Lande rings um Yentschou, die Litteraten dem Christentum feindlich gegenüber. Sie versuchen es zu verhindern, daß Christen die Distrikt- und Provinzprüfungen bestehen, legen den Kandidaten heidnisches Zeremoniell auf, dem sich die Christen nicht unterwerfen können, so daß sie lieber von der Prüfung zurücktreten, und wenden alle möglichen Mittel an, Christen von amtlichen Stellungen fernzuhalten. Dennoch gelang es einem Protestanten, den Mandarinsposten von Kü-ye zu erhalten, und er zeigte sich auch den katholischen Missionaren sehr gewogen. Natürlich war er den Litteraten ein Dorn im Auge, man versuchte ihm alle möglichen Verlegenheiten zu bereiten, und als alles nichts nützte, um den Christen von seinem Posten zu verdrängen, beschloß man die Ermordung der Missionare in Kü-ye. Sonst wäre diese wohl kaum wirklich erfolgt, trotz alles Christenhasses, dem, wie gesagt, hauptsächlich nur die Litteraten frönen, in geringerem Maße das gewöhnliche Volk und die Mandarine. Ich habe dafür zahlreiche Beweise erhalten. Während meiner Fahrt durch die Distrikte der deutschen Mission wurde ich stets von einem oder zwei Herren der letzteren begleitet, und da ich viel mit den offiziellen Persönlichkeiten, vom Provinzgouverneur abwärts, zu verkehren hatte, wobei die Missionare mir als Dolmetscher dienten, hatte ich vielfach Gelegenheit wahrzunehmen, welch hoher Achtung, um nicht zu sagen Freundschaft, sich die Missionare bei allen Mandarinen ohne Ausnahme erfreuen.

Der Chef der Mission, der Bischof von Anzer, war zu meinem großen Bedauern noch nicht von seiner Europareise zurückgekehrt, ich kann also nicht von ihm sprechen. Allein sein Stellvertreter, der Provikar Freinademetz und alle anderen Herren wurden von den Mandarinen in hervorragender Weise geehrt. Die Mandarine wiesen ihnen bei den Besuchen die Ehrenplätze an, reichten ihnen den Thee mit eigener Hand, und während des Gespräches bekundeten sie große Herzlichkeit, von der die Missionare in der letzten Zeit auch sonst viele thatsächliche Beweise erhalten hatten. Alles das geschah, wie in China allgemein üblich, bei offenen Thüren, um welche sich Hunderte

Digitized by Google

大清國
大德國咸豐十一年議定和約第十款開明凡在中國者或崇奉或傳天主教之人全獲保佑身家其會同禮拜誦經等事概聽其便於咸豐十一年十一月初三日欽奉

諭旨嗣後各該地方官於凡交涉習教事件務須查明根由持平辦理如習教者果係安分守己謹飭自愛則同係中國赤子自應與不習教者一體撫字不必因習教而有所刻求各該地方官務當事事公平分別辦理以示撫綏善良之至意欽此又于同治元年三月初六日內閣奉

上諭總理各國事務衙門奏請飭地方官於交涉教民事件迅速持平辦理一摺前據該衙門具奏天主教原以勸人行善爲本康熙年間曾經准行是以降旨令地方官妥爲辦理茲據該衙門奏稱前次明降諭旨之後復經該衙門行文各省地方官于奉文後未盡認真妥辦等語著各該督撫轉飭地方官照依此次所奏于凡交涉教民事件務須迅速持平辦理不得意爲輕重以示一視同仁之意摺內所請各節均著依議行欽此又於光緒十七年五月初七日欽奉

上諭總理各國事務衙門奏各省教案叠出請嚴飭各督撫迅速籌辦一摺各國傳教載在條約曾經降旨飭令各省隨時保護歷年已久中外相安何以近日焚毀教堂各案同時並起殊堪詫異若不嚴行懲辦何以嚴法紀而靖地方著各該督撫迅飭該管文武查拏首要各犯訊明正法以儆將來至泰西之教本是勸人爲善即從教之人亦係中國子民仍歸地方官管轄民教本可相安總因不逞之徒揑造無根之言藉端滋事此等奸民所在多有著各直省將軍督撫出示曉諭居民切勿輕聽浮言妄生事端倘有匿名揭帖造言惑衆即行嚴密查拏從重治罪各國教士地方官必當隨時設法保其身家勿任奸徒擾害倘或防範不嚴致釀事端即著據實嚴叅欽此

附總理各國事務衙門原奏內稱以後凡習教之人於一切應出錢文之事除正項差徭外其餘祈神演戲賽會等費該教民既不願與不習教者一律同出即可免其攤派傳教士係外國推重之人謁見地方官自應待以體面等因

光緒拾捌年拾壹月

Schutzbrief für den ermordeten Missionar Nieß.

von Neugierigen drängten. Die in ihrem Beisein den Missionaren erwiesene Achtung wird nicht ohne Wirkung auf das Volk bleiben. Derlei verbreitet sich in den chinesischen Städten mit erstaunlicher Schnelligkeit, und ich bin nach meinen Beobachtungen auch überzeugt, daß die Bewohner von Schantung die Besetzung von Kiautschou den Missionaren keineswegs nachtragen.

In Kiu-fu und Tsiu-hsien hat die deutsche Mission von Süd-Schantung aus verschiedenen Gründen noch keine Niederlassung errichtet. Dafür besteht aber eine solche seit einigen Jahren in der Hauptstadt dieses allen Chinesen teuern Landkreises, in der heiligen Stadt Yentschou-fu. Allgemein hatte man in Schantung über die Kühnheit des Bischofs von Anzer gestaunt, in diesem Herde des Christenhasses eine Mission anzulegen, und man hatte ihr auch längst ein trauriges Ende prophezeit. Aber Gott half dem Mutigen. Der Bischof kennt seine Chinesen wie kein zweiter, und statt daß die Mission verbrannt, zerstört, vernichtet und die Missionare gesteinigt worden wären, erhebt sich heute dort im Herzen der Stadt ein schmuckes Missionshaus mit stattlicher Pforte, hübschem Garten und kleinem Kirchlein, auf welchem das Kreuzeszeichen prangt, unbehindert von den fanatischen Scharen des Confucius oder Mencius, deren direkte Nachkommen, wenn sie nach Yentschou-fu kommen, in derselben Straße absteigen, wo sich die katholische Mission befindet. Ihnen zu Liebe würde kein chinesischer Confucius-Verehrer auch nur das kleinste Steinchen auf die Christen werfen, und von den Bewohnern der Stadt haben sie auch nichts mehr zu befürchten. Der Bischof von Anzer ist nicht nur ein sehr frommer, sondern auch ein sehr kluger Mann. Keine andere Mission hatte es bisher gewagt, das heilige Land von China, oder gar die heilige Stadt Yentschou-fu in den Bereich ihrer Thätigkeit zu ziehen. Der Bischof aber dachte sich, es sei besser, den Stier gleich bei den Hörnern zu packen, und er hat es bisher nicht zu bereuen gehabt. Yentschou-fu ist der Sitz der wichtigsten Provinzbehörden nächst Tsinan, und die Bewachung der Mission sowie der Verkehr mit den Mandarinen konnte dort viel leichter erfolgen als anderswo. Freilich giebt es in Anbetracht des kurzen Bestandes der Mission dort noch wenige Christen, und sie werden sich auch in dieser Confucius ergebenen Stadt so bald nicht mehren, aber Yentschou-fu ist von zahlreichen Dörfern umgeben, in denen sich kleine Christengemeinden befinden, und von der Stadt als Mittelpunkt aus sind sie durch den Missionspriester leichter zu besuchen. Dazu macht es auch keinen geringen Eindruck, daß dieser Priester gerade aus der Stadt der Mandarine kommt. Freilich ist das alles nur äußerer Glanz, denn bei den höchst spärlichen Mitteln der Mission können sich die Priester keine großen Sprünge erlauben. Sie werden es mir wohl gern verzeihen, wenn ich verrate, daß ich dort sehr, sehr bescheiden bei Wasser und nicht viel mehr als Brot gelebt habe, und daß es noch an Bestecken für einen europäischen Gast mangelt, denn die Herren leben à la chinoise und gebrauchen Eßstäbchen. Ein Theelöffel ist überhaupt noch nicht vorhanden, aber das thut dem guten Mut und Missionseifer keinen Eintrag. Man kann auch ohne Theelöffel und sonstige Annehmlichkeiten der Zivilisation das Christentum predigen.

Wenn die Herren sich der chinesischen Lebensweise und chinesischen Kleidung unterwerfen mußten, so hat dies seinen Grund in der Unmöglichkeit des Fortkommens

unter anderen Umständen. In europäischer Kleidung erregt man viel zu sehr Aufmerksamkeit, wie ich aus den Hunderten und Tausenden Neugierigen entnommen habe, die mir in allen Orten nachliefen und mir bis in mein Schlafzimmer folgten, um mein Thun genau zu studieren.

In den elenden Missionsdörfern, welche die Herren zu besuchen haben, giebt es natürlich kein Hotel Bristol, sondern nur erbärmliche Löcher als Unterkunft und etwas Reis, Gemüse und Gebäck als Nahrung. Dazu bedarf man keine Nachthemden und Korkzieher. Die chinesische Kleidung ist überdies sehr bequem, dem europäischen Priestergewande ähnlich, im Winter warm, und das ist das Wichtigste. Die erfolgreichste Thätigkeit der Missionare fällt nämlich auf den Winter, denn im Sommer sind die Bauern auf den Feldern beschäftigt, im Herbste gilt es, sich für den Winter vorzubereiten, und erst im Winter selbst haben sie Zeit, über ernstere Dinge nachzudenken, zumal dann ihr Elend den Missionszwecken zu Hilfe kommt. Bei vollem Magen und Ueberfluß denken die Chinesen wenig an den Himmel. Im Sommer sind die Missionare deshalb hauptsächlich mit den Schulen und Seminaren beschäftigt, deren es auch in Yentschou-fu eines giebt, im Winter packen sie ihre Geräte für die Messe, dann das Allernotwendigste an Reisebedarf in zwei Reisesäcke, die über das Maultier oder Pferd geworfen werden, schwingen sich in den harten Chinesensattel und ziehen hinaus in partes infidelium, bei strenger Kälte und tiefem Schnee oft 30 bis 40 Kilometer im Tage zurücklegend. Auf diesem Wege sind vielleicht sechs bis acht Dörfer zu besuchen, wo die Christengemeinden ihrer harren, um zu beichten, zu kommunizieren, die Messe zu hören, Tröstung, Stärkung zu empfangen. Spät abends kommen sie in das Dorf, wo sie ihre Nachtruhe zubringen sollen. Elende Chinesenhäuser, ohne Fenster, mit schlecht schließenden Thüren, durch welche die Kälte zwischen handbreiten Spalten eindringt, nehmen die Priester auf. Eine Holzpritsche mit einer dünnen Strohmatte dient ihnen als Bett und oft gleichzeitig als Schreibtisch, wo sie ihre Eintragungen machen, Register führen ꝛc. Zuweilen bleibt die Tinte wochenlang gefroren und muß erst am eigenen Leibe aufgetaut werden. Die Tinte gefriert neuerdings in der Feder beim Schreiben, bis der warme Atem sie für einen Augenblick flüssig macht, aber es geht eben nicht anders, die Chinesen haben keine Oefen, ebensowenig wie sie im Winter Schlitten haben. Selbst in dem Hauptsitz der Mission von Süd-Schantung, in Tsining, habe ich keine Oefen gefunden, auch nicht in den kleinen einfachen Räumen des Bischofs.

Für den ersten Augenblick mag die chinesische Tracht der europäischen und amerikanischen Missionare — denn alle ohne Ausnahme legen sie in China an — befremden, aber man gewöhnt sich bald daran, ja ich habe immer schon nach ein paar Wochen Aufenthalt im Reiche der Mitte die europäische Kleidung für häßlich gefunden; selbst mit dem Zopf, den alle Missionare, vom Bischof abwärts tragen, versöhnt man sich, auch mit dem glattrasierten Vorderschädel, nur mit etwas konnte ich mich durchaus nicht befreunden: wenn beim Kämmen der lange, reiche Haarwuchs aufgelöst über den Rücken fällt. Ich sah dies zum erstenmal bei einem flachsblonden, schwedischen Missionar in Tientsin; aber haben die Chinesen nicht das gleiche Recht, sich über unsere

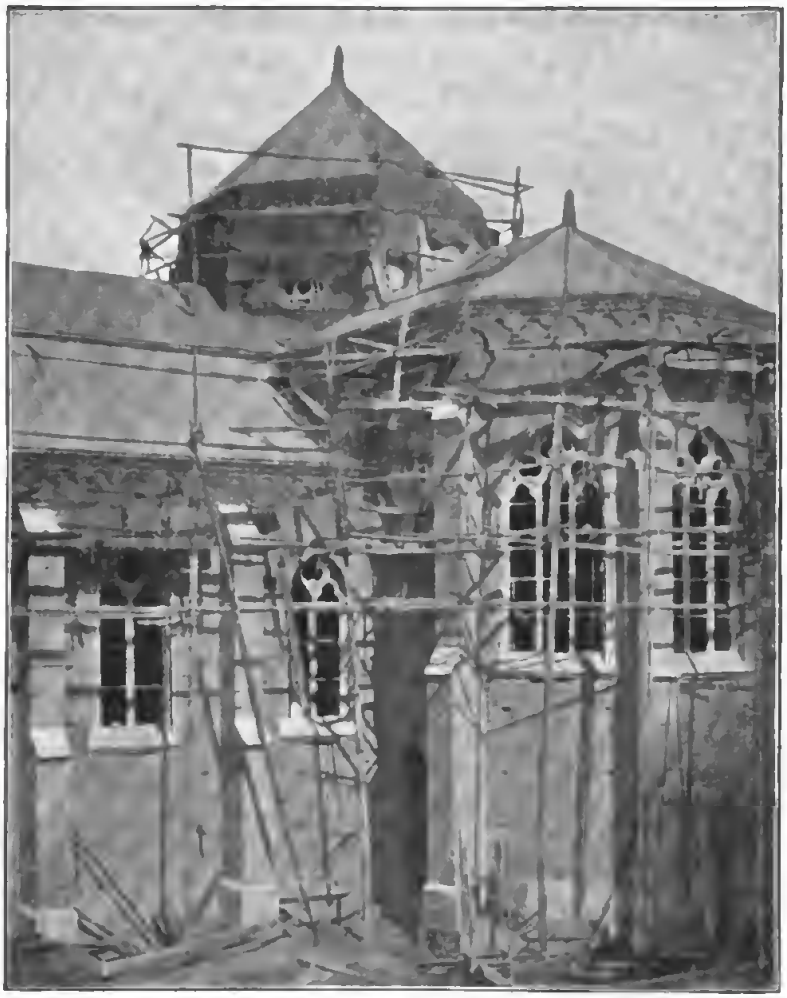
kurzgeklippten Haare zu wundern? Im Sommer, etwa zur selben Zeit, wenn der Kaiser in der offiziellen Staatszeitung verkünden läßt, daß er von einem bestimmten Tage an den Sommerhut aufsetzen würde, tragen die Chinesen, und mit ihnen auch die Missionare, helle, häufig ganz weiße Kleidung, was bei der großen Hitze des Schantungsommers auch begründet ist.

Auch im Sommer giebt es für die Missionare viel zu thun; denn werden auch dann wenige Christenseelen gewonnen, so müssen doch die einzelnen weitzerstreuten Gemeinden besucht werden, deren es in Süd-Schantung etwa dreihundert giebt. Natürlich befinden sich in diesen Dörfern nicht etwa Kirchen im europäischen Stil, sondern nur kleine, unscheinbare Bethäuser, höchstens Kapellen mit einem anschließenden dunklen Raum, wo der Priester übernachten kann. Viele Bethäuser, von durchweg chinesischer Bauart, gewöhnlich mit Strohdächern, werden von den verschiedenen Christengemeinden der Mission geschenkt. Bei manchen ist wohl auch ein Wohnhaus und ein Hof oder Gärtchen vorhanden. Häufig genug ist aber die Christengemeinde zu arm, und dann muß das Bethaus von der Mission gekauft werden. In jedem Jahre tragen die verschiedenen Gemeinden die Kosten eines einmaligen Priesterbesuches, d. h. sie geben ihm und seinem Katecheten freie Verpflegung; wiederholte Besuche erfolgen jedoch auf Kosten der Mission, denn Geldbeiträge erhält die letztere von den armen Gemeinden so gut wie gar nicht, und erst in neuester Zeit ändern sich diese Verhältnisse durch die Bekehrung wohlhabender Chinesen etwas zum Bessern.

Selbstverständlich können sich die Missionare, deren die Mission von Süd-Schantung etwa dreißig zählt, bei ihren fortwährenden Streifzügen kreuz und quer durch die Provinz nicht von Soldaten begleiten lassen. Allein oder nur begleitet von einem chinesischen Katecheten, reiten oder fahren sie in primitiven Maultierkarren einher, bei gutem und schlechtem Wetter, häufig ohne jede andere Nahrung, als trockenes altes Brot und ein Trunk Wasser. Zuweilen werden sie von Räubern angefallen, überall und täglich aber sind sie Beschimpfungen ausgesetzt trotz der strengen Befehle seitens der Mandarine. In der letzten Zeit hat wenigstens das Bewerfen mit Steinen nachgelassen, das früher der gewöhnliche Empfang der Missionare, besonders in Städten, war. Die Freundlichkeit der Mandarine und das gute Beispiel, das sie durch ihre Zuvorkommenheit gaben, hat darin Wunder gewirkt. Es macht immer großen Eindruck auf das Volk, wenn ihre höchsten Würdenträger mit großem Pomp das Missionshaus besuchen, was während meines Aufenthaltes in den verschiedenen Missionen wiederholt geschah, und es wird immer gut thun, wenn Europäer ihre Solidarität mit den in China ansässigen Missionaren auf jede Weise kundgeben. In dieser Hinsicht ist besonders von den in China ansässigen Europäern viel gesündigt worden; in manchen Kreisen der Gesellschaft werden die Missionare absichtlich gemieden, und so konnten die Chinesen in der That auf den Gedanken kommen, Europäer und Missionare wären zweierlei.

Von Yentschou-fu ist es, wie gesagt, nur eine halbe Tagereise nach Tsiningdschou, dem Hauptsitze der deutschen Mission und Residenz des Bischofs. Im Innern der Stadt, nahe den mächtigen Ringmauern, erhebt sich hier, umgeben von den aus-

gedehnten, in ansprechendem Stil gebauten Seminaren und Wohnhäusern die neue gotische Kathedrale, welche dem Baumeister, Pater Erlemann, alle Ehre macht. Schon ist der gewaltige Säulenbau unter Dach, es dürften aber immerhin noch zwei Jahre vergehen, bis die Kirche ihrer hohen Bestimmung geweiht wird. Beim Durchwandern der weitläufigen Bauten konnte ich mich des Staunens nicht erwehren, mit welcher Schnelligkeit, Umsicht und Beachtung der praktischen Zwecke diese Mission angelegt worden ist.



Die katholische Kirche von Tsining.

Ursprünglich war ja der jetzige zweite Hauptsitz der Mission Puoly, nördlich von Yentschou-fu gelegen, als eigentliches Missionscentrum bestimmt, und es befinden sich auch heute noch unter der Leitung der Herren Patres Pieper und Horstmann dort ein Seminar, zwei Waisenhäuser mit zusammen etwa 120 Kindern, zwei Schulen mit etwa 60 Schülern und ein Asyl für alte Leute. Erst vor etwa 10 Jahren wurde das Missionscentrum nach der großen und wichtigen Handelsstadt Tsining am Kaiserkanal verlegt, in richtiger Erkenntnis, daß in einem so reichen Orte des Handels, im Mittelpunkte

eines ausgedehnten Verkehrsnetzes für die Mission besser gewirkt werden könne als in einem etwas abgelegenen Dorfe. In Tsining hat Bischof Anzer im Verein mit seinen wenigen Missionaren binnen einem Jahrzehnt in der That Erstaunliches geleistet: in den neu gebauten ausgedehnten Missionsgebäuden werden eben eine chinesische Druckerei und Schriftgießerei eingerichtet; eigene Schmiede-, Schreiner-, Drechsler- und Zimmerwerkstätten liefern die nötigen Arbeiten für den Kirchenbau; in andern Räumen befinden sich ein Priesterseminar zur Ausbildung von chinesischen Priestern, eine Katechetenschule mit etwa 30 Schülern und ein Knabenwaisenhaus. Aber nicht genug damit. Der Bischof trägt sich mit dem Gedanken der Errichtung einer Schule für die besten Klassen der chinesischen Bevölkerung, in welcher auch die deutsche Sprache gelehrt werden soll. Ich sprach mit den Mandarinen von Schantung über dieses Projekt, und alle erklärten sich hocherfreut darüber, ja einzelne, wie der Präfekt von Tsining selbst, versprachen, ihre eigenen Söhne in diese Schule zu schicken. In der ersten Zeit mußte die junge schwache Mission sich ihre Gläubigen holen, wo sie dieselben eben fand, und so entstanden die weit zerstreuten Christengemeinden, deren Besorgung viele zeitraubende und gefährliche Reisen und damit eine Zersplitterung der Kräfte zur Folge hat. Wie armselig und verlassen dort die Missionare zuweilen leben, sah ich gelegentlich meines Besuches von Ko-dia-lu, einem kleinen Dorfe, eine Tagereise nördlich von Tsining, in dem vom Hoangho und dem Kaiserkanal gebildeten Erdwinkel gelegen. Mein Kommen, der Besuch des ersten Europäers, war dort bekannt geworden, und als mein Wagen mit der Begleitung chinesischer Kavalleristen aus der Ferne sichtbar wurde, kam mir die ganze Dorfbevölkerung, Christen wie Heiden, Männer, Frauen und Kinder, mit dem Dorfältesten an der Spitze, entgegen; Leila, Leila, er kommt, er kommt, erscholl es von allen Lippen, und freundliches Lächeln sah ich auf allen Gesichtern. Der Missionsverweser, Pater Teufel, führte mich nach seinem Hause, das inmitten des eng gebauten armseligen Dorfes liegt, ein elendes Chinesenhaus, mit einem zweiten daranstoßenden, das als Kirche und Dorfschule gleichzeitig dient. Beide Häuser schließen einen kleinen, mit einer Lehmmauer umgebenen Hof ein, an dessen dritter Seite eine Lehmhütte für die Küche und den Diener liegt. Eine so armselige Mission ist mir auf meinen Reisen noch nicht vorgekommen. Dazu ist das Dorf von einer Wasserlache halb umgeben, die bei warmem Wetter nicht gerade die herrlichsten Düfte aussendet. Aber es fehlt an Geld, um ein besseres, eines europäischen Priesters würdigeres Haus zu bauen, und doch erfordern die zweihundert Christen des Dorfes und zweihundert andere, die in den umliegenden Ortschaften wohnen, Seelsorge. Hoffentlich werden bald chinesische Priester ausgebildet sein, um den armen Pater Teufel in Ko-dia-lu abzulösen. Einstweilen fügt er sich mit rührender Ergebung in sein keineswegs beneidenswertes Schicksal. Seine Christen lieben und verehren ihn; die Kinder seiner Schule hängen an ihm. Ich machte die persönliche Bekanntschaft aller; denn mit der gewöhnlichen Neugierde füllten sie den ganzen Hof, die Kirche und das einzige vorhandene Zimmer, wo ich bei Pater Teufel zu Gast war. Die Chinesen sind leider enthusiastische Knoblauchesser, dazu sind sie ein wenig wasserscheu und wechseln ihre Kleider den ganzen Winter über nicht ein

einziges Mal, aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Kleider zum Wechseln haben. Bald herrschte in dem kleinen Raume eine Atmosphäre zum Uebelwerden; aber ich konnte es nicht übers Herz bringen, meine christlichen chinesischen Brüder hinauszujagen, wie ich es sonst im Hotel zu thun pflegte. Da kam mir der glückliche Gedanke, die Schule zu besuchen. Alles folgte mir dorthin. Mit Kennermiene beurteilte ich die chinesischen Schreibhefte der lieben, sich zutraulich an meine Kleider klebenden Schuljungen, verteilte als Belohnung an die fleißigen ein paar Silbermünzen und zog mich dann rasch in das Wohnzimmer zurück, die Thüre hinter mir verrammelnd. Nun war ich die Gesellschaft los, nicht aber den Knoblauchgeruch und das andere! Für den armen Pater Teufel empfand ich aufrichtiges Mitleid, gepaart mit Bewunderung, ebenso wie für so viele andere Herren, welche ihr Leben in rührendster Hingebung der christlichen Sache widmen, ohne anderes Entgelt als das Bewußtsein der erfüllten Pflicht.

Nicht viel besser geht es den Missionaren in den beiden andern Missionsorten Wang-Tschwang, wo die Patres Wewel und Nägler zwei Waisenhäuser und zwei Schulen leiten, und Itschou-fu, wo Pater Bückler einer höhern christlich-chinesischen Schule vorsteht. Abgeschieden von der Außenwelt, verbringen sie ihr Leben in Arbeit, Gefahr und Entbehrung, ohne Aussicht, jemals wieder nach Europa, unter ihre Verwandten, ihre frühern Freunde, ihre Landsleute zu kommen. Indem sie das Missionartum in China annahmen, nahmen sie gleichzeitig auch von der zivilisierten Welt Abschied, und die chinesische Erde wird auch dereinst ihre entseelten Hüllen aufnehmen. In einem kleinen Dorfe bei Tsinan-fu besuchte ich den Friedhof der Mission von Nord-Schantung. Ganz wie in den Friedhöfen der Chinesen liegen hier die Leichen auf freiem Felde unter kegelförmigen Erdhügeln, beschattet von hohen alten Cypressen. Ein Laienbruder, der vor nahezu dreißig Jahren Europa verlassen hatte, führte mich dorthin und zeigte mir, dem ersten Europäer, der ihn in seinem Exil besuchte, die friedlichen Ruhestätten seiner längst verschiedenen Missionskollegen. Vor den Erdhügeln verkünden große Steinplatten nach chinesischer Art ihre Namen. Zwei Bischöfe, die Herren Cosi und Jeremia, schlummern hier unter den alten Bäumen, dazu etwa ein Dutzend Priester, und gleichmütig zeigte mir Frater Octavius die Stelle, wo er dereinst zu ruhen wünschte. Als ich von ihm Abschied nahm, ging die Sonne eben über der herrlichen Frühlingslandschaft unter. Er umfaßte mit beiden Händen meine Rechte und, sie fest drückend, dankte er mir gerührt für meinen Besuch. „Wir sind also doch nicht so ganz verlassen", meinte er leise, „die Europäer denken ja an uns und besuchen uns". Beschämt wandte ich mich ab und schwang mich aufs Pferd, um davon zu galoppieren. Dreißig Jahre hatte es gedauert, ehe ein Europäer den Pater Octavius Brizzi in Hung-tia-lu bei Tsinan-fu besuchte. Dreißig Jahre! Und der gute Bruder dankte noch dafür!

Es ist wahrhaft beschämend für den Deutschen, der die Missionen im fernen China besucht, daß für dieselben so wenig geschieht und daß das Interesse an denselben wenigstens einigermaßen erst durch die grausame Ermordung zweier Missionare und durch die Erwerbung einer deutschen Handelskolonie geweckt werden mußte. Ich empfand es tief, als ich diese Missionare besuchte, die, von spärlichen Almosen lebend, ihr Leben

Digitized by Google

freud- und friedlos dem Christentum, der Verbreitung des Glaubens, aber gleichzeitig auch der Verbreitung deutscher Gesittung und Kultur in China widmen und so die wahren, ersten Pioniere des deutschen Kaufmannes sind. Der Handel zieht aus ihren gefahrvollen stillen Vorarbeiten seinen Nutzen, sie bearbeiten den Boden, auf welchem der Handel später erntet und viele bereichert, und doch denkt keiner der reich gewordenen Kaufherren daran, den Beutel zu öffnen, um denen, die gewissermaßen den Grundstein gelegt haben für ihre Erwerbungen in China, wenigstens einen kleinen Beitrag für Missionszwecke zu geben. Sie selbst begehren und nehmen nichts. Sie klagen auch nicht, und gerade dieses Stummbleiben empfand ich tiefer als etwaiges Klagen. Ich wünschte, ich wäre der glückliche Besitzer eines Checkbüchleins gewesen, um unter einen recht gewichtigen Beitrag meinen Namen setzen zu können.

Diese katholischen deutschen Missionen in Schantung scheinen mir vielfach nicht vom richtigen Gesichtspunkte aus angesehen zu werden. Ob katholisch oder protestantisch, es sind deutsche Missionen, und Gott sei's gedankt, der Deutsche hat es gelernt, nicht zuerst an den Unterschied des Glaubens zu denken, wenn der Landsmann in Not und Gefahr kommt, sondern zunächst an die deutsche Nationalität. Die kaiserliche Regierung hat das glänzend bethätigt, denn ihre entscheidenden Schritte in China wären gewiß erfolgt, ob Katholiken oder Protestanten ermordet worden wären. Deutsche sind es vor allem, welche hier wirken, die einzigen Europäer in einem Gebiete, das für Deutschland noch von großem, unberechenbarem Nutzen werden wird. Diese Deutschen dürfen nicht vergessen werden, schon aus wirtschaftlichen Interessen nicht, ganz abgesehen von den christlichen. Denn gilt es, ein Gebiet wie Süd-Schantung für den fremden Handel, zunächst also für den deutschen, zu öffnen, so kann dies nicht durch Kaufleute erfolgen, sondern die Missionare müssen zuerst als Pioniere wirken. Das wissen andere Nationen sehr gut, zunächst die Engländer und Amerikaner, und ich habe es eben auf meiner Reise wieder gesehen, wie gerade in Schantung die englischen und amerikanischen Missionare durch ihre reichen Bezüge, ihre schönen Missionen, ihre behaglichen, europäisch eingerichteten Wohnhäuser, ihre vortrefflichen Volksschulen die Chinesen in den Stand gesetzt haben, die englische und amerikanische Kultur kennen zu lernen, in ihnen durch die Anschauung neue Bedürfnisse zu erwecken, deren Befriedigung dann dem Handel zu gute kommt.

So stehen auch durch diese Vorarbeiten ihrer Missionare die Engländer und Amerikaner im Handel von Schantung obenan. Von den Missionaren der Deutschen, wie ich sie an verschiedenen Orten gesehen habe, werden die Chinesen wohl den christlichen Glauben lernen, aber da es den Missionaren aus Mangel an Mitteln selbst an den notwendigsten Dingen gebricht, können die Chinesen dieselben auch nicht kennen lernen. Ich habe bereits vom Pater Teufel in Ko-dia-lu und seinen einfachen Verhältnissen erzählt; ich habe auch gezeigt, daß die Missionare mit den höchsten Mandarinen, den wohlhabendsten und einflußreichsten Männern der Provinz in Berührung kommen. Das müßte ausgenutzt werden, indem man den Missionaren die Mittel zu christlich-chinesischen Schulen giebt und diese Schulen auch mit Dingen für den An-

schauungsunterricht ausstattet. Seit Jahren bin ich in deutschen Städten durch öffentliche Vorträge, in deutschen Blättern durch Aufsätze dafür eingetreten, in China Handelsmuseen einzurichten, wie sie die Engländer und Amerikaner besitzen, und die sie im Begriffe sind, auch den einzelnen Missionen beizugeben. Es würde den Zwecken des Unterrichtes in den deutschen Missionen von Schantung, aber auch vor allem den Zwecken des deutschen Handels in dieser großen und reichen Provinz ausgezeichnet entsprechen, wenn Industrielle der verschiedensten Gebiete der Hauptmission in Tsining Proben und Modelle aller möglichen Industrieerzeugnisse senden würden. Solche Modelle kosten die betreffenden Sender nur äußerst geringes Geld, und der Transport derselben bis zur Mission erfolgt zu Wasser, ist also ebenfalls geringfügig. Modelle von Lokomotiven und Eisenbahnen, Dampfschiffen, elektrischen Klingeln, Telephonen, Telegraphen, Hauseinrichtungsgegenständen, ferner Atlanten, Globen, Lehrmittel, Uhren, Messer, Spiegel, Notizbücher, Kochherde, Oefen, Werkzeuge, alles das würde den Chinesen in Süd-Schantung eine neue Welt öffnen, denn die Engländer und Amerikaner besitzen in diesem Teile der Provinz nur sehr wenige Missionen. Diese Gegenstände sind also so gut wie gar nicht bekannt.

Der Chinese in Schantung ist wohlhabender als in andern Provinzen, und sobald er eine Sache sieht und sie für zweckmäßig findet, so ist er bald bereit, sie zu kaufen. Der Missionar von Tsining kann sich nicht dazu hergeben, Geschäfte für den deutschen Kaufmann zu machen, aber er kann Preise und Bezugsquellen nennen; nur auf diese Weise kann der deutsche Handel in Schantung Wurzel schlagen, und die kommende Eisenbahn wird ihn weiter ausbauen. Der Missionar in Tsining seinerseits bedarf dieser Modelle teils als Lehrmittel für die Schulen, teils um die bessern Stände heranzulocken; denn die Chinesen sind neugierig, sie werden das neue Museum in hellen Scharen besuchen, eine Wahrnehmung, die ich in China vielfach gemacht habe, und das Kommen der vornehmen Chinesen wird auch die Verbreitung und Popularisierung der christlichen Mission in den untern Ständen zur Folge haben. Christentum und christliche Kultur gehen überall Hand in Hand; eines ist vom andern nicht zu trennen, und mit der wohlfeilen Errichtung eines solchen Missionsmuseums wäre allen Zwecken gedient, besonders da es sich um eine so wichtige Handelsstadt und einen so großen Verkehrsmittelpunkt handelt wie Tsining, wo alljährlich Hunderttausende aus allen Teilen der Provinz zusammenströmen. Der Mission würde das Museum gleichzeitig viel größere Sicherheit gewähren als die Bajonette der chinesischen Soldaten; denn auf die Zerstörung einer christlichen Kirche wird es chinesischem Pöbel häufig nicht ankommen, und die bessern Klassen werden gleichgültig zusehen. Sie werden aber an dem Fortbestand der Mission weit größeres Interesse haben, wenn in dieser Mission eine Art Museum zur Aufklärung und zur Erweiterung ihrer Handelsbeziehungen vorhanden ist.

Ich kam zu dem Entschluß, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Gründung eines derartigen Handelsmuseums hier im Mittelpunkt des Handels von Schantung zu lenken, als gelegentlich des Festes des heiligen Joseph, welcher von Papst Pius IX. zum speziellen Schutzpatron der Missionen in China erklärt wurde, in der Kirche von

Digitized by Google

Tsining ein Hochamt zelebriert wurde. Die Kirche war festlich geschmückt. Der ehrwürdige Provikar, Missionar Freinademetz, las die Messe, assistiert von den Patres Erlemann und Pfistermann, während hinter meinem Betschemel mitten im Auditorium die Missionare Noyen und Heming, im Verein mit den Brüdern Augustinus, Hermann und Adolph eine Messe von Palestrina sangen. Als ich mich nach dem Auditorium umsah, das die ganze geräumige Kirche, den Vorraum, Teile der Galerie und des Hofes füllte, fand ich in den ersten Reihen die chinesischen Seminaristen der Mission, welche sich an dem Chorgesange mit vielem Verständnis beteiligten. Den Rest aber bildeten arme Leute, Männer und Frauen aus den untersten Ständen der Stadt, Bauersleute aus den umliegenden Dörfern ꝛc. Ich dachte mir, es müßten außergewöhnliche Mittel ergriffen werden, um die vornehmern Klassen der Chinesen zum Christentum heranzuziehen. Bei der gemeinschaftlichen Mahlzeit brachte ich den Gegenstand zur Sprache. Die Herren der Mission, der Bischof an der Spitze, sind für den Plan einer Schule für die bessern Stände und mit teilweise europäischen Unterrichtsfächern schon längst eingenommen, und der Gedanke eines dazu gehörigen Museums mit Modellen aus Europa versetzte sie geradezu in Begeisterung, doch konnte kein Entschluß gefaßt werden, ohne die Ansicht des eben abwesenden Bischofes zu kennen.

Die Verwirklichung des Planes könnte sofort erfolgen, denn Raum für die Aufstellung europäischer Mustersammlungen ist in dem Schulgebäude genug vorhanden, nur würde es einer Postverbindung der Mission mit den chinesischen Seehäfen und dadurch auch mit Europa bedürfen, um das Unternehmen nutzbringend für den deutschen Handel zu gestalten. So unglaublich es auch klingen mag, es ist doch Thatsache, daß die 50 deutschen hochgebildeten Männer, welche die Mission zählt, ohne alle Postverbindung mit Europa, ja mit ihrem nächsten Nachbarorte sind. Bekanntlich ist erst 1897 die Errichtung einer kaiserlich chinesischen Post beschlossen worden, aber ehe diese das Innere von Schantung erreicht, werden noch Jahre vergehen. Wohl giebt es in China Privatpostanstalten; doch ist gerade Schantung mit solchen weniger gesegnet, und dazu sind diese Privatposten hauptsächlich solche verschiedener geschlossener Kaufmannschaften und Gilden, welche die Beteiligung von Fremden nicht zulassen. So sind denn die Missionare gezwungen, ihre Briefe durch ihre eigenen Boten entweder 500 Kilometer weit über Land zum nächsten Briefkasten in Tientsin senden zu lassen oder 800 Kilometer weit nach Schanghai. Es kostet, trotz der Wohlfeilheit des Reisens in China und der geringen Löhne für die Boten, doch jedesmal 30 bis 40 Mark, bevor die Briefe der Mission dem Briefkasten anvertraut sind, und bei den geringen Mitteln der Mission können selbstverständlich derartige Boten nur ein, höchstens zwei Mal im Monat abgesandt werden. Aehnliche Klagen hörte ich in allen Missionen von ganz Schantung. Katholiken und Methodisten, Presbyterianer, Anglikaner und Baptisten müssen ihre Briefe durch Boten nach dem nächsten Hafen senden, die Missionen des Westens nach Schanghai, jene des Nordens nach Tientsin, jene von Mittel- und Ost-Schantung nach Tschifu. Ich habe während meiner Reise durch dieses Gebiet etwa ein Viertelhundert verschiedener Missionen besucht, überall wahre Lichtpunkte europäischer Kultur gefunden,

liebenswürdige, gebildete, gastfreie Menschen, in den protestantischen Missionen viele Frauen mit Kindern, und diese uns so nahestehenden geistlichen Kolonien mit vielleicht dreihundert bis vierhundert Seelen haben noch keine Post, außer jener, welche sie sich mit ganz unverhältnismäßig hohen Kosten selbst eingerichtet haben.

Das brachte mich auf den Gedanken, doch eine regelmäßige Postverbindung zwischen dem deutschen Hafen Tsingtau und dem Sitz der deutschen Mission Tsining in Anregung zu bringen, welche von der kaiserlich deutschen Post in Tsingtau verwaltet werden und alle auf der großen Verkehrsroute Tsingtau-Wei-hsien-Tsingtschou-Tsinan-fu und Tsining gelegenen Missionen berühren könnte. Für einen vierzehntägigen Dienst in Verbindung mit den deutschen Reichspostdampfern wären im ganzen nur zwei berittene Boten erforderlich, deren Kosten nach meinen eigenen Erfahrungen insgesamt nicht mehr als 120 Mark im Monate betragen würden. Wenn von dreihundert Missionaren jeder wöchentlich nur einen Brief schriebe, so würde dies bei dem gewöhnlichen Briefporto für das Ausland von 20 Pfg. monatlich 240 Mark, also das Doppelte der Botenkosten betragen. Die Postanstalt in Tsingtau hätte also sogar einen erheblichen Verdienst. Von seiten Chinas würden wohl kaum Schwierigkeiten gemacht werden, soweit meine Erkundigungen reichen, und selbst wenn solche Schwierigkeiten vorhanden wären, so könnte es sich doch nur um das chinesische Briefporto handeln. Die Missionare erklärten sich jedoch sämtlich mit Vergnügen bereit, neben den deutschen Briefmarken auch noch den Gegenwert in chinesischen Briefmarken auf ihre Briefe zu kleben, damit die chinesische Post nicht zu kurz käme. Tsingtau ist entschieden von vornherein zum Haupthafen von Schantung ausersehen, und nicht Tschifu. Die Entfernungen zwischen diesen beiden Häfen und den wichtigsten Städten Schantungs sind folgende:

	von Tschifu	von Tsingtau
	Kilometer	Kilometer
Wei-hsien	310	175
Itschou	550	280
Tsinan	550	400
Tschutsun	450	300
Ping-e	240	95
Tsingtschou	370	225
Tsining	760	610
	3230	2085

Bei sieben Städten allein zeigt sich schon ein Gesamtunterschied von etwa 1200 Kilometer zu Gunsten Tsingtaus. Bei zweimaliger Postverbindung im Monate ergiebt dies im Jahre einen Unterschied der Botenwege von nahezu 30 000 Kilometer. Deutschland würde nicht nur seinen eigenen Missionen gegenüber gewissermaßen eine Pflicht erfüllen, sondern auch den anderen Missionen einen Dienst erweisen, der, statt Kosten zu machen, Einnahmen bringt und dabei vom politischen und kommerziellen Standpunkt aus fruchtbar sein würde. Sobald die Eisenbahn Tsingtau-Tsinan aus dem

Stadium des Projektes heraustritt, muß doch an eine Poſtverbindung gedacht werden, und es wäre vielleicht angezeigt, dieſer Frage jetzt ſchon näher zu treten.

Während unſerer Geſpräche in der Miſſion von Tſining kam das Thema häufig auf die beiden armen ermordeten Miſſionare Nieß und Henle, die heute noch immer nicht beerdigt ſind, denn nach chineſiſchem Geſetz und Gebrauch kann die Beerdigung erſt ſtattfinden, wenn die mit dem Tode zuſammenhängenden Prozeſſe entſchieden ſind. Das iſt

Die Gräber der ermordeten Miſſionare Nieß und Henle mit den Miſſionaren von Tſining.

noch nicht der Fall. Die Leichen der beiden Unglücklichen ſtehen vorläufig mit ihren Särgen über der Erde in feſten luftdichten Ummauerungen und harren der endgültigen Beiſetzung, die vorausſichtlich noch in dieſem Jahre erfolgen wird.

Auf meinen Wunſch, die vorläufigen Gräber zu ſehen, begleiteten mich mehrere Herren hinaus in die herrliche, im ſchönſten Frühlingskleide prangende Landſchaft von Weſt-Schantung, nach einem etwa 9 Li von Tſining gelegenen friedlichen Dörflein. Dort hat die Miſſion für wenige tauſend Mark eine kleine Beſitzung erworben, um unter Leitung zweier Laienbrüder etwas Landwirtſchaft zu treiben, Gemüſe zu pflanzen und gleichzeitig ein ſtilles Oertchen zu haben, um während der überheißen Sommertage

ein wenig der Ruhe pflegen zu können. Von den wenigen ärmlichen Chinesenhäusern, welche zu dem Besitz in Te-tia-tschuang gehören, ist eines zu einer Kapelle eingerichtet worden, andere dienen den Laienbrüdern, Fuhrknechten und den Einrichtungen eines gewöhnlichen Meierhofes. Hinter diesem dehnt sich, von schattigen chinesischen Lustgärten umgeben, ein großer Gemüsegarten aus, und am äußersten Ende desselben befindet sich ein etwa 100 Quadratmeter großer freier Platz. Dort liegen, nur wenige Schritte voneinander getrennt, die beiden Opfer des chinesischen Fremdenhasses. Die Särge sind, wie gesagt, in zwei aus gebrannten Ziegeln aufgeführten Sarkophagen eingemauert und tragen vorläufig weder Kreuz noch Inschrift. Erschüttert blieben wir alle vor diesen einfachen Gräbern stehen. Sie sind die ersten der deutschen Missionen von Süd-Schantung, und der Platz, auf welchem sie liegen, soll überhaupt der Friedhof der Mission werden.

Ich erkundigte mich, ob schon viele Beiträge für ein der armen Missionare würdiges Denkmal von Deutschland eingelaufen wären. Darob etwas Verwunderung, etwas Verlegenheit. Und als ich die Frage wiederholte, wurde mir die Antwort zu teil, es sei noch kein Betrag gekommen.

Ueber Kiautschou und Tsingtau, über den neuen Hafen- und Dockanlagen, Eisenbahnen, Kohlengruben, Handelsunternehmungen aller Art hat also Deutschland die beiden Opfer vergessen, welche die direkte Veranlassung zu all diesen den Chinesen abgepreßten Konzessionen gewesen sind. Gewiß, die Regierung hat zunächst für eine Entschädigung der Mission Sorge getragen und die Chinesen veranlaßt, einen erheblichen Beitrag zur Erbauung von Sühnekirchen zu leisten. Wäre es aber nicht angezeigt, wenn die Deutschen zu Hause auch für eine würdige Bestattung der beiden in fernsten Landen gefallenen Landsleute sorgen würden? Als die tapfere Besatzung des Iltis in China mitsamt dem Schiffe unterging, da gab das ganze Deutschland die erhebendsten Beweise seines Mitgefühls zu erkennen, alle Taschen öffneten sich für die Hinterbliebenen, Schanghai sammelte für ein würdiges Denkmal, und die wackern deutschen Seeleute sind nach ihrem Heldentode nach Gebühr geehrt worden.

Sind die Missionare Nieß und Henle nicht auch Streiter gewesen für deutsche Gesittung und Religion auf heidnischem Boden? Wäre es nicht gerecht und billig, daß auf diese beiden Armen doch wenigstens ein schwacher Strahl deutscher Dankbarkeit fiele? Es erscheint kaum glaublich, daß nicht irgendwo bereits eine Sammlung für die Errichtung eines würdigen schönen Denkmals eröffnet worden sei, und doch ist dieses eine Ehrenschuld gegenüber den gemordeten deutschen Landsleuten. Sie, die mit ihrem Blute dem Vaterlande eine Kolonie erkauft haben, sie, die dem deutschen Handel neue Bahnen eröffnet haben, sie dürfen nicht vergessen werden und verdienen ein würdiges Grab. Die Chinesen müssen sehen, daß Deutschland seine vor dem Feinde gefallenen Söhne ehrt, sie müssen erkennen, daß das ganze Volk hinter diesen steht. So viele Bankhäuser, Geldinstitute, Industrielle, Kaufleute von Deutschland haben sich sofort zur Beteiligung gemeldet, als es galt, Summen für neue wirtschaftliche Unternehmungen in China zu zeichnen. Diese selben Persönlichkeiten und Institute von Deutschland werden

hoffentlich nicht ihre Geldbeutel zuhalten, wenn es gilt, jenen durch ein Denkmal zu danken, welche durch ihren Tod dieſe wirtſchaftlichen Unternehmungen ins Leben gerufen haben.

Auf dem Hoangho ſtromabwärts ſchwimmend, erhielt ich in Tſinan, der Hauptſtadt Schantungs, eine Depeſche aus Tientſin, in welcher mir der Biſchof von Anzer, der mittlerweile von ſeiner Europareiſe nach China zurückgekehrt war, eine Zuſammenkunft in der Stadt Tungkuang am großen Kaiſerkanal vorſchlug. Die Depeſche war mehrere Tage alt. Ich brach deshalb meine Weiterreiſe auf dem Hoangho ab und eilte zu dem Stelldichein. Te-dſchou, eine große Handelsſtadt am Kanal erreichte ich in anderthalb Tagen, um dort ein gutes Chineſenſchiff für die Kanalfahrt zu mieten. Abermals anderthalb Tage nachdem ich mich eingeſchifft hatte, war ich in Tungkuang, fand aber in der dortigen franzöſiſchen Miſſion, die von Pater Boſch, einem Belgier, geleitet wird, den Biſchof noch nicht vor. Pater Boſch hatte auch keine Nachricht von demſelben erhalten. Eben war ich im Begriff, aufzubrechen, um dem Biſchofe auf dem Wege nach Tientſin entgegenzueilen, als ſich die Thüre öffnete und ein ſtattlicher Mann in die Stube trat, der, von dickem Staube bedeckt, kaum zu erkennen war: es war Biſchof von Anzer. Auch er hatte, um das Rendezvous nicht zu verſäumen, ſein Kanalboot 80 Li unterhalb Tungkuang verlaſſen und war von Sonnenaufgang bis nachmittags bei furchtbarer Hitze und Staub auf einem Eſel bis hierher geritten, um mich, den er ſchon ſeit Tagen hier vermutete, nicht zu lange warten zu laſſen. Er war auf dem Rückwege nach ſeinem Miſſionsgebiete begriffen, und als ich ihm meine Wahrnehmungen und Vorſchläge, wie ſie in den obigen Zeilen zum Ausdruck gelangten, mitteilte, gab er mir freudig ſein vollkommenes Einverſtändnis zu erkennen, beſonders mit dem Projekt der Errichtung eines Muſeums in Tſining. Es war ein merkwürdiges Zuſammentreffen, denn wie mir Pater Boſch, der ſchon ſeit vielen Jahren hier ſtill und vergeſſen ſeines geiſtlichen Amtes waltet, verſicherte, war ich der erſte Europäer, der ihn ſeit ſeinem Hierſein beſucht hat. Leider war unſer Beiſammenſein nur ein kurzes, denn ſchon nach einigen Stunden befand ich mich wieder auf meinem Schiffe, um nordwärts nach Peking zu fahren.

Die „Großen Messer", eine Geheimgesellschaft in Schantung.

In den christlichen Missionen, die ich in den verschiedenen Städten von Schantung besuchte, kam die Rede gewöhnlich auf einen neuen Geheimbund, die „Großen Messer" genannt, der es besonders auf die Missionare abgesehen haben soll, und dem auch die Ermordung der beiden deutschen Missionare Nieß und Henle im November 1897 zugeschrieben wird. Von den offiziellen Persönlichkeiten, die ich über diesen Geheimbund befragte, konnte oder wollte mir niemand bestimmte Nachrichten geben, ja das Vorhandensein der „Großen Messer" wurde überhaupt ganz abgeleugnet. Die einen sagten, es gäbe keine „Großen Messer", die anderen, es hätte einen Geheimbund dieses Namens wohl gegeben, aber er wäre bereits wieder aufgelöst.

Der kommandierende General von Schantung, der in Yentschou-fu seine Residenz hat, behauptete ebenfalls, die Da-do-hui (oder Ta-tau-hui) wären längst über die Grenzen von Schantung nach Honan und Schansi geflohen, denn die Regierung hätte einen hohen Preis auf die Köpfe der Mitglieder dieser Gesellschaft gesetzt, und die Missionare wären, solange er in Schantung kommandierte, vollständig sicher. Ich will die guten Absichten des Generals, eines sehr liebenswürdigen, aufgeklärten und europäerfreundlichen Mannes, nicht bezweifeln, doch ist es mir entschieden lieber, in meiner eigenen Haut als in jener eines Missionars von Süd-Schantung zu stecken. Gerade während ich von Tsingtschou-fu nach Tsinan-fu reiste, erhielt ich die Kunde von einem neuerlichen Mordanschlag auf den in einem Orte im Südwesten der Provinz amtierenden deutschen Pater Dewes. Dreißig Chinesen waren mit dem Vorhaben, ihm nur einen Besuch abstatten zu wollen, in die Mission gedrungen; der Missionar schöpfte Verdacht und verließ den Raum, in welchem sie sich befanden, um, wie er sagte, Thee für sie zu besorgen. Statt dessen eilte er, so rasch er konnte, zu dem Ortsmandarin. Derselbe sandte sofort eine Abteilung Soldaten in die Mission. Nach blutigem Kampfe gelang es den Truppen, einige Chinesen festzunehmen. Diese gestanden in der That ein, daß sie mit der Absicht in die Mission gedrungen waren, den Missionar zu ermorden.

Aber nicht nur dieser Vorfall, auch die Aussagen sämtlicher Missionare der deutschen Mission, die ich darüber befragte, bestätigten mir die weite Ausbreitung der „Großen Messer" und die Möglichkeit neuer Blutthaten. Niemand kennt die Verhältnisse besser als diese Missionare, vornehmlich die katholischen. Sie sind durch ihren Beruf in ununterbrochenem, vertrautem Verkehr mit einer großen Zahl von Chinesen der verschiedensten Stände, und was die christlichen unter ihnen keinem einzigen ihrer eigenen Landsleute anvertrauen würden, das sagen sie unverhohlen dem Missionar. Würden die Mandarine, die mit der Untersuchung der Mordthaten von Kü-ye betraut waren, mit den Missionaren Hand in Hand gearbeitet haben, statt diesen in jeder Weise heimlich entgegenzuarbeiten, die Mörder wären längst eingefangen und gebührend bestraft worden. Bis zur Besetzung von Kiautschou steckten sogar manche Mandarine mit den Geheimbündlern unter einer Decke, und erst das Auftreten Deutschlands hat ihnen gezeigt, daß sie nicht auf dem bisherigen Wege weitergehen dürfen, wenn ihnen ihre Stellung lieb ist.

Gelegentlich einer Unterredung mit dem Präfekten von Te-dschou am Kaiserkanal kam das Gespräch auch auf die „Großen Messer". Der Mandarin meinte mit vielsagender Miene: „Deutschland baut seine chinesischen Eisenbahnen mit Missionaren", worauf ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen: „Und China verliert sie durch die sträfliche Nachlässigkeit mancher Mandarine".

Auf der anderen Seite muß es auch zugegeben werden, daß es ungemein schwierig ist, diesen Geheimbünden beizukommen. China ist voll von geheimen Gesellschaften, von denen manche unter verschiedenen Namen schon seit Jahrtausenden bestehen*). Die gefürchtetste und mächtigste ist die Tien-ti-hui oder Dreiheitgesellschaft, die über Hunderte von chinesischen Städten verbreitet ist und überall die geheimsten und entlegensten Schlupfwinkel zu ihren Versammlungsorten aussucht. Ihre Mitgliederzahl muß mehrere Millionen erreichen, die in verschiedene Logen verteilt sind und keinen obersten Großmeister, sondern nur fünf Großlogen in den Provinzen Fokien, Kwangtung, Yünnan, Hunan und Tschekiang besitzen. Alle Mitglieder müssen sich durch die strengsten Gesetze und bei den furchtbarsten Strafen, die überhaupt ersonnen werden können, zu Gehorsam und Einhaltung der Vorschriften der Tien-ti verpflichten. So z. B. ist es den Mitgliedern bei Todesstrafe verboten, sich in irgend einer Sache an die Gerichte, Behörden oder Polizei zu wenden. Der 35. Grundartikel setzt ebenfalls die Todesstrafe darauf, wenn ein Mitglied irgendwie vor Gericht Zeugenschaft ablegt, außer es ist falsche Zeugenschaft auf Befehl der Logenleiter. Die ganze Gerichtsbarkeit der Logenmitglieder obliegt diesen Logenleitern. Man kann sich schon daraus den ungeheuren Einfluß und die Bedeutung der Tien-ti-Gesellschaft vorstellen. Sie bildet gewissermaßen einen Staat im Staate, vielleicht stärker und einflußreicher, jedenfalls aber besser organisiert als dieser, und Boyle sagt von ihr: „Sie ist die verkommenste, blutdürstigste und bedrückendste Gesellschaft, welche die Weltgeschichte kennt".

*) Siehe: Die Geheimgesellschaften von China in China und Japan von E. v. Hesse-Wartegg, J. J. Weber, Leipzig, 1897.

Der nächst mächtigste Geheimbund ist der „Wu-wei-kiau", zu deutsch etwa: „Thue nichts", in früheren Zeiten bis 1724 auch „Weißer Lotos" genannt. Die Wu-wei-kiau wirken auf den Aberglauben der Chinesen, indem sie sich als Zauberer ausgeben, im Bund mit diabolischen Mächten. Wie bei der Tien-ti-Gesellschaft, so ist auch bei dieser der Hauptzweck die Beseitigung der Fremdherrschaft, d. h der Mandschurendynastie, aber sie gehen noch weiter und haben allen Europäern und den fremden Religionen, zunächst also auch den Missionaren, Feindschaft geschworen. „China für die Chinesen" ist ihr Grundsatz. Eine Menge der Missionarmorde und Angriffe auf die

州各國在華傳教
正巫應加意保護
堂愚民造言毀謗
示立拘從嚴究懲

Proklamation der Behörden von Süd-Schantung zum Schutz der Missionen.

christlichen Missionen in den letzten Jahrzehnten wird ihnen in die Schuhe geschoben, darunter auch die Niedermetzelung der englischen und amerikanischen Missionare im Jahre 1895.

Bald nach dem Kriege, vielleicht als Folge desselben und der dabei zu Tage getretenen Ohnmacht der Mandschurenregierung, entstand auch im südlichen und westlichen Schantung eine ähnliche Geheimgesellschaft, Tjiu-dschung-tsau genannt, die allem Anschein nach nur ein Ableger der Weißen Lotosgesellschaft ist. Wenigstens wirken hier Mitglieder durch ähnliche Mittel auf die anderen Chinesen. Nach dem Glauben

der letzteren besitzen sie das Geheimnis, sich unverwundbar zu machen. Zettel, auf welchen die Formel für diese Unverwundbarkeit geschrieben steht, werden verbrannt, und die Asche wird, in Wasser aufgelöst, getrunken. Während der drei Tage ihres Noviziats opfern sie Buddha, bearbeiten sich dazwischen mit Ziegelsteinen Arme und Brust, und die Achillessehne sind fertig. Als einzige Waffe tragen sie eine kurze Lanze mit roten Pferdehaarbüscheln. Vor dem Kampfe halten sie ihre Fäuste geballt vor das Gesicht und murmeln Beschwörungsformeln.

Die Tji-dschung-tsau hielten ihre Uebungen im Freien ab und zeigten sich dabei in der That gegen Pistolenschüsse und scharfe Schwerthiebe unverwundbar. Welcher Zauber dabei den Zuschauern vorgemacht worden ist, entzieht sich der Beurteilung, kurz, die Chinesen glaubten steif und fest daran, und als bald nach der Gründung des Geheimbundes Räuberhorden die Gegenden von Süd- und West-Schantung unsicher machten, riefen die Einwohner der verschiedenen bedrohten Ortschaften die Tji-dschung-tsau zu Hilfe.

Schon bei dem ersten Kampfe wurde der gefürchtetste Rinaldini von Schantung, Namens Yuo-Oerl-Ming, der Anführer einer Räuberbande von mehreren hundert Köpfen, von den Geheimbündlern getötet und die ganze Gesellschaft in alle Winde versprengt. Das und ähnliche glückliche Scharmützel erhöhten den Ruf der Tji-dschung-tsau derart, daß sie bald zu großem Ansehen gelangten und selbst aus den besseren Ständen massenhaften Zulauf fanden. Durch die Mitgliederschaft glaubte man sich gegen Räuberangriffe geschützt, und unternahm ein Mitglied irgend eine Reise, so führte es dazu immer seine rote Lanze mit, ja es steckte sie sogar über die Thüre seines Hauses, und seltsam genug, die Räuber achteten dieses Zeichen, wo immer sie es fanden. Selbst verschiedene Ortsmandarine riefen die Tji-dschung-tsau zu Hilfe, wenn ihre Militärmacht nicht ausreichte, dem Räuberunwesen zu steuern. Nun schien den Anführern des Geheimbundes die Zeit gekommen, um die Fahne des Aufstandes zu erheben; überall organisierten sich Banden, die Ortsmandarine berichteten an die Provinzregierung nach Tsinan-fu, und von dort kam der Befehl, nunmehr mit aller Macht gegen die Aufständischen vorzugehen. Schon im ersten Kampfe mit den Provinztruppen fiel eine ganze Menge der „Unverwundbaren" unter den Schwertstreichen; die Gefangenen wurden von den Ortsmandarinen in die Holzkäfige gesteckt, wie sie in den Höfen jedes Yamens in Schantung stehen, und in diesen Käfigen am Halse aufgehängt. Nach zwei bis drei Tagen fanden die „Unverwundbaren" so ihren jämmerlichen Tod. Die Seifenblase war geplatzt, mit den Tji-dschung-tsau war es schon in den Sommermonaten 1895 vorbei.

Aber die Chinesen sind leichtgläubige Leute, und dazu ist die Unzufriedenheit mit der Regierung wie mit dem stetigen Fortschreiten der Europäer so groß, daß es bald zu einem neuen Geheimbunde kam, der wohl ganz wie der letzte auch nur ein Auswuchs der Sekte der „Weißen Lotos" sein dürfte, nur unter einem anderen Namen. Dieser Name ist eben Ta-tau-hui oder „Gesellschaft der Großen Messer". Warum „Große Messer", weiß ich nicht, denn ihre Waffe ist ebenfalls nur eine lange, schmale zweischneidige Lanze, im Chinesischen Piau-djiang genannt. Ich sah eine derartige erbeutete Waffe bei einem der Mandarine von Tsinan-fu.

Der Anführer der Ta-tau-hui, Namens Tschan-tsia-dschi, ist ein Greis von 70 Jahren, der gewöhnlich auf einem schwarzen Pferde reitend, in verschiedenen Orten erscheint, um dort Anhänger für den Geheimbund zu gewinnen. Er ist aus Yanku in Süd-Schantung gebürtig, aber wie niemand in seiner eigenen Heimat als Prophet gilt, so zählen auch die „Großen Messer" in Yanku nur wenige Anhänger. Ihr Hauptsitz ist Tsau-tschau-fu, die westlichste Präfektur von Schantung, deren Bewohner als ungemein leicht erregbar, grausam und aufrührerisch gelten. Indessen nach allem, was mir die Missionare von ihnen erzählten, besitzen sie dafür auch mehr Charakter, und alle Chinesen dieses Distriktes, welche von ihnen zum Christentum bekehrt wurden, sind bessere, standhaftere Christen als in anderen Distrikten, wo es damit lange nicht so ernst genommen wird. Ueber die Bewohner von Tsau-tschau-fu ist auch das Gerücht verbreitet worden, sie wären Kannibalen, und Menschenfleisch würde in der Stadt ganz offen feilgeboten. Dieses Gerücht wurde mir von allen Missionaren von Süd-Schantung als unrichtig bezeichnet. Es entstand durch einen chinesischen Schriftgelehrten, der es einem der Missionare erzählte. Dieser berichtete es nach Tsining, und so kam es in Umlauf. Wohl hat es in China zeitweilig bei großer Hungersnot, besonders in den Gegenden des Hoangho und bei Tientsin, Kannibalismus gegeben, aber er wurde stets von der Regierung auf die grausamste Weise bestraft. Die Menschenfleischfresser wurden bei lebendigem Leibe gepfählt. In Tsau-tschau-fu wird zuweilen das Fleisch hingerichteter Verbrecher gegessen, aber nur als eine Art Fetisch, nicht etwa aus kannibalischen Neigungen oder aus Not.

Auch die Ta-tau-hui geben sich als unverwundbar aus, und ihr Schutzmittel sind ebenfalls Papierzettel mit allerhand Zauberformeln. Sie haben auch früher, als sie von der Regierung noch nicht so verfolgt wurden, in ähnlicher Weise Waffenübungen veranstaltet wie die Tji-dschun-tsau. Ihr Streben ist dasselbe: Vertreibung der Mandschuregierung, Vertreibung der Europäer. Hauptsächlich zu dem Zweck, um der Regierung Knüppel zwischen die Beine zu werfen, haben sie im Jahre 1895 über zwanzig Bethäuser der katholischen Mission von Süd-Schantung niedergebrannt. In der That mußte die Regierung schon damals der Mission einen Schadenersatz von 10000 Tiau (1 Tiau etwa 1 Mark 60 Pfennig) leisten. Die Provinzregierung wurde angewiesen, die Ta-tau-hui zu vertreiben, und in der That zog der jetzige Nien-Tai (Provinzialrichter) von Schantung, welcher damals Yü-ta-dschen (Mandarin) von Tsau-tschau-fu war, an der Spitze von Regierungstruppen persönlich gegen die „Großen Messer" ins Feld. Die letzteren wurden versprengt, dreißig von ihnen gefangen und in der Stadt Schain-hsien hingerichtet. Unter den Hingerichteten befand sich auch ein Anführer der „Großen Messer", Namens Liu-schö-dsau. Aber das eigentliche Haupt, der schon genannte Tschan-tsia-dschi, flüchtete über die Grenze nach Honan und konnte bis heute nicht festgenommen werden. Ich habe selbst die Proklamation angeschlagen gesehen, in welcher die Regierung den Betrag von 1000 Taels auf seinen Kopf setzt.

Dieses strenge Vorgehen für die an den Missionen verübten Unthaten erbitterte die „Großen Messer" natürlich noch mehr. Bald darauf wurde in Kü-ye, dem Missionssitz

sitze der beiden unglücklichen Priester Nieß und Henle, ein christlicher Mandarin zum Präfekten ernannt. Die „Großen Messer" glaubten nun einen Hauptschlag gegen diese Missionare, gegen den ihnen unbequemen christlichen Mandarin und gegen die Regierung selbst auszuführen, indem sie das Todesurteil über die genannten Missionare aussprachen und bekanntlich vollstreckten.

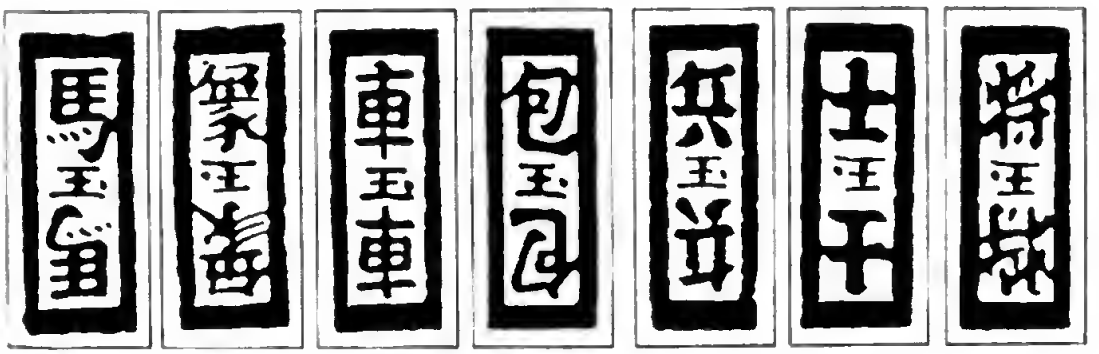
Daß diese Morde wirklich das Werk der „Großen Messer" waren, ist zweifellos. Gelegentlich meines Besuches von Tsining erzählte mir der Provikar der Mission die näheren Umstände, durch welche es ihm gelang, dies auszuforschen. Kurz vor Neujahr 1898 fanden in dem Dorfe Twan-lü, in der Unterpräfektur Yü-tè, Kämpfe zwischen zwei feindlichen Bauernparteien statt, und eine der letzteren rief die „Großen Messer" zu Hilfe. Mehrere hundert der letzteren eilten wirklich herbei, es kam zu blutigen Kämpfen, und auf beiden Seiten fielen über sechzig Mann. Wieder mußte Militär herbeigeholt werden, um Ruhe zu schaffen, und bei dieser Gelegenheit wurde ein Mann, Namens Lu, gefangen genommen und nach Yü-tè gebracht. Um seine Haut zu retten, sagte er dort aus, er kenne die Mörder der beiden Missionare. Das erfuhr Pater Freinademetz. Er begab sich sofort nach Yü-tè und ließ den Gefangenen in Gegenwart des Mandarins verhören, allein die Namen der Mörder waren nicht aus ihm herauszubekommen, denn er fürchtete die Vergeltung durch die „Großen Messer". Alles was er aussagte, war, daß die als des Mordes Verdächtigen, welche im Gefängnis von Kü-ye saßen, neun Mann an der Zahl, nicht die Mörder wären. Pater Freinademetz bat nun den Mandarin, den Gefangenen festzuhalten, weil er ihn später als einen Hauptzeugen noch benötigte. Allein bald darauf starb er im Gefängnis, wahrscheinlich durch den Mandarin beseitigt.

In der Zwischenzeit drängte die Provinzialregierung auf direkte Veranlassung von Peking, die Angelegenheit zu Ende zu bringen, und der neue Mandarin von Kü-ye bat deshalb den Provikar um seine Einwilligung zur Hinrichtung der Gefangenen. Pater Freinademetz konnte diese nicht erteilen, da er von ihrer Unschuld überzeugt war. Dennoch wurden im Monat März zwei von ihnen geköpft, denn thatsächlich hatten alle neun, um den schrecklichen Foltern, denen sie ausgesetzt wurden, ein Ende zu bereiten, die Mordthat eingestanden. Die wirklichen Schuldigen waren natürlich längst geflohen.

Der Pekinger Regierung war berichtet worden, daß die Urheber der Morde die „Großen Messer" seien; wie war dies aber möglich? Der jetzige Provinzialrichter hatte doch schon, als er noch Präfekt von Tsau-tschau fu war, der Regierung gemeldet, daß er die Ta-tau-hui vollständig vernichtet hätte. Es giebt also keine Ta-tau-hui für die Regierung mehr, sonst hätte der Provinzialrichter eingestehen müssen, daß er einen falschen Bericht eingesandt hatte, und damit hätte er nicht nur, wie die Chinesen sagen, „sein Gesicht verloren", er hätte auch seinen Kopf eingebüßt. Deshalb kam der hohe Herr im März nochmals nach Kü-ye, um sich den Thatsachen entgegen von den Mandarinen schriftlich bestätigen zu lassen, daß es keine „Großen Messer" mehr gäbe, und daß die Mörder diesem Geheimbunde nicht angehörten. Mit dem Provinzialrichter kamen auch der Taotai von Yentschou-fu und der Präfekt von Tsau-tschau-fu nach Kü-ye, und wo so große Herren sich bemühen, mußte dem Gesetze

doch auf der Stelle Genüge geschehen. Ganz wie Pater Stenz in seinem durch die Zeitungen bekannt gewordenen Berichte gesagt hat, so erzählte mir auch Pater Freinademetz, daß die Soldaten alle möglichen Leute einfingen, um sie durch schreckliche Foltern zum Loskauf oder zum Geständnis zu zwingen. Gegen siebzig wurden in die Gefängnisse geschleppt, etwa die Hälfte kauften sich los, dreißig aber starben infolge der Foltern und Krankheiten.

So stand die Sache noch im Mai. Von seiten der Mission ist alles Erdenkliche geschehen, um der Mörder habhaft zu werden, und die Missionare, Provikar Freinademetz an der Spitze, haben zu diesem Zwecke eine Menge gefahrvoller und anstrengender Reisen unternommen. Sie haben die deutsche Gesandtschaft in Peking auch von allen Einzelheiten unterrichtet, aber noch immer ist der Mord der beiden deutschen Missionare nicht gesühnt.



Pferd Elefant Wagen Kanone Bauer Kanzler Feldherr

Chinesische Schachfiguren.

Mein Bootführer auf dem Hoangho.

Hoangho und Kaiſerkanal.

Bei der Abreiſe von Tſining war es meine Abſicht geweſen, von Ping-e aus auf dem Hoangho in weſtlicher Richtung bis zu ſeiner Kreuzung mit dem Kaiſerkanal zu fahren, dann dem Lauf dieſes mächtigen Stromes bis zu ſeiner Mündung zu folgen und dort eine chineſiſche Dſchunke zu nehmen, die mich quer über den Golf von Petſchili nach Taku, an die Mündung des Peiho bringen ſollte. Von dort über Tientſin nach Peking führt ſeit 1897 bereits eine Eiſenbahn.

Das Programm erſchien mir deshalb verlockend, weil der Flußlauf des Hoangho bisher nur ſehr unvollſtändig erforſcht worden iſt. Nur vier oder fünf Reiſende haben den unteren Gelben Fluß von ſeinem Eintritt in die Provinz Schantung an befahren, darunter zwei Deutſche: Der ſchon mehrfach genannte Pater Freinademetz, der vom Golf von Petſchili ſtromaufwärts bis Ping-e kam, wo ich mich eben befand, und der königl. preuß. Baurat K. Bethge, der in den achtziger Jahren von dem Gouverneur der Provinz Schantung gebeten wurde, den Flußlauf behufs Verhinderung der alljährlichen, verheerenden Ueberſchwemmungen zu unterſuchen. Keiner von beiden hat jedoch meines Wiſſens den Hoangho geſchildert, und da der Fluß im Bezug auf den Bau einer Eiſenbahn von Schantung nach Peking durch Deutſche in der nächſten Zukunft außerordentliche Bedeutung erlangen wird, beſchloß ich, die Flußfahrt ſelbſt zu unternehmen. Aus der Fahrt über den Golf von Petſchili ſollte es nichts werden. Auf meine Bitte gaben ſich die Mandarine in der Provinzhauptſtadt Tſinan-fu alle Mühe, um an der Mündung des Hoangho eine ſeetüchtige Dſchunke aufzutreiben. Daß es dort keine Dampfer gäbe, wußte ich allerdings; der einzige Dampfer, der die weſtliche Hälfte des Golfs von Petſchili befährt, iſt der „Kwang-tſchi“ der von Chineſen geleiteten Dampfergeſellſchaft „China merchants Company“, und dieſer berührt nur die Rhede Tigerhead bei Laitſchau-fu an der Nordküſte der Halbinſel Schantung ſowie den neuen Hafen Hiong-yo-go ſüdlich der Hoanghomündung. Dampfer waren alſo ausgeſchloſſen, aber daß es dort nicht einmal zu jeder Zeit chineſiſche Dſchunken gäbe, hätte ich nicht erwartet.

Im Gouverneurshamen von Tſinan-fu wurde mir als die einzig mögliche Reiſeroute nach Peking der Landweg nördlich durch die Provinz Petſchili angegeben, für deſſen Benützung ich mich höflichſt bedankte. Ich hatte eben 1000 Kilometer zu Pferd und Wagen auf den Landwegen von Schantung zugebracht und lechzte keineswegs danach, noch einmal 10 bis 14 Tage lang durch fußtiefen Staub zu wandern. Eine

zweite Möglichkeit, von Schantung nach Peking zu gelangen, war von Tsinan-fu aus nach dem zwei Tagereisen entfernten Tedschou, nahe der Nordgrenze Schantungs am Kaiserkanal gelegen, zu reiten und von dort den Kanal bis Tientsin zu benützen, denn oberhalb Tedschou empfängt derselbe wasserreiche Zuflüsse, und auf dieser Strecke ist er mit Ausnahme von zwei Wintermonaten das ganze Jahr über schiffbar. Diese Route schien mir die interessanteste, um aber die Flußfahrt auf dem Hoangho doch mit in mein Programm aufnehmen zu können, beschloß ich, wenigstens von Ping-e etwa 30 Kilometer stromaufwärts zu fahren, um die Kreuzung dieses Stromes mit dem Kaiserkanal kennen zu lernen, von dort stromabwärts an die Mündung des Hoangho zu segeln und dann über Land nach Tedschou zu reisen, um dort ein Kanalboot zu nehmen.

Mein Segelboot für die Hoanghofahrt lag schon bereit, als ich, von Ping-e kommend, an den Stromufern eintraf. Der Mandarin von Ping-e hatte es auf Weisung vom Gouverneursyamen aus bereits vor einigen Tagen für mich und meine Leute belegt. Etwa von der Größe eines holländischen Fischerboots, wie sie auf dem Strand von Scheveningen oder Ostende zu sehen sind, schaukelte es sich auf den bewegten trüben Wellen des reißenden Stromes, dicht am Ufer. Bug und Stern des in schreienden Farben bemalten Fahrzeugs waren um etwa 2 Fuß höher als die Mitte, wo sich ein hoher Mast erhob. Vor diesem befand sich ein etwa 2 Quadratmeter großes Loch im Verdeck, das durch den Bootsraum bis auf den mit Matten bedeckten Boden führte, und das war meine Kabine.

Während meine Leute das Gepäck an Bord schafften, hatte ich Zeit, mich ein wenig umzusehen. Auf dem diesseitigen, mit tiefem Sand bedeckten Ufer erhoben sich ein paar elende Lehmhütten, die Wohnungen der Fährleute, deren Geschäft es ist, Reisende und Frachten über den breiten Strom zu bringen. Auf dem jenseitigen Ufer gewahrte ich einen größeren Ort, Yü-schan, der sich zu Füßen eines etwa 100 Meter hoch aus der sandigen Ebene aufragenden Bergkegels ausbreitet. Zwischen diesem und mir wälzte der Hoangho seine gelben Fluten nach Nordost, dem Meere zu. Ich hatte mir diesen Riesenstrom größer, mächtiger vorgestellt. Jahr für Jahr hatte ich von den furchtbaren Verheerungen gelesen, die er gerade hier in Schantung anzurichten pflegt. Entweder tritt er im Hochsommer, zuweilen auch im Januar, über seine Ufer, oder es findet ein Dammbruch statt, und dann werden die Ernten ganzer Distrikte vernichtet, zahlreiche Städte und Dörfer unter Wasser gesetzt, Hunderttausende von Menschen um ihre ganze Habe gebracht. Die Ueberschwemmungsgebiete umfassen jährlich Landstriche von 10000 bis 20000, zuweilen aber auch von 30000 bis 40000 Quadratkilometer, also eine Ausdehnung, welche nahezu jene der Rheinlande und des halben Westfalen erreicht. Der ganze nördlich des Hoangho gelegene Teil von Schantung und ein großer Teil des südlich von ihm an den Golf von Petschili grenzenden Landes ist dann unter Wasser. Wohl ist das ganze Festland von den Bergen Honans bis ans Meer das ureigene Werk des Stromes, wohl hat er mit den von dort herabgeschwemmten Schlammassen das Meer ausgefüllt und sozusagen die Provinz Schantung selbst geschaffen, aber mit welchen Opfern! Millionen von Menschenleben mußten dafür bezahlen: was

die Menschen auf dem neuentstandenen Lande gebaut, geschaffen, gepflanzt, vernichtete er wiederholt in einer Nacht, und auf der ungeheuren Ebene zwischen dem unteren Jangtsekiang und Peking waren seit Jahrtausenden wenige ihrer Habe sicher, denn bald hierhin, bald dorthin wendete er seinen Lauf. Es gab eine Zeit, wo er nach Norden fließend, seine trüben Fluten bis jenseits des Peiho an die Vorberge der Mongolei führte und wo der Peiho sein Nebenfluß war; hatte er dort das Land verheert, gleichzeitig aber auch durch seine Anschwemmungen erhöht, so genügte eine geringe Ursache, ein Dammbruch, um ihn statt nach Norden, nach Süden fließen, ja sogar in den Jangtsekiang münden zu lassen. Im Jahre 1194 wechselte er wieder seinen Lauf, indem er sich einen Weg zu dem nordöstlich fließenden Tsiho bahnte und dessen Flußbett zu seinem eigenen machte. Hundert Jahre später wandte er sich dem südöstlich fließenden Hoai-ho zu und mündete, dessen Flußlauf folgend, ins Gelbe Meer. 1851 kehrte er zum Tsiho zurück und mündet seither in den Golf von Petschili. Wie lange noch? Wer könnte es sagen? Neunmal hat er in historischer Zeit seinen Lauf gewechselt, wohin wird er sich das zehnte Mal wenden?

Menschliche Kraft, menschliches Wissen hat sich bisher vergeblich daran versucht, den Hoangho zu bändigen, ihn in ein festes Bett zu bannen. Vielleicht ist das, was den Chinesen nicht glückte, europäischen Ingenieuren vorbehalten. Als ich, dank eines günstigen Windes, in meinem mit sechs Chinesen bemannten Boote seinen Lauf aufwärts fuhr, sah ich die Mittel, welche die Zopfträger seit Jahrtausenden anwenden, um seine Ueberschwemmungen zu verhindern, aber es sind dieselben Mittel, wie ich sie am Po, am Mississippi, an der Loire gesehen habe. Sie liegen ja am nächsten: künstliche Dämme. Jetzt, Anfang Mai, war der Wasserstand ein sehr niedriger, dennoch ragten die Dämme nur wenige Meter über den Wasserspiegel empor. Festes Material ist nicht vorhanden, denn das ganze Gebiet besteht ja nur aus den staubförmigen Erdteilchen, die der Hoangho selbst aus seinem Oberlaufe herabgeschwemmt und hier unten abgelagert hat. Die Dämme konnten also nur aus dieser losen Erde aufgeführt werden, und um sie vor dem Abbröckeln und Abschwemmen zu schützen, sind sie an der Flußseite auf weite Strecken mit Flechtwerk aus Gaulean-(Sorghum-)Stengeln bekleidet, die mittels Strohseilen fest verankert sind. Um sich aber gegen Dammbrüche, die trotzdem durch Unterwaschungen bald hier, bald dort fortwährend stattfinden, vorzusehen, liegen an beiden Ufern des Stromes, auf den Dämmen, ungeheure Massen von Sorghummatten und -bündeln, dazu ganze Pyramiden von Erde und Steinen aufgetürmt. Freilich wäre es am zweckmäßigsten, die ganzen Dämme aus Stein herzustellen, aber wie wäre dergleichen möglich, wenn man bedenkt, daß das Material mittels Booten aus beträchtlichen Entfernungen herbeigeschafft werden muß, und daß die Länge der Dämme viele hundert Kilometer beträgt! Steindämme längs des Hoangho wären ein Seitenstück zu der großen Chinesischen Mauer, und heute baut man solche Riesenwerke nicht mehr. Die Chinesen müssen sich also begnügen, wenigstens Steine für die Dammbrüche in Bereitschaft zu halten, müssen, sage ich, denn bringt dieser Stromriese wie durch einen leichten Fingerdruck die Erddämme gleich auf mehrere hundert Meter zum Weichen,

Digitized by Google

ergießen sich die gewaltigen Fluten einmal durch diese Bresche in das umliegende Tiefland, dann kann dieselbe nicht mehr mittels loser Erde geschlossen werden. Zur Bewachung der Dämme ist ein eigenes Korps unter verschiedenen Mandarinen vorhanden, und kommt ein Dammbruch vor, so werden in aller Eile Sorghummatten mit den bereitliegenden Steinen belastet und in die Bresche gesenkt; auf diese kommt eine zweite ähnliche Lage ꝛc., bis das Flußniveau erreicht ist; so wird von beiden Seiten der Bresche gearbeitet, bis diese endlich geschlossen ist. Mitunter dauert es Wochen und Monate, und in der Zwischenzeit überfluten die dem Hoangho entströmenden Wassermassen Hunderte oder Tausende Quadratkilometer Landes.

Da solche Dammbrüche im Unterlauf des Hoangho überall stattfinden können, so sind auch den ganzen Strom entlang derlei Erd- und Faschinenpyramiden auf den Dämmen zu sehen. Sie bilden die hervorragendsten Objekte, die man auf der Stromfahrt wahrnehmen kann, trostlos in ihrer grauen Einförmigkeit und ihrem Zweck. Auf Meilen, stromauf, stromab nichts als die grauen niedrigen, fast senkrechten Ufer, an denen die graugelben Fluten fortwährend lecken und Stück für Stück abbröckeln, um sie irgendwo an einer Bank im Strombett abzusetzen; und auf den Dämmen von 30 zu 30 Schritten erheben sich abwechselnd Faschinentürme, vielleicht 10 Meter hoch und eben so breit, und 2 Meter hohe, 10 Meter lange Steinhaufen, mit Erde bedeckt, wie ungeheure Sarkophage. Wo die Dämme irgendwo niedriger sind, konnte ich, auf meinem Boote stehend, über sie in die grauen einförmigen Sandebenen blicken, die sich hinter ihnen ausdehnen, ohne Baumwuchs, ohne das Grün der Felder, an das mein Auge von den mittleren Teilen der Provinz her gewöhnt war. Hier und dort traurige verlassene Ruinen von Dörfern und Tempeln; steinerne Ehrenbogen ragen zur Hälfte aus dem angeschwemmten Erdboden hervor; Baumstämme mit abgebrochenen Kronen, zur Seite geneigte Pagoden, vielleicht auch ein paar ärmliche Lehmhütten, deren Bewohner ein kleines Stückchen Land bebaut und bepflanzt haben. Auf der ganzen, langsamen Fahrt gegen den starken Strom nicht ein Dorf, bis sich endlich der Strom in mehrere Teile spaltet, die ihre festen Ufer verlieren und nur einen ausgedehnten Sumpf bilden, das berüchtigte Sumpfmeer von Nan-Shan. Meine Bootsleute lenkten in den nördlichsten Arm, den einzigen, der noch einigermaßen abgegrenzte Ufer zeigt, und eine Stunde später ankerten wir vor dem Dorfe Pa-li-miau, an der Stelle gelegen, wo der Kaiserkanal, nachdem er das Sumpfmeer des Hoangho gekreuzt hat, wieder zwischen festen Ufern seinen Lauf nach Norden fortsetzt.

Unwillkürlich mußte ich an zwei andere Kreuzungen des Kaiserkanals denken, die ich in früheren Jahren gesehen: bei Tschinkiang, wo er den Jangtsekiang erreicht, und bei Tientsin am Peiho. Dort war er mit Tausenden von Frachtbooten bedeckt, es herrschte ein Leben und Verkehr wie auf den größten Weltrouten der verschiedenen Kontinente. Hier bei Pa-li-miau fühlte ich mich nicht wie in dem ungeheuren Ameisenhaufen, China genannt, sondern wie an dem menschenleeren Oberlauf des Orinoko in Süd-Amerika oder in dem Stromgewirr des einsamen Canada, und doch ist es derselbe Kaiserkanal wie bei Tschinkiang und Tientsin, doch kreuzt er einen Fluß, so lang wie der Jangtsekiang.

Digitized by Google

Erſt in den Sommer- und Herbſtmonaten, wenn der Kanal auf ſeinem ganzen Laufe Waſſer hat und ſo den Bootsverkehr vom Jangtſekiang bis Tientſin ermöglicht, erwacht auch Pa-li-miau aus ſeinem Schlaf, und die vielen durchgehenden Frachtboote, hauptſächlich mit Feldfrüchten, Reis und Weizen, aber auch mit anderen Waren beladen, geben dann dieſem Punkte ähnliches, wenn auch lange nicht ſo lebhaftes Leben und Treiben, wie es in den genannten Städten herrſcht.

Wir konnten, von Pa-li-miau in den ſüdlichen Teil des Kaiſerkanals einlenkend, ſeinem Lauf nur etwa 2 Kilometer weit folgen, dann verſchwanden ſeine Uferdämme, weggeſpült von den Fluten des Hoangho, und eine kurze Strecke weiter wurde er von einem reißenden Arm des Stromes durchſchnitten. Meine Bootsleute hatten ſich mit dem Segel nicht vorgeſehen; trotz angeſtrengtem Rudern und Stoßen mit langen Stangen war es ihnen unmöglich, raſch genug das jenſeitige, ebenfalls uferloſe Bett des Kanals zu erreichen, unſer Boot wurde immer weiter abwärts getrieben, und es hätte übermenſchliche Arbeit gekoſtet, bei dem noch dazu ungünſtigen, immer heftiger werdenden Wind wieder den Kanal zu erreichen. Dazu hatte ich geſehen, was ich ſehen wollte: die Unmöglichkeit, das ſogar jetzt bei niedrigem Waſſerſtande ganz mit trüben Fluten bedeckte Sumpfmeer von Nan-Shan mit Dampfern zu befahren. Pa-li-miau iſt die äußerſte Stelle, bis zu welcher der Hoangho vielleicht mit flachgehenden Dampfern befahren werden könnte. Obſchon der Verſuch meines Wiſſens noch niemals gemacht worden iſt, glaube ich doch an die Möglichkeit eines Dampferverkehrs; während meiner langſamen Bootsfahrt ſtromaufwärts warf ich über fünfzigmal das Senkblei aus und fand die Stromtiefe zwiſchen 4 und 10 Meter ſchwankend; an manchen Stellen fand ich mit meiner 10 Meter langen Leine keinen Grund. Unmittelbar vor Pa-li-miau war das Waſſer auf einer Strecke von etwa 2 Kilometer am ſeichteſten, aber immerhin noch $1^1/_2$ bis 3 Meter tief. Vom Juni an beginnt das Waſſer im Hoangho allmählich zu ſteigen, um gewöhnlich Ende Auguſt ſeine größte Höhe zu erreichen; die Höhe der Dämme über dem niedrigen Waſſerſpiegel des Monats Mai maß ich auf 6 bis 9 Meter, und nach den Ausſagen der Bootsleute ſowie der Flußmandarine, die ich ſpäter in Tſi-ho befragte, iſt der Unterſchied zwiſchen dem höchſten und niedrigſten Waſſerſtand ſelten größer. Dafür iſt das Anſchwellen kein allmähliches; häufig ſteigt oder ſinkt der Waſſerſtand an einem einzigen Tage um mehr als 1 Meter. Die Strömung beträgt durchſchnittlich 5 Kilometer die Stunde, eher mehr als weniger, und Stromſchnellen ſind auf dem ganzen Laufe von Pa-li-miau bis zur Mündung nicht vorhanden. Meine Wahrnehmungen beſtärken mich in der Anſicht, daß für ein oder zwei flachgehende Dampfer der Verkehr zwiſchen der Provinzhauptſtadt Tſinan-fu und dem Kaiſerkanal in der Jahreszeit, wo dieſer Waſſer hat, ſich allmählich zu einem lohnenden entwickeln könnte, und daß auch der Verkehr ſtromabwärts nach den Häfen des Golfs von Petſchili zu ermöglichen wäre. Jedenfalls verdient die Angelegenheit, durch Fachleute an Ort und Stelle geprüft zu werden.

Auf dem Hoangho stromabwärts.

Der chinesische Glücksgott.

Dank der starken Strömung, sowie des heftigen Windes, der das große aus Gauleanmatten zusammengesetzte Segel meines Bootes schwellte, flogen wir den Hoangho mit Eisenbahngeschwindigkeit abwärts. Kaum anderthalb Stunden waren vergangen, seit wir in den geeinigten Strom eingelaufen waren, als auch schon wieder der steile Yüschan vor mir aufstieg, und bald darauf ging mein Boot wieder an der Landungsstelle von Ping-e vor Anker. Wir blieben nur lange genug liegen, um die vom Mandarin von Ping-e gesandte Mahlzeit einzunehmen, dann wurde die Reise wieder fortgesetzt. Ich befand mich in meinem Kabinenloch, um auf dem Boden liegend einige Notizen zu machen, als ich plötzlich Brandgeruch verspürte und gleichzeitig ein Knistern und Krachen vernahm, als stünde mein Boot in Flammen. Erschreckt kletterte ich auf Deck; vorn auf dem Bug stand ein Chinese mit einer Lunte aus gedrehtem Papier und entzündete der Reihe nach ein paar Feuerfrösche. Auch hier auf dem Hoangho würde kein Bootsmann eine Reise unternehmen, ohne zuvor durch Feuerwerk die bösen Geister verscheucht zu haben, die etwa um das Boot ihren Spuk treiben sollten.

Bald schwammen wir wieder mitten im Strom abwärts. Ein so herrliches Landschaftsbild, wie es sich mir während der ersten 20 Kilometer unterhalb Ping-e darbot, hätte ich auf dem Hoangho, dieser schwimmenden Sandwüste, niemals erwartet. Der Fluß und das angeschwemmte Land, das er durchfließt, haben einen so schlechten Namen, daß mir die Flußszenerie hier wie eine fortwährend wechselnde Fata morgana vorkam. Wären die Fluten nicht gar so trübe gewesen, ich hätte mich auf den Rhein zwischen Bonn und Düsseldorf wähnen können. An beiden Ufern zahlreiche Dörfer und Ansiedlungen, umgeben von blühenden Obstgärten und weiten grünen Feldern, zwischen denen sich Haine von hohen uralten Weiden erhoben; auf dem linken Ufer war alles, soweit das Auge reichte, eben wie ein Tisch, auf dem rechten Ufer bildeten die Gebirge des mittleren Schantung mit ihren ineinandergeschobenen, hintereinander aufsteigenden

Ketten einen ungemein malerischen Hintergrund, und dazu welcher Verkehr auf dem breiten Strome selbst! War das wirklich der öde unschiffbare Hoangho? Auf der etwa 90 Kilometer langen Strecke zwischen seiner Kreuzung mit dem Kaiserkanal und Lo-Kou, dem Hafen der Provinzhauptstadt, sah ich gewiß mehrere tausend große Frachtboote von 10 bis 30 Tonnen Fassungsraum, alle auf dem Wege stromaufwärts. In Flottillen von dreißig bis vierzig Booten lagen sie an den Ufern verankert, günstigen Wind erwartend, und ihre Mannschaften, die gewöhnlich auf Deck kauerten, Tabak oder Opium rauchten und dabei Karten oder Domino spielten, mochten uns wohl mit neidischen Blicken verfolgen, denn der ihnen so ungünstige Wind trieb uns stellenweise mit 15 bis 20 Kilometer Geschwindigkeit an ihnen vorüber. Die Strömung ist so stark, daß es nur einzelne Passagierboote unternehmen, sich mittels langen Seilen den Ufern entlang stromaufwärts ziehen zu lassen. Vierzig bis fünfzig Menschen zogen dann an dem Seile, bei jedem Schritt unisono ihr Ha-ha schreiend, um sich gegenseitig anzufeuern. Der Chinese ist kein stiller Arbeiter. Beim Hausbau, Frachtentragen, bei Erdarbeiten, kurz bei jeder körperlichen Anstrengung glaubt er die Arbeit doppelt so leicht vollbringen zu können, wenn er schreit. Gewöhnlich sind es kurze heisere Töne, die er aus der Brust heraushustet, häufig aber singt er auch, wobei der Arbeitsleiter Melodie und Text vorsingt, und häufig auf meinen Reisen in China habe ich Gesänge vernommen, die mich lebhaft an ähnliche gemahnten, wie ich sie etwa von Wallfahrern in katholischen Ländern gehört habe.

Die weitaus große Mehrzahl der stromaufwärts fahrenden Hoangholoote warten günstigen Wind ab, hissen dann die Mattensegel auf den hohen Masten und segeln langsam den Ufern entlang; die ganze Reise von der Strommündung zum Kaiserkanal, etwa 360 Kilometer, kann dann 2 bis 3 Wochen dauern, während die Fahrt stromabwärts auch bei Windstille nur ein Viertel dieser Zeit beansprucht. Es ist behauptet worden, der Hoangho würde von Seeschiffen oder vielmehr von Dschunken nicht befahren. Dies ist nicht richtig. Ich habe allerdings auf meiner Fahrt nur zwei Dschunken gesehen, allein meine Bootsleute sagten mir, Dschunken kämen häufig von den Häfen des Golfs von Petschili, und dies wurde mir später von dem Flußmandarin in Tsi-ho bestätigt. Ein Dampfer ist jedoch hier seiner Aussage nach seit Menschengedenken nicht gesehen worden, ebenso wie er sich nicht eines europäischen Reisenden auf dem Hoangho erinnern konnte. Salz, Getreide, Feldfrüchte, Strohmatten, Ziegel, endlich Steine und anderes Baumaterial für die Dämme bilden die hauptsächlichsten Frachten.

Etwa 20 Kilometer unterhalb Ping-e treten die Gebirgszüge im Süden weiter zurück, und die Flußlandschaft wird einförmiger. Die Gebirgszüge, die auf den europäischen Karten als dicht an den Hoangho herantretend verzeichnet sind, liegen mit ihren Ausläufern mindestens 15 Kilometer von ihm entfernt. Als wir auf unserer raschen Flußfahrt dieses Gebiet erreichten, wurde der Wind plötzlich heftiger und blies uns derart in das Segel, daß wir im Flug dahinfuhren und die Mannschaft alle Aufmerksamkeit anwenden mußte, um bei den vielen Krümmungen des Flusses nicht an die Ufer geschlagen zu werden. Ungeheure Staubmassen, vom Sturme aufgewirbelt, trieben

Digitized by Google

von der trockenen Ebene des Süduſers quer über den Strom, und bald waren wir in undurchdringliche Staubwolken gehüllt, gelbrot leuchtend, von den Sonnenſtrahlen durchglüht. Der feine Sand drang mir in Augen und Naſe, ich ſpürte ihn zwiſchen den Zähnen, und meine Kehle war ſo trocken, daß ich unaufhörlich an meiner Feldflaſche nippen mußte. Auch wenn meine Augen nicht durch dicke Staublagen verklebt geweſen wären, ich hätte nichts wahrnehmen können, denn ſelbſt mein eigenes Boot erſchien mir in dieſer graugelben Finſternis nur in ſeinen Umriſſen.

Ebenſo ſchnell, wie der Sandſturm gekommen, verging er auch wieder, aber die Atmoſphäre blieb noch lange mit ſeinem Staub geſchwängert; in den Fugen und Winkeln meines Bootes, ſelbſt in meiner Kabine lag der Sand bis zu zwei Finger dick angeweht, obſchon wir in der Mitte des Stromes fahrend, 100 bis 150 Meter vom Ufer entfernt waren. 200 bis 300 Meter beträgt nämlich die Breite des Stromes, und nur auf wenigen kurzen Strecken iſt ſie größer. Die Tiefe des Hoangho während der raſchen Fahrt zu meſſen war ſchwierig. Ich mußte das Senkblei, eine Leine, an die ich einen Stein gebunden, weit vorausſchleudern, um eine wenigſtens annähernd richtige Meſſung zu erzielen. Die Flußtiefe iſt meinen Beobachtungen zufolge ſehr ungleich. Im Stromſtrich ſelbſt fand ich verſchiedene Tiefen von 6 Meter an. Häufig fand meine 10 Meter lange Leine keinen Grund. Das Flußbett hat viele Untiefen und Sandbänke, die ihren Ort fortwährend wechſeln, bald hier, bald dort erſcheinen, um in kurzer Zeit, oft nach einer Woche wieder zu verſchwinden. Auch der Stromſtrich iſt bald in der Mitte des Bettes, bald am linken, bald am rechten Ufer, was ſchon an den kurzen, etwa fußhohen heftigen Wellen leicht erkennbar iſt. Stellenweiſe zieht er unmittelbar an den ſteilen Ufern entlang, und dort ſind die Erdwände durch verankerte Reiſigbündel beſonders ſtark befeſtigt, gewöhnlich auch durch eine Aufſchüttung großer Steine geſtützt. Die Reiſig- und Steinpyramiden ſind auf der ganzen Strecke bis Tſi-ho und noch weiter abwärts an beiden Ufern überall zu ſehen; jeder Reiſighaufen bildet einen Würfel von vielleicht 200 Kubikmeter, die mit Erde bedeckten Steinhügel ſind 12 bis 15 Meter lang und 2 bis 3 Meter hoch, und die hier aufgehäuften Maſſen müſſen viele Tauſende von Schiffsladungen repräſentieren. Dort wo kein derartiges Reſervematerial für Dammbrüche vorhanden iſt, ſah ich auf 100 bis 200 Meter Entfernung landeinwärts gewöhnlich einen zweiten Paralleldamm, und das dazwiſchenliegende Land war mitunter von grünen Feldern eingenommen.

Etwas unterhalb der Stadt Ping-yin, die nicht am Fluß, ſondern einige Kilometer landeinwärts liegt, ſah ich die Reſte eines Dammbruches, der, wie ich hörte, im Jahre 1896 ſtattgefunden hat, und ich ließ mein Boot hier halten, um mir die Umgebung anzuſehen. Hinter dem Durchbruch war ein zweiter Damm in einem großen Halbkreis errichtet worden; ich konnte aber deutlich den Lauf des Waſſers in die Ebene verfolgen. Dort war eine Erdanſchwemmung von mehreren Fuß Höhe erkennbar, als hätte ein Lava- oder Schlammſtrom ſeinen Weg hierher genommen, und mitten durch ſie ſah ich die tiefen Spuren des Stromlaufes. Die Bäume ſtanden vielleicht metertief in der Erde, und ein Steinbogen war durch die Ablagerungen ſo verſchüttet, daß ich

kaum aufrecht darunter stehen konnte. Meine Bootsleute sagten mir, die Ablagerungen, welche der Hoangho auf seinem Ueberschwemmungsgebiet zurückläßt, wären verschieden hoch, und zeigten mir dabei die Höhe eines Fingers und jene eines Unterarms. Auch die Missionare hatten mir erzählt, sie hätten zuweilen Häuser und Dörfer getroffen, die bis zur Fensterhöhe im angeschwemmten Erdreich steckten.

Es interessierte mich, den Erdgehalt des Wassers zu untersuchen, und ich ließ deshalb einen Kübel vollschöpfen; schon nach Ablauf einer halben Stunde hatte das ursprünglich undurchsichtige Wasser eine rotgelbe Erdschicht abgesetzt. Nach einer Stunde war das Wasser klar, und die Schicht auf dem Boden war etwa 3 Millimeter dick. Man kann sich denken, welche Erdmassen der ganze Strom unter solchen Verhältnissen in einem Jahre mit sich herabführt. Man hat berechnet, daß diese Erdmassen während 25 Tagen schon hinreichen würden, um eine Insel von 36 Meter Dicke und 1 Quadratkilometer Ausdehnung zu bilden. Das würde in einem Jahre etwa 14 Quadratkilometer Festland ausmachen, in 500 Jahren also eine Landstrecke von der Größe des Großherzogtums Hessen. Unter solchen Umständen kann man sich leicht ausmalen, daß der ganze Golf von Petschili mit der Zeit vom Hoangho ausgefüllt wird.

Die Eindämmung des Hoangho hat auch das Bett desselben derart gehoben, daß der Wasserspiegel sich heute in der trockenen Jahreszeit etwa im gleichen Niveau mit der hinter den Dämmen liegenden Ebene befindet und daß er sich während der Sommerflut vielleicht mehrere Meter hoch über dieselbe erhebt. Deshalb schon ist es begreiflich, daß der Hoangho in seinem Unterlaufe keinerlei Zuflüsse erhält; die auf den Karten angegebenen rechtsseitigen Zuflüsse sind in Wirklichkeit nicht vorhanden, dazu müßte ja das Wasser aufwärts fließen. Es gab früher allerdings Flußläufe wie die auf den Karten verzeichneten, aber seit der Hoangho eingedämmt wurde, münden sie nicht in diesen, sondern in einen ganz anderen Fluß, der noch auf keiner Karte verzeichnet ist und doch mit zu den wichtigsten von Schantung gehört. Es ist dies der Hsin-tsching-ho, der von den Quellen innerhalb der Provinzhauptstadt gebildet wird und nicht, wie auf den Karten angegeben ist, nach einem Lauf von nur wenigen Kilometer in den Hoangho mündet, sondern fast parallel mit dem letzteren fließend sich nach etwa 300 Kilometer langem Lauf in den Golf von Petschili ergießt. Daß dieser Fluß von den Kartenzeichnern ausgelassen wurde, erscheint unverzeihlich oder doch unverständlich, denn derselbe ist der Schlüssel für das ganze Flußnetz, welches von der neuen deutschen Eisenbahnlinie von Wei-hsien nach der Provinzhauptstadt durchschnitten wird. Bis zum Jahre 1891 war der Hsin-tsching-ho für Seedschunken schiffbar, und es herrschte auf ihm ziemlich reger Verkehr. Im Jahre 1891 wurde jedoch auf Anordnung des Gouverneurs dieser Flußlauf wegen zunehmenden Wassermangels durch einen Kanal westlich der Stadt Kauyuën in den aus den Gebirgen von Mittel-Schantung kommenden Hsiau-tsching-ho gelenkt; der Unterlauf des Hsin-tsching-ho vertrocknet allmählich, dafür ist der Hsiau-tsching-ho kanalisiert worden, etwa 10 Kilometer vor seiner Mündung in den Golf von Petschili ist eine neue Hafenstadt Hiong-yo-go entstanden, die von dem Tschifudampfer angelaufen wird, und dieser Hsiau-tsching-ho in

Verbindung mit dem Hsin-tsching-ho bildet heute nicht nur den neuen Kanal von der Hauptstadt Tsinan-fu zur See, sondern er nimmt auch alle früher in den Hoangho fließenden Wasserläufe in sich auf. Die Karten müssen dementsprechend umgeändert werden.

Wind und Strömung ließen uns die 90 Kilometer lange Strecke von Ping-e bis Tsi-ho innerhalb 5 Stunden zurücklegen, 18 Kilometer die Stunde, also Dampfergeschwindigkeit. Auf dem ganzen Wege ist Tsi-ho die einzige unmittelbar am Flusse gelegene Stadt, und da auch die Hauptroute von der Provinzhauptstadt Tsinan-fu nach Peking über Tsi-ho führt, hatte ich mir die in der Mission von Tsinan-fu meiner harrenden Briefsendungen nach Tsi-ho bestellt. Vom Flusse aus ist von Tsi-ho nichts wahrzunehmen als ein auf dem 10 Meter hohen Damm stehendes chinesisches Zollhaus; von Hafeneinrichtungen, Anlegeplätzen für die Boote u. dergl. ist hier keine Spur vorhanden; die mit Steinen gefütterten Dämme fallen fast senkrecht in den Strom, der an seinem Norduser, also auf der Seite von Tsi-ho auch noch sehr seicht ist. Es galt hier anzulegen, aber die Strömung war so gewaltig, etwa 9 Kilometer, daß meine Bootsleute, das Segel nicht früh genug reffend, mit dem Boot an Tsi-ho vorbeitrieben. Erst einige Kilometer unterhalb gelang es, das Boot zu wenden und aus dem Stromstrich in das seichte langsamere Wasser am Norduser zu bringen. Dort entledigten sich die Bootsleute ihrer Kleider, sprangen in den Fluß und wateten mit einer Leine bis dicht unter die steilen Uferdämme. Diesen entlang schreitend, zogen sie das Boot mühsam zu dem Zollhause zurück, eine Planke wurde quer nach dem Ufer gelegt, und ich konnte landen.

Als ich den steilen hohen Damm erklettert hatte und oben zwischen den Reisig- und Steinpyramiden stand, die auch hier zur Ausfüllung der häufigen Dammbrüche bereitgehalten werden, sah ich erst die Ringmauern der recht bedeutenden Stadt. Wie überall, so bilden sie auch in Tsi-ho ein Quadrat, und die Südostspitze desselben ist dem Fluß zugewendet, etwa 30 Meter vom Damm entfernt. Das Dach des wie der schiefe Turm von Pisa geneigten Ecktürmchens ist in der beiläufigen Höhe der Dämme, und wie man in Italien sagt, daß der Po höher fließe als die Dächer von Ferrara, so kann man auch hier sagen, der Hoangho fließt höher als die Dächer von Tsi-ho. Der Boden, auf welchem die Stadt steht, ist entschieden tiefer als der Wasserspiegel des Stromes, und man kann sich denken, mit welcher Sorgfalt die Einwohner hier die Dämme pflegen, die sie allein vor der schrecklichsten Katastrophe schützen. In den spärlichen Werken, in welchen Näheres über den Hoangho enthalten ist, sprechen die Verfasser ihre Verwunderung darüber aus, daß die Bewohner dieses Landes ihre Städte und Dörfer nicht auf künstlichen Erhöhungen anlegen, wie es die Aegypter thun, um sich so gegen die Ueberschwemmungen zu schützen. Das war bisher nicht gut möglich, denn die Städte und Dörfer in Nord-Schantung waren doch schon vorhanden, als der Hoangho, den Lauf von Süd nach Nord wechselnd, seinen Weg vor fünf Jahrzehnten durch diese Gegenden nahm.

Eine Stunde, nachdem ich meinen Boy zum Stadtmandarin gesandt hatte, um meine Briefe abzuholen, kam ein Yamenbeamter rasch aus dem Stadtthor geritten. Vor mir angekommen, sprang er vom Pferde, senkte ein Knie und überreichte mir die Post-

ſtücke. Unter dieſen befand ſich eine Depeſche des gerade in Peking weilenden Biſchofs Anzer, des Chefs der deutſchen katholiſchen Miſſion von Süd-Schantung, in welcher der Biſchof eine Zuſammenkunft mit mir in der Stadt Tung-Kuang am Kaiſerkanal verabredete. Der beſtimmte Tag war bereits vorüber, und wollte ich den Biſchof treffen, woran mir ſelbſt auch viel gelegen war, ſo mußte ich die Weiterreiſe zur Mündung des Hoangho aufgeben und ſofort den nächſten Weg nach dem vier Tagereiſen entfernten Tung-Kuang einſchlagen. Heute die Reiſe anzutreten war jedoch wegen Mangels an Reitpferden und Karren unmöglich. Ich ließ deshalb den Mandarin von Tſi-ho bitten, einen reitenden Boten nach dem nur 17 Kilometer entfernten Tſinan-ſu zu ſenden, um meine in der Eile geſchriebenen Briefe und Depeſchen zu beſtellen, darunter eine Depeſche an Biſchof Anzer, des Inhalts, daß ich trachten würde, binnen vier Tagen in Tung-kuang einzutreffen, und einen Brief an den apoſtoliſchen Vikar der Miſſion von Nord-Schantung, Biſchof Demarchi, mit der Bitte, mir ſofort ein Reitpferd und zwei Reiſewagen für den nächſten Tag nach Tſi-ho zu ſenden. Dann ließ ich mein Gepäck nach dem mir vom Mandarin in gaſtfreier Weiſe zur Verfügung geſtellten Yamen ſchaffen, und da ich noch den Nachmittag vor mir hatte, beſchloß ich denſelben zur Weiterfahrt eine Strecke ſtromabwärts zu benutzen.

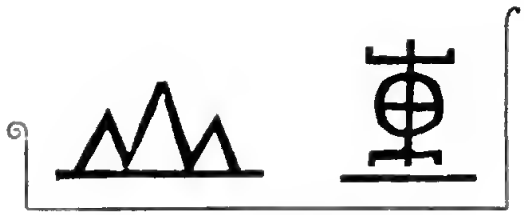
Siebzehn Kilometer unterhalb Tſi-ho kamen die Warenhäuſer und Tempel der Hafenſtadt von Tſinan-ſu, Lo-kou, in Sicht, und bald darauf befand ich mich in dieſem verfallenden Neſte, das noch vor gar nicht langer Zeit ſehr bedeutenden Handel und Verkehr beſeſſen hat. Die ſtattlichen aus Stein gebauten Warenhäuſer ſind noch ſprechende Zeugen davon. Allein Lo-kou wurde von den Taipingrebellen mehrmals geplündert und teilweiſe zerſtört, und was ſie verſchonten, wurde eine Beute der Hoangho-fluten, die gerade hier häufig die Dämme durchbrechen und ſogar bis an die Mauern von Tſinan-ſu dringen. In der That iſt das ganze Land zwiſchen Lo-kou und der 7 Kilometer ſüdlich vom Hoangho gelegenen Provinzhauptſtadt ein großer Sumpf; auch wo der ſandige Boden anſcheinend trocken iſt, enthält er Waſſer, und ähnlich wie auf dem Meeresſtrande auf den von der Flut verlaſſenen Sandflächen, ſammelt ſich auch hier in den Fußſpuren ſofort Waſſer. Ja, ſtellenweiſe ſinkt der Wanderer ſogar ganz ein, und die Chineſen behaupten, der Boden hätte hier ſchon häufig Menſchen, Pferde und Karren auf Nimmerwiederſehen verſchlungen. Kommen ſie an ſolche Stellen, ſo legen ſie ſich flach auf den Boden und wälzen ſich darüber hinweg, oder binden Körbe an ihre Füße, um dem Boden breitere, das raſche Verſinken verhindernde Flächen entgegenzuſetzen. Wichtiger als das, was ich in Lo-kou geſehen, war mir meine Unterhaltung mit dem Flußmandarin, der mir geradeſo wie ſpäter jener von Tſi-ho beſtätigte, was ich von den Miſſionaren in Wei-hſien und Tſingtſchou-fu erfahren hatte, eine Sache von großer Bedeutung: Der Hoangho hat ſeinen Unterlauf abermals gewechſelt und fließt nicht mehr durch ſeine bisherige Mündung, wie ſie auf den Karten angegeben iſt, ſondern er hat, ſeinen Flußlauf um etwa 20 Kilometer verkürzend, unterhalb der Stadt Li-tſin den nächſten Weg zum Meere, direkt nach Oſten eingeſchlagen. Die heutige Mündung des Hoangho befindet ſich 30 Kilometer ſüdlich von der auf den Karten

verzeichneten; der bisherige Stromlauf ist versandet, und die oberhalb der alten Mündung gelegene Hafenstadt Tié-mönn-kwan besteht nicht mehr.

Schon im Jahre 1891 grub sich der Hoangho eine neue Mündung von einer 7 Kilometer südlich von Tié-mönn-kwan gelegenen Krümmung aus, direkt östlich. 1896 durchbrach er 10 Kilometer nördlich der Stadt Li-tsin den östlichen Damm und schuf sich seine heutige Mündung; der bisherige Flußlauf wurde unterhalb der Dammbruchstelle durch einen Querdamm gesperrt, und der ganze Strom wälzt sich nun durch die neue Mündung, welcher noch keine Barre vorgelagert ist, so daß Dschunken und auch Dampfer von der See aus hinreichend tiefes Fahrwasser finden. Einige Kilometer südlich der neuen Mündung befand sich inmitten der ausgedehnten Salzsteppen eine Stadt, Namens Ning-hai-tsun, deren Bewohner sich hauptsächlich durch Salzgewinnung ernährten. Diese Stadt wurde im vorigen Jahre aufgegeben; ihre Einwohner bauten sich neue Wohnstätten am Süduser des Stromes, und heute ist dieses Ning-hai-tsun an Stelle des verlassenen, 30 Kilometer weiter nördlich gelegenen Tié-mönn-kwan der Seehafen des Hoangho.

Die Kreisstadt Li-tsin, am linken Ufer des Hoangho, die bedeutendste Stadt in der Nordostecke Schantungs mit etwa 15000 Einwohnern, ist dem Untergange geweiht. Schon vor zwei Jahrzehnten haben die Fluten die dem Fluß zunächst gelegenen Stadtmauern unterwaschen und seither immer mehr von dem eigentlichen Grund und Boden der Stadt weggerissen. Das gänzliche Verschwinden von Li-tsin ist nur eine Frage der Zeit. Die Verhältnisse, wie sie in Li-tsin herrschen, sind dieselben in dem 30 Kilometer weiter stromaufwärts gelegenen Pu-tai, einer bedeutenden, inmitten fruchtbarer Maulbeer- und Baumwollpflanzungen gelegenen Stadt. Dort unterwühlt der Hoangho immer mehr seine östlichen Ufer, und in dem Bestreben, seinen Lauf zu verkürzen, dürfte es wohl zu erwarten sein, daß er sich noch innerhalb des nächsten Jahrzehnts zu dem alten Lauf des Hsin-tsching-ho Bahn bricht und diesen zu seinem Flußbett macht, ähnlich wie er im Jahre 1851 in das Flußbett des Tsi-ho sein Kuckucksei gelegt hat und seither in diesem geflossen ist.

Da die Absicht besteht, das zukünftige deutsche Eisenbahnnetz von Schantung nordwärts nach Peking oder doch an die Peking-Hankau-Bahn weiterzuführen, so muß dazu der Hoangho überbrückt werden. Diese Zeilen mögen als zeitige Warnung dienen, daß die Ueberbrückung nicht etwa unterhalb der Provinzhauptstadt ins Auge gefaßt werden möge. Dieselbe wird sich vielmehr für die Dauer am besten bei Tsinan-fu selbst durchführen lassen.



Schantung in altchinesischen Schriftzeichen.

Quer durch Nord-Schantung.

Als ich abends von meinem Ausfluge wieder in Tsi-ho eintraf, fand ich beim Zollhause einen Mandarin niedrigen Grades und sechs Soldaten, die mich mit einem Karren erwarteten, um mich nach dem Yamen zu geleiten. Meine Bootsleute warfen sich vor mir in den Staub, als ich ihnen zu dem bedungenen Lohne noch 2000 kleine Cash Trinkgeld überreichen ließ, denn ich hütete mich wohl, die Stränge, auf welchen die Münzen steckten, zu berühren. Diese Geldwürste gehen durch so viele schmutzige Hände, daß sie hier noch mehr als die Münzen in Europa Ansteckungsstoffe enthalten müssen. Wenn ich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in China derlei Würste handhabte, waren meine Handflächen gewöhnlich schwarz von Schmutz, und ich überließ deshalb die Geldsäcke meinem Boy, dabei aber genaue Rechnung haltend, denn die Chinesen sind ja auch nur Menschen. Der Flußdamm von Tsi-ho ist der höchste, den ich am Hoangho gesehen; auf der Landseite gegen 40 Meter hoch, oben 12 Meter, unten etwa 50 Meter breit, so daß sich der tiefe, stauberfüllte Graben zwischen ihm und den Stadtmauern wie eine Schlucht ausnimmt.

Pistolenkarte des Mandarins von Tsi-ho.

Auf dem Damme erheben sich stattliche Weidenbäume, und in ihrem Schatten arbeiteten Hunderte von Kulis an der noch weiteren Ausfüllung dieses gewaltigen Werkes. Statt dies aber mit Steinen oder doch Ziegeln zu thun, luden die Kulis den flüchtigen Staub des Grabens in ihre Schubkarren oder Tragkörbe und schleppten ihn mühsam den steilen Abhang hinauf, von wo ihn der Wind wieder schubkarrenweise in den Graben hinabblies. Staub, Staub überall, alles in einförmiges, ödes Grau hüllend. Ein Damm führt auch von dem Hoangho über das tiefliegende Land dahinter zum Stadtthore, und erst in der Stadt selbst senkt sich der Boden allmählich gegen Norden zu.

Nach langer Fahrt durch die dichtbelebten, verkehrsreichen Straßen langten wir beim Yamen an, mein Karren fuhr durch mehrere Höfe und hielt endlich vor meinem Logis, dem besten, das ich bisher in Schantung

gefunden, denn Tsi-ho ist auf der großen Landroute nach Peking gelegen, und der Yamen wird häufig von hohen Mandarinen als Absteigequartier benutzt. Hier hoffte ich auf die Möglichkeit eines Bades, das mir so lange versagt war, und da ein Heer von Dienern mich umstand, so ließ ich den Aeltesten der letzteren danach fragen. Er schaute verwundert drein, denn dergleichen hatte noch nicht einmal der Provinzgouverneur von ihm verlangt. Da er meinen Boy nicht recht zu verstehen schien, zeichnete ich ihm mit einigen Strichen einen Bottich und daneben eine Wasserschüssel, für den Fall, daß der erstere nicht vorhanden sein sollte. Jetzt verstand er mich und rief seinem nächsten Untergebenen den Auftrag zu. Dieser legte seine hohlen Hände an die Seiten seines Mundes und wiederholte schreiend den Befehl einem im nächsten Hof stehenden Diener, der nun seinerseits das Gleiche that, gegen ein paar Kulis gewendet, die im zweiten Hofe standen. Diese liefen sofort, „einen Bottich, einen Bottich!“ schreiend, geschäftig auseinander. In der Zwischenzeit machte ich mir's in dem hübschen Gastzimmer, das sogar einen Fußboden aus gebrannten Ziegeln hatte, bequem. Eine halbe Stunde verrann, kein Bottich. Ich gebot meinem Boy, die mich noch immer neugierig umstehenden Diener daran zu mahnen. Sofort kam wieder Bewegung in sie, und abermals wurde „Bottich, Bottich“ nach den anderen Höfen gerufen. Ein Viertelstündchen verrann, kein Bottich. Nun sandte ich den Boy, selbst nachzusehen. Im zweiten Vorhof fand er einen Kuli, der verlegen mit einem kleinen, ein paar Liter fassenden Kübel dastand. Er stand schon so seit geraumer Zeit, wartend, bis ihm ein wirklicher Yamendiener das Gefäß abnähme, um es mir zu bringen, denn er selbst traute sich nicht zu dem „großen Herrn“ in den Yamen. Alles muß der Etikette gemäß vor sich gehen. Ich wußte nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte. Das einfachste war, in der Stadt einen großen, irdenen Kübel kaufen zu lassen, und endlich hatte ich ein Gefäß, in dem ich wenigstens stehen konnte. Nun galt es, Wasser zu beschaffen. Wieder pflanzte sich der laute Ruf „Wasser“ durch die verschiedenen Höfe fort, wieder verging ein halbes Stündchen, dann nochmaliges Rufen, endlich holte mein Boy das Wasser selbst, das beste und reinste, das in der Stadt zu haben war, Quellwasser, wie die Diener sagten; aber ich mußte nach dem Bade eine Flasche Apollinariswasser öffnen, um den Lehm von meinem Körper zu spülen. Natürlich war das Bad eines Europäers der reine Cirkus für die Insassen des Mandarinyamens; jede der papiernen Fensterscheiben wurde mit dem Finger durchstochen, durch jede Oeffnung blickten neugierige Augen. Aber was war da zu machen? Ich konnte doch nicht in meinem — sagen wir Badekostüm — von Fenster zu Fenster eilen und frisches Papier darüberkleben?

Endlich, um 9 Uhr abends, kam auch meine Mahlzeit, die der Mandarin geschickt hatte, aus einer Menge Speisen bestehend. Seine Ehren der Mandarin leistete mir Gesellschaft, und während ich an seinem Reisschnaps nippte, trank er meine letzte Flasche Wein und rauchte von meinen letzten Cigaretten. Ein Gericht, eine Art Kuchen, etwas fettig, mundete mir trotz des fremdartigen Geschmacks besonders, aber ich werde in meinem Leben nie wieder solche, überhaupt chinesische Kuchen essen. Ich schlief die Nacht über nur in kurzen Zwischenräumen, denn der Kuchen war in Ricinusöl gebacken,

das in der Nähe von Tsi-ho viel gewonnen wird. Es bildet ein Lieblingsgewürz für die Chineſen, iſt ja auch unter Umſtänden recht nützlich, aber — dieſe Nacht!

Frühmorgens raſſelten die mir vom Biſchof von Tſinan-fu geſandten Reiſekarren in den Hof, aber ohne Reitpferd, und ich mußte deshalb den ganzen, 100 Kilometer langen Weg durch das ſtaubige Ueberſchwemmungsgebiet des Hoangho nordwärts an die Grenze von Petſchili im Karren zurücklegen. Hier konnte ich erſt ſehen, welchen Fluch dieſer Hoangho für Nord-Schantung bildet. Der ganze, nördlich des Gelben Fluſſes gelegene Teil der Provinz gehört zu dem eigentlichen Ueberſchwemmungsgebiet und wird, wenn nicht alljährlich, ſo doch alle paar Jahre einmal in den Sommermonaten überflutet. Der Boden iſt, ſo tief ich graben mochte, nichts als eine feine, ſtaubartige Ablagerung des Hoangho; die große Trockenheit hatte den Staub gelockert, der Wind hob ihn in dichten Wolken auf und ſchüttete ihn wie aus Körben über uns. Das Land war wohl auch hier von den fleißigen Chineſen bebaut, aber die Felder boten einen traurigen Anblick dar. Hie und da zeigten ſich elende Dörfer mit zerfallenden Lehmhütten und flachen Lehmdächern an Stelle der ſüdlich des Hoangho vorkommenden ſteileren Ziegel- und Strohdächer. An den Dorfeingängen fehlten die im Süden vorhandenen Tempel, die Einwohner waren in Lumpen, menſchliche Anſiedlungen überhaupt ſeltener als im Süden. Das iſt ja begreiflich. Wem könnte es einfallen, in dieſem Gebiet, das vielleicht ein Jahr lang von den verheerenden Ueberſchwemmungen verſchont bleibt, um im folgenden heimgeſucht zu werden, ſich auf die Dauer anzuſiedeln! Alle Werke von Menſchenhand ſind in Gefahr, ein paar Monate ſpäter von trüben Hoanghofluten verſchlungen, von den Erdablagerungen mit der Zeit begraben zu werden. Der Hoangho hat die ganze Kultur früherer Jahrhunderte zerſtört, und die neuen, armſeligen Anſiedler ſchaffen eben nur das Nötigſte, um zwiſchen Winter und Sommer eine Ernte zu erzielen; eine neue Kultur iſt alſo nicht entſtanden. Hier und dort gewahrte ich noch Ueberreſte der alten. So z. B. erhebt ſich einige Kilometer von der zerfallenden, mauerumgebenen Stadt Ping-Yuan mitten in den Feldern eine hohe, ſiebenſtöckige Pagode; ſtellenweiſe paſſierte ich Ruinen marmorner Ehrenbogen, Ruinen von Tempeln. Das Einzige, was dieſer öden, verſtaubten, verlaſſenen Gegend ein etwas freundlicheres Anſehen giebt, ſind die vielen alten Bäume, hauptſächlich die ſogenannten Dattelbäume, dann Maulbeerbäume und hohe Weiden. Dieſe beſchatten auch mit ihren mächtigen Kronen den elenden Weg mit ſeinen fußtief ausgefahrenen Geleiſen. Die auf den Karten verzeichneten Flußläufe ſind trocken, manche durch den Staub halb verweht oder gar nicht mehr vorhanden, und die ſchönen Steinbrücken, die einſt darüberführten, liegen mit ihrer Bahn direkt auf der Straße oder in den Feldern. Dazu dieſe Einſamkeit! Höchſtens alle Stunden begegnete ich irgend einem Schubkarren oder einem Wanderer, noch ſeltener einem Maultierkarren. Die Pferde- und Maultierſchwänze werden hier in zwei Zöpfe geflochten und mit Bändchen geſchmückt, ähnlich wie es junge Dämchen im Abendlande mit ihrem Haarwuchs zu thun pflegen. Die wenigen Frauen, die ich traf, trugen ihr Haupthaar höher aufgebunden, als es im Süden Schantungs geſchieht, und ihr ſchwarzer Roßhaar- oder Seidenchignon

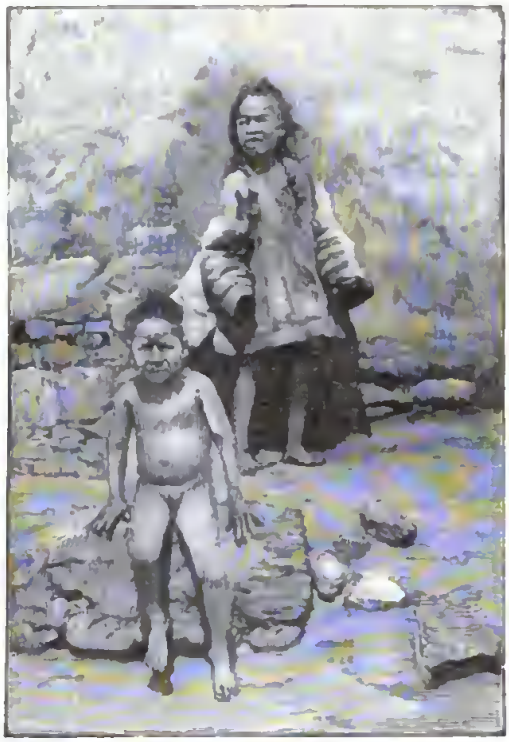
ragt einige Zoll über den Kopf empor. Dazu scheinen sie ihre geringen Ersparnisse mit Vorliebe in langen Silbernadeln anzulegen, mit denen sie ihr Haar schmücken.

Alle zwei bis drei Kilometer stehen an der elenden Route — von Straßen kann hier wohl nicht gesprochen werden — eigentümliche Wachthäuser für die Straßenpolizei, die aber trotz des vielen Raubgesindels, das die Gegend hier unsicher macht, oder vielleicht gerade deswegen, durch ihre Abwesenheit glänzt. Auf der ganzen, an 100 Kilometer langen Strecke bis an die Grenze von Petschili sah ich nicht einen einzigen Soldaten dieses Korps. Man sagte mir jedoch, jedes Wachthaus würde zur Nachtzeit von mehreren besetzt. Das Innere dieser Lokale sah nicht danach aus. Manche stehen auf einer etwa 5 Meter hohen Erdpyramide und zeigen nach vorne eine von einer meterhohen Schutzmauer eingefaßte Veranda, andere stehen in gleicher Höhe mit dem Straßenboden, und von ihren Ecken laufen diagonal zwei mannshohe und mehrere Meter lange Lehmwände aus. Ihren Zweck konnte ich mir nicht erklären. Die weißgestrichenen Mauern tragen in riesigen, schwarzen Schriftzeichen die Bezeichnung „Wachthaus der Straßenpolizei", dann die jeweiligen Entfernungen bis zur nächsten Stadt. Das Innere der Häuschen ist jeder Einrichtung bar, nicht einmal Strohmatten lagen auf dem Boden, dafür zeigten sich überall Beweise dafür, daß diese Regierungsbauten von den Passanten für Zwecke benützt werden, zu denen man gewöhnlich die Einsamkeit und Dunkelheit aufsucht. Beides ist reichlich vorhanden.

Die Route führt hier ausnahmsweise nicht durch die beiden einzigen Städte, Yü-tscheng und Ping-yuan, sondern außerhalb der in Trümmern liegenden Stadtmauern entlang. Im ganzen genommen machte dieser Teil von Nord-Schantung einen ungemein traurigen Eindruck auf mich, zumal ich eben aus den herrlichen Gefilden von Mittel- und Süd-Schantung kam. Der deutsche Unternehmungsgeist wird also hier kaum ein einträgliches Feld finden, aber soll das deutsche Eisenbahnnetz einen Anschluß an die Bahn Peking-Hankau, oder überhaupt eine Fortsetzung nach Norden gegen die Provinz Schansi oder gegen Peking selbst finden, was für die Zukunft der deutschen Bahnen von großer Wichtigkeit ist, so wird wohl am besten gerade diese Strecke gewählt werden müssen. Freilich ist dafür ein langer Damm erforderlich, um die Bahn gegen die Ueberschwemmungen zu schützen, aber Erdarbeiten sind in China mit sehr geringen Kosten durchzuführen. Weiter stromaufwärts, also westlich, ist die Gegend nicht so häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber man würde auf dieselben doch rechnen und die Bahn daher ebenfalls auf einem Damm anlegen müssen. Dazu ist die von mir empfohlene Route die direkteste zwischen Tsinan-fu, der Hauptstadt Schantungs, und Peking, und sie führt über Tedschou, dem großen Hafen des Kaiserkanals, der von dieser Stadt angefangen in nördlicher Richtung das ganze Jahr über Wasser hat, und wo die Schiffahrt nur im Winter zeitweilig durch Eisbildung unterbrochen wird.

In der Nähe dieses Tedschou stieß ich auf einen ungeheuren Baum am Wege, den mir meine chinesischen Begleiter als einen heiligen Bodhibaum bezeichneten. Schon aus der Ferne bemerkte ich, daß der dicke Stamm ganz mit roten Tüchern umwunden

war, und näher kommend, ſah ich eine Anzahl Menſchen, Männer und Frauen, um ein kleines Tempelchen verſammelt, das im Schatten dieſes Baumes ſteht. Auf verſchiedenen Aeſten ſteckten kleine bunte Fähnchen, verſchiedene Menſchengruppen hockten auf dem Boden und tranken Thee, andere knieten vor den fratzenhaften Götzen im Tempelchen und ſchlugen ihre Stirnen in den Staub. Ich hielt die Sache für ein fröhliches Picknick, aber es war ein ernſter Zweck damit verbunden. Wenn in einer Familie jemand hoffnungslos erkrankt, ſo begeben ſich die Angehörigen des Kranken zu dem Bodhibaum, um dort den Götzen zu opfern. Dann pflücken ſie von den mit Fähnchen geſchmückten Aeſten Blätter und brauen davon einen Thee, den der Kranke trinken muß. Dann wird er unfehlbar geſund.



Kindergarten in Tedſchou.

Drei Kilometer weiter ſah ich die Ringmauer von Tedſchou vor mir auftauchen. An dem pittoresken, von einem Türmchen gekrönten Thore erwartete mich bereits die Garde des Mandarins, ſechs Soldaten in roten zerlumpten Kitteln, ohne Waffen, und von ihnen begleitet, zog ich durch die engen Straßen, direkt zum Kaiſerkanal, wo ihrer Ausſage nach drei Kanalboote meiner bereits harrten. Tedſchou iſt eine ungemein maleriſche Stadt, mit mehr Leben und Verkehr, aber auch mehr Verfall als die meiſten Städte Schantungs, die ich geſehen. Verfall inſofern, als von ſeiten der Mandarine augenſcheinlich gar nichts geſchieht, um die Ringmauern in Ordnung zu halten, die Straßen zu reinigen, die Pfützen und Teiche innerhalb der Stadt abzuleiten, oder ihnen doch feſte Ufer zu geben, Bäume zu pflanzen und dergl. Nirgends in Schantung, ſelbſt nicht in Tſi-ho, ſpringt die grenzenloſe Verwahrloſung und die Mißwirtſchaft der Mandarine ſo ſehr ins Auge wie hier, und doch kümmern ſich die Einwohner nicht darum, leben für ſich und ihren Erwerb und laſſen für alles, was nicht innerhalb ihrer eigenen Wohnung iſt, den lieben Herrgott ſorgen. Den Chineſen, auch in anderen Städten, ſcheint jeder Gemeinſinn zu mangeln. Von ihren Mandarinen verlangen ſie nur, daß ſie ſie nicht zu ſehr ſchröpfen und bedrücken. Auch die Kreis- und Provinzbehörden haben anſcheinend nur geringen Sinn für den Zuſtand der Städte, Flüſſe, Straßen, Brücken. Dazu bleiben ſie nicht lange genug auf einem Poſten. Durchſchnittlich drei Jahre, dann werden ſie nach einem andern Kreis verſetzt. Ihre Stellung iſt ja auch nicht von ihren Leiſtungen und von der Ehrlichkeit ihrer Verwaltung abhängig, ſondern von ihren Beziehungen zu den Machthabern und der Höhe

der Geldsummen, die sie ihnen zahlen. Ich könnte die Mandarine mehrerer Städte nennen, welche, als der neue Provinzgouverneur von Schantung seinen hohen Posten antrat, demselben Geschenke bis zu 10000 Taels (etwa 30000 Mark) in Silberbarren darbrachten. Derlei kleine Gefälligkeiten erhalten ihnen das Wohlwollen der hohen Herren, sie behalten ihre Stellungen und können in Ruhe und Sicherheit der Bevölkerung die Schrauben ansetzen, um sich für die gebrachten Opfer schadlos zu halten. Was gehen diese Herren die zerfallenden Stadtmauern an? Oder der Schmutz in den Straßen?

Eine Eigentümlichkeit der letzteren ist es hier, daß das Straßenbett 1 bis 2 Meter tiefer liegt als die Fußwege zu beiden Seiten und die an diese angebauten Häuser. In Peking ist der mittlere, für Karren, Sänften und Reiter bestimmte Teil vieler Straßen um eben so viel höher als die Seitenwege, hier ist das Umgekehrte der Fall.

Am jenseitigen Ende des Häusergewirres, aber noch innerhalb der Stadtmauer, dehnt sich ein wüster, mit Hausruinen und Trümmern bedeckter Platz aus, dessen nördliche Hälfte von einer vielleicht 2 Morgen großen stinkenden Pfütze eingenommen wird. Jenseits des Platzes zieht sich die aus Ziegeln aufgeführte, mit Zinnen versehene Stadtmauer entlang; ein etwa 30 Meter langes Stück dieser Mauer mit dem Erdwall, auf dem sie steht, hat sich von dem Rest losgetrennt und auf der einen Seite um einige Meter gesenkt. Durch den so entstandenen breiten Spalt kann man bequem nach und aus der Stadt gelangen. Wann das geschehen ist? Vielleicht vor 20 oder 30 Jahren, und ich bin überzeugt, daß diese Mauer auch nach dem gleichen Zeitraum diese Senkung zeigen wird, wenn nicht Gefahr von Rebellen drohen sollte. Dann werden derlei Schäden nicht etwa von Grund aus ausgebessert, sondern einfach mit Lehm verschmiert.

Als ich durch das alte Stadtthor fahrend, die gute Stadt Tedschou wieder hinter mir hatte, sah ich erst, daß sie gar nicht am Kanal, sondern ein paar Kilometer weit davon entfernt liegt. Jenseits der Ringmauer breiten sich in der Ebene weite Gärten und Felder aus, und erst nach halbstündiger Fahrt gelangte ich in die ungemein belebte, große Vorstadt von Tedschou, welche an den Kanalufern entstanden ist. 12 bis 15 Meter tief unter dem Kanaldamm sah ich das schmale Bett dieses berühmten Verkehrsweges zwischen Nord- und Süd-China. An den Ufern lagen Hunderte von Booten, darunter auch die drei Mandarinsboote, welche der Präfekt von Tedschou zur Auswahl für mich hierher beordert hatte, und einige Stunden später fuhr ich auf dem Kanal über die Grenze von Schantung.

Auf dem Kaiſerkanal nach Peking.

Obſchon der Kaiſerkanal den weitaus wichtigſten Verkehrsweg zwiſchen dem Süden und Norden Chinas bildet, iſt er ſeltſamerweiſe von europäiſchen Reiſenden nur ſtreckenweiſe befahren worden, ja ich glaube nicht, daß einer von ihnen jemals den ganzen Weg von Hangtſchou, dem ſüdlichen Ausgangspunkte des Kanals, und Peking, eine Strecke von über 1800 Kilometern, zurückgelegt hat.

Nachdem ich den ſüdlichen Teil des Kaiſerkanals auf früheren Reiſen kennen gelernt hatte, bot ſich mir nun Gelegenheit, auch die nördliche, gegen 500 Kilometer lange Strecke, zwiſchen der Nordgrenze Schantungs und Peking, zu bereiſen. Auch hier könnte ich meine Vorgänger an den Fingern einer Hand abzählen, und wie mir der Kapitän meines Schiffes ſelbſt mitteilte, war ich der erſte Europäer, den er überhaupt geſehen, einzelne katholiſche Miſſionare ausgenommen.

In Tedſchou bietet der Kanal ein ganz anderes Bild dar als in Tſining. Beiläufig 30 Meter breit, mit 12—15 Meter hohen, ſteilen Lehmwänden, zieht er ſich hier von Süd nach Nord; an der Stadtſeite ankerten mehrere Hunderte von Fahrzeugen, in einer unabſehbar langen Reihe: große, ungeſchlachte Fährboote mit hohen Maſten und eingezogenen Mattenſegeln; elegante Mandarinboote mit ſchönen Holzſchnitzereien bedeckt, ähnlich den prächtigen Blumenbooten, dieſen ſchwimmenden Reſtaurants und Vergnügungslokalen in Canton; hier und dort förmliche Holzpaläſte mit langen Fenſterreihen, mit bunten Flaggen und Wimpeln auf Bug und Stern und grell bemaltem Schiffskörper: die Boote hoher Mandarine, wenn ſie bei ihrer Verſetzung von einem Poſten auf einen andern nach Peking reiſen müſſen, um ſich dort zu melden und dabei die Hände jener zu ſchmieren, die ihnen zu ihren neuen Poſten verholfen haben. Auf den raſch dahinfließenden gelben Fluten ſelbſt ſchwammen verſchiedene Bootflottillen, die einen mit geſchwellten Segeln abwärts gegen Peking, die andern wurden mühſam von

Kulis an langen Seilen stromaufwärts gezogen. Auf den hohen Uferdämmen aber tummelten sich Tausende von Zopfträgern zwischen den Marktbuden umher, andere standen am Kanalufer und verfolgten neugierig alle meine Bewegungen, um jedoch sofort wieder Reißaus zu nehmen, als ich meinen Photographenapparat aufstellen und gegen sie richten ließ. Sie hielten das glänzende Ding wohl für eine Kanone. Während der Zeit wurden drei Mandarinboote im Kanal für meine Besichtigung vorbereitet. Alle Fahrzeuge für den Passagierverkehr sind Eigentum einer Gesellschaft, welche in Tedschou ihren Sitz hat und neben zahlreichen eleganten Privatbooten auch Omnibusboote besitzt, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit, soweit es Wind und Wetter eben gestatten, zwischen den einzelnen Kanalhäfen verkehren. Das Passagiergeld beträgt 1 Cash für jeden zurückgelegten Li, d. h. etwa einen halben Pfennig für 1 Kilometer. Man kann also für nicht mehr als 2 Mark bis Peking fahren. Für dieselbe Strecke müßte ein Reisender in Europa in der dritten Wagenklasse 20 Mark, also das zehnfache bezahlen. Die Mahlzeiten liefert ihnen das Bootspersonal für je 5—6 Pfennige.

Die Dampferlinien auf dem Jangtsekiang und auf dem Gelben Meere haben einen großen Teil der Mandarine, Litteraten und Kaufleute — aus diesen drei Klassen rekrutieren sich ausschließlich die Reisenden — vom Kaiserkanal abgelenkt, denn lieber unternimmt man einen großen Umweg und zahlt den dreifachen Preis, als sich der langsamen und einförmigen Fahrt auf dem Kanal auszusetzen. Vergnügungs- oder Hochzeitsreisende giebt es in China überhaupt nicht. Dadurch ist der Verkehr der eleganten, sogenannten Mandarinboote in den letzten Jahrzehnten immer mehr zurückgegangen, und ist erst die von deutscher Seite projektierte Eisenbahn von Schantung nach Peking im Betrieb, so wird der Passagierverkehr auf dem Kanal voraussichtlich ganz aufhören. Jetzt schon liegen die Mandarinboote oft viele Monate unbenutzt da, und die Bootsleute meiner drei Fahrzeuge mußten die letzteren erst scheuern und fegen, Thüren, Fenster und Fußböden ausbessern, ehe es die Yamenbeamten gestatteten, daß ich sie in Augenschein nahm.

Endlich lud mich der die Sache beaufsichtigende Mandarin ein, näher zu treten. Die drei Boote unterschieden sich nur durch ihre Größe und dementsprechend durch ihren Preis. Das größte derselben, geräumig genug, um ein Dutzend europäischer Reisenden aufzunehmen, kostete 40 Tiau für die ganze Reise nach Tientsin, das mittlere 27, das kleinste 23 Tiau. Der Tiau ist die in ganz Schantung, ja in ganz China gebräuchliche „Münzeinheit“, wenn dieser Ausdruck überhaupt angewendet werden kann. Ein Tiau ist nämlich keine Münze, sondern ein paar Geldwürste von je 30 Centimeter Länge. Jede Wurst enthält 250 durchlochte Bronzemünzen, wie nebenstehend abgebildet, die auf einen Strang aufgezogen und an beiden Enden festgebunden sind. Das Gewicht eines derartigen Wurstpaares beträgt durchschnittlich 2 Kilo, der Wert aber beläuft sich auf etwa 1 Mark 60 Pfennig. Da es im Innern Chinas häufig schwer fällt, Silberbarren gegen derartige Bronzemünzen einzutauschen, mit diesem Tausche überdies erhebliche Verluste verbunden sind, so mußte ich, wollte ich nicht in Zahlungsverlegenheiten kommen, gewöhnlich 20 bis 30 Tiau, also 40 bis 60 Kilo Münzen mit auf die Reise

„Cash", heutige Verkehrsmünzen von Schantung, alle vom gleichen Wert (natürliche Größe).

Chinesische Münzen von 2000 bis 4000 Jahren Alter.

Alte Münzen vom Jahre 2000 vor Christi bis zum vorigen Jahrhundert.

nehmen. Wohl giebt es auch Banknoten, wie die untenstehende, doch werden sie nur in den Orten, in denen sie von Bankhäusern ausgestellt wurden, oder in der nächsten Umgebung als Zahlung angenommen.

Ich fand das mittlere Boot als das geeignetste für meine Fahrt, gleichzeitig auch das reinste, denn der Fußboden war neu gelegt worden, die Fenster waren mit frischen Papierscheiben überklebt, alles war nett und sauber, so daß ich hoffen durfte, von dem auf Kanalbooten massenhaften Ungeziefer nicht allzusehr belästigt zu werden. In seiner Einrichtung erinnerte mich das Boot an die Dahabyeh, auf welcher ich vor Jahren den Nil herauf gefahren bin. Die hintere Hälfte des Verdecks war ganz von einer hölzernen Kabine eingenommen, die in zwei Teile geteilt war, ein Vorzimmer für meinen Diener und ein ziemlich geräumiges Gemach für mich. Der hintere Teil des letzteren wurde von einer kniehohen Plattform eingenommen, auf welcher die Reisenden ihr Nachtlager herrichten; der vordere Teil war mein Wohnzimmer mit einem hübsch geschnitzten Tisch und zwei Stühlen als einzige Möbel. In der Mitte des Schiffes erhob sich ein hoher Mast für das aus geflochtenen Strohmatten bestehende Segel, und der vordere Teil des Verdecks diente für die Schiffsmannschaft, die sich bei schlechtem Wetter und zur Nachtzeit unter das Deck in den Schiffsrumpf verkroch. Die Mahlzeiten wurden unter beständiger Feuersgefahr auf den Holzdielen des offenen Verdecks zubereitet, denn eine Küche gab es ebensowenig wie ein anderes, notwendiges Lokal. Verdauungsprozesse mußten angesichts der Schiffsmannschaft und aller sonst auf dem Kanal des Weges ziehender Schiffe direkt über Bord abgewickelt werden. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles.

Meine Koffer und Kisten und Geldwürste waren bald an Bord; auf dem Hinterteil des Schiffes wurde eine weiße Fahne mit meinem Namen und Rang gehißt, sechs Kulis waren unter dem auf den Ufern umherlungernden Gesindel bald zusammengetrommelt, und alles war zur Abfahrt bereit. Wie in ganz China gebräuchlich, ließ mein Kapitän auch auf meinem Schiffe nunmehr einige Schwärmer abbrennen, um die bösen Flußgeister zu verscheuchen, das Boot wurde mit langen Stangen in die Mitte des Kanals gestoßen, das Segel gehißt, und fort ging's bei günstigem Winde, über die Grenzen von Schantung in die Provinz Petschili, meinem nächsten Ziele Tientsin entgegen.

Um rascher vorwärts zu kommen, hatte ich mit dem Lau-da, d. h. Kapitän vereinbart, auch die Nacht zur Weiterfahrt zu benützen. Mein Boy hatte mir mein gewöhnliches Nachtlager, ein paar Decken und ein Kopfkissen, auf der Plattform zurechtgelegt, und kaum war die Dunkelheit angebrochen, so lag ich auch schon in den Federn, den Schlaf erwartend.

Aber damit sollte es in dieser Nacht nichts werden. Der Wind hatte sich gelegt, und hätte mein Kapitän das Boot einfach im Kanal treiben lassen, so wäre er zu langsam vorwärts gekommen, um sich das ihm versprochene Extratrinkgeld von 5 Tiau zu verdienen. Auf den Kanalbooten wird selten gerudert; die Wassertiefe, 2 bis 3 Fuß, ist so gering, daß es sich besser lohnt, die Boote mit langen, in den Kanalgrund

Tiau-Banknote.

geſtemmten Stangen weiterzuſtoßen. Der Kapitän rief alſo meinen ſechs Geleitſoldaten, die der Mandarin von Tedſchou zu meiner Sicherheit mitgeſchickt hatte, und die auf dem Kanalufer einhertrabten, zu, im nächſten Ort ſechs Kulis anzuwerben. Die armen Kerle kamen auch wirklich ganz traurig an Bord, traurig deshalb, weil ſie nun ein paar Stunden lang zur Nachtzeit das Boot vorwärtsſtoßen und dann wieder nach ihrem Heimatsorte zurückwandern mußten. Noch dazu ohne Bezahlung, denn ich reiſte mit kaiſerlichem Paß und Militärbedeckung, wie ein hoher Mandarin, und für Mandarine müſſen derlei Dienſte, wie ſchon mehrfach geſagt wurde, ohne jedwede Bezahlung geleiſtet werden. Ich beauftragte meinen Boy, ihnen bei ihrer Ablöſung 1 Tiau zu geben, und verſuchte, einzuſchlafen. Wer hätte aber bei dem dumpfen Getrampel der Kulis zu beiden Seiten meines Nachtlagers einſchlafen können? Mit ihren langen Stangen bewaffnet, liefen ſie nach dem Bug des Schiffes, ſteckten die langen Stangen in den Kanalgrund, ſtemmten ihre Schultern dagegen und trampelten nun bis zum Steuer; dort wurden die Stangen aus dem Waſſer gezogen, die Kulis liefen wieder bis zu dem Bug zurück, und die Geſchichte begann von neuem. Das hätte einen müden Reiſenden auch nicht im Schlafe ſtören können. Allein der Chineſe hat nun einmal die ſchon früher erwähnte

Gewohnheit, bei der Arbeit zu schreien, zu singen oder doch laut zu stöhnen. Je schwerer die Arbeit, desto lauter das Geschrei, als ob die Arbeit mit der Kehle verrichtet werden könnte. Dazu haben die Kanalkulis die merkwürdige Angewohnheit, mit den Füßen möglichst stark das Verdeck zu bearbeiten; sie stampften derart, daß bei jedem Fußtritt die Dielen meiner Kammer bebten. Ich schrie dem Kapitän zu, den Kerls das Schreien und Stampfen zu verbieten. Während fünf Minuten ging alles nach Wunsch Aber dann begann das Schreien und Stampfen, ohne welches sie augenscheinlich nicht arbeiten können, von neuem. Nach mehrmaligen Versuchen, Ruhe zu bekommen, gab ich die Sache auf. Es hätte ja auch gar nichts genützt, denn alle Augenblicke kamen große Frachtboote mit Reis, Getreide, Salz, Strohmatten, Holz ꝛc. schwer beladen an uns vorüber, und auf jedem dieser Boote herrschte der reine Teufelskarneval.

Auf den stromabwärts fahrenden Booten wurde mit Stangen gestoßen, die aufwärts fahrenden Boote aber wurden an langen Seilen durch vierzig bis fünfzig Kulis, die im Gänsemarsch am Ufer entlang schritten, gezogen, und um sich munter zu halten, schrieen und sangen sie unaufhörlich. Ein Anführer sang ein paar Takte vor, und die fünfzig anderen wiederholten sie unisono. Ich habe in meinem Leben kein lauteres und länger anhaltendes Lärmen gehört als auf dem chinesischen Kaiserkanal, nirgends habe ich auch größeren Nachtverkehr getroffen. Wie die Cabs auf der Londoner Cheapside drängten die Schiffe einander, in der herrschenden Dunkelheit nur durch ihre matten, roten Lichter kenntlich. Manche Schiffe hatten aus Nachlässigkeit oder Sparsamkeit gar kein Licht; dann tauchte plötzlich in unmittelbarer Nähe unseres Schiffes aus der Finsternis ein nur durch seine Umrisse und durch das Geplätscher der an den Bug schlagenden Wellen kenntliches Ungetüm auf; die Gefahr des Zusammenstoßes verstärkte noch das Geschrei und Gepolter. Mit Stangen und Enterhaken wurde eine derartige Carambolage verhindert, und kaum war unser Schiff der einen Gefahr entgangen, so zeigte sich vielleicht gleich nachher ein zweites Schiff. Zu dem Lärm draußen gesellte sich noch das Knabbern der Ratten, denen durch die neuen Dielen die Schlupflöcher zugenagelt worden waren, und die sich nun neue Löcher durch das Holz beißen mußten. Plötzlich fühlte ich ein ziemlich großes Insekt über mein Gesicht laufen; bald darauf unternahm ein zweites diese Promenade; es schien überhaupt rings um mich und auf mir selbst recht viel Leben zu herrschen. Ich machte Licht, und nun sah ich, daß es in meiner Kabine an daumengroßen Schwaben wimmelte. Mir schauderte bei dem Anblick dieser schwarzen Bestien. Mit dem Schlaf war es nun doch vorbei, ich versuchte mir also durch die Jagd die Zeit zu vertreiben. Der Fußboden war bald mit Leichen bedeckt, und was noch lebte, hatte sich zwischen den Dielen wieder verkrochen. Solange ich das Licht brennen ließ, war von den klugen Biestern nichts zu sehen, aber ich konnte es nicht brennen lassen, denn ich besaß nur noch eine Kerze, und diese mußte mir auch während der folgenden fünf Nächte bis nach Tientsin dienen. Freilich haben auch die Chinesen Kerzen, aber diese sind aus rotgefärbtem, stinkendem Talg hergestellt, und der Docht besteht aus gedrehtem Papier, so daß sie nur sehr wenig Licht, dafür aber desto mehr Gestank und Rauch geben. Vor einer chinesischen Kerze hätten die klugen Schwaben

auch niemals Reißaus genommen. Es war nur das ihnen ungewöhnte grelle weiße Licht meiner einzigen Stearinkerze, das ihnen zu imponieren schien, das Licht und meine Pantoffel. Was war zu thun? Mich nochmals als Promenadedeck für die Schwaben benutzen lassen? Nimmermehr. Und ich konnte doch fünf Nächte lang nicht auf dem Schiffe mit den Stoßkulis um die Wette spazieren gehen? Da kam mir ein glücklicher Gedanke.

Ich hatte auf meinen Landreisen zur Nachtzeit, um dem massenhaften Ungeziefer in den elenden Herbergen möglichst auszuweichen, einen Bettrahmen benutzt, der mit Segelleinwand überzogen war und auf zusammenklappbaren Füßen stand. Auf die Leinwanddecke legte ich meine Plaids und auf diese mich selbst. Dieses Bett allein konnte mich vor der Schwabeninvasion retten. Ich weckte meinen schnarchenden Boy und hieß ihn auf der Plattform meines Gemachs das Bett aufstellen. Dann nahm ich meine Waschschüssel und meinen Wasserkübel, stellte sie unter zwei der Bettfüße und füllte sie mit Wasser. Die Schwaben hätten darüberschwimmen müssen, um auf mein Bett zu gelangen, und sie können bekanntlich nicht schwimmen. Nun fehlten mir aber die Gefäße für die beiden anderen Bettfüße. In meinem Vorzimmer befanden sich meine Speisevorräte in Zinnbüchsen. Ich öffnete eine Biskuitbüchse, wickelte die Biskuits in Papier und hing sie an dünne Bindfäden an die Decke, so daß die schwarze gefräßige Brut nicht dazu gelangen konnte, und die Büchse selbst mit ihrem Deckel gab mir die zwei für die anderen Bettfüße nötigen Wassergefäße. Nun war ich persönlich wenigstens vor den Schwaben sicher, und als ich mich gegen Morgen endlich wieder zu Bett legte, freute ich mich königlich, den Biestern ein Schnippchen geschlagen zu haben.

Nicht nur während der Nacht, auch am Tage ist die Kanalreise von Schantung nach Peking keineswegs mit besonderen Annehmlichkeiten verknüpft. Schon beim Aufstehen von dem kärglichen Nachtlager beginnen die Schwierigkeiten mit dem Waschen. Wohl fuhr ich auf einem wasserreichen Kanal einher, aber sein Wasser ist womöglich noch ärger mit Erde und allerhand Unrat geschwängert als jenes des großen Hoangho, den ich kurz zuvor befahren hatte. Schwimmen doch auf seinem schmalen Bette zwischen Tschingkiang und Tientsin Hunderttausende von Booten, während des Sommers und Herbstes dürften über eine Million Menschen auf ihm wohnen, und der Kanal nimmt den ganzen Unrat auf. Der schlammige Kanalgrund wird durch die zum Vorwärtsstoßen der Boote benutzten Stangen fortwährend aufgerührt, so daß sich das Wasser im Glase vollständig undurchsichtig zeigt. Ich hätte es nicht mit dem Mikroskope untersuchen mögen. Und doch ist dieses Kanalwasser das einzig vorhandene im Umkreis von vielen Kilometern, die Landleute benützen es zum Bewässern ihrer Felder, die Bewohner der vielen, längs des Kanals liegenden Städte und Dörfer zum Trinken, ja es soll nach der Aussage der Missionare, die ich in den Städten sprach, sogar sehr gesund sein, wenn sich die darin schwimmenden Schlammteilchen durch mehrstündiges Stehen auf dem Boden abgelagert haben. Filter fand ich nirgends in Verwendung. Ich ließ mir gewöhnlich am Abend mehrere Gefäße vollschöpfen, und des Morgens war das Wasser hinreichend klar geworden, um wenigstens zum Waschen benutzt zu werden. Zu meinem

Thee hatte ich mir aus den Gebirgen von Mittel-Schantung Quellwasser, in geleerte Apollinarisflaschen gefüllt, mitgenommen. Wohl giebt es auch auf dem ganzen Gebiete zwischen dem Kaiserkanal und den Küsten des Golfes von Petschili zahlreiche Quellen, aber das Wasser ist überall erdig, in vielen Orten auch übelriechend und ungesund, so daß die Einwohner das Kanalwasser als ein wahres Labsal zu betrachten scheinen. Es ist wenigstens fließendes Wasser. Die vielen Flußläufe, welche auf den Landkarten dieses Gebietes verzeichnet sind, haben den größten Teil des Jahres über keinen Tropfen Wasser oder existieren überhaupt nicht. Der wichtigste dieser Flußläufe ist der Lao-Huang-Ho, nämlich das Flußbett des Hoangho vor etwa tausend Jahren. Im Grunde genommen sind auch alle anderen Flußläufe südlich und nördlich davon, bis an den Peiho, nichts anderes als alte Flußläufe des Hoangho, der in seiner Unbeständigkeit sich bald hierhin, bald dorthin wandte, ja man könnte füglich behaupten, daß an den ganzen Küsten des Gelben Meeres von Tientsin bis an die Mündung des Jangtsekiang keine Strecke von 100 Kilometer liegt, wo der Hoangho nicht einmal seine Mündung gehabt hätte. Nun haben sich aus früheren Zeiten die einmal angegebenen Flußläufe auf den Landkarten erhalten und sind auch in die neueste Wäbersche Karte aufgenommen worden, so daß dieses Gebiet aussieht, als sei es von wasserreichen Flüssen durchzogen, während das gerade Gegenteil der Fall ist. Die auf der Wäberschen Karte angegebenen Flüsse Makiaho und Muchuho sind den Einwohnern dieser Gegenden, mit denen ich gesprochen, unbekannt, ich habe auch an den betreffenden Stellen keine Flußläufe gesehen. Dagegen hat der Kienho, der bei der großen Stadt Tschangdschou, als den Kanal mit dem Meere verbindend, angegeben ist, im Sommer, wenn das ganze Land überschwemmt ist, hinreichende Wassertiefe, um den Dschunkenverkehr mit dem Meere zu gestatten.

Im übrigen bestehen auf dem Kaiserkanal ähnliche Verhältnisse wie auf dem Hoangho. Der Kanal verdient gar nicht den Namen eines solchen, denn er ist ja nur das durch Dämme eingeengte und festgelegte Bett des aus den Gebirgen von Schansi kommenden Weiho, und selbst für die zwischen diesem Flusse und dem Hoangho gelegene Strecke des Kanals ist ein altes Flußbett benutzt worden. Im Frühjahr ist die durch den Kanal nach Tientsin, in den Peiho strömende Wassermenge gering, die Strömung ist langsamer und setzt infolgedessen auch massenhaft Schlamm und Erde an; auf diese Weise wird das Kanalbett erhöht, und es haben sich allmählich ähnliche Zustände entwickelt wie beim Po in Italien. Bei hohem Wasserstande ist der Spiegel an vielen Stellen höher als das umliegende Land, und es erfordert starke, hohe Dämme, um verderbenbringende Durchbrüche zu verhindern. Auf den Dämmen liegen auch an verschiedenen Strecken Stein- und Reisighaufen zur Ausfüllung entstehender Durchbrüche bereit, und die Kanalmandarine halten hier durch ein eigenes Militärkorps beständige Aufsicht. An manchen Stellen fand ich den Kanalspiegel selbst bei dem niedrigsten Wasserstande des Frühjahres höher als das angrenzende Land, denn die Bauern haben zur Bewässerung ihrer Sorghum-, Hirse-, Mais- und Weizenfelder Tunnel durch die Kanaldämme gegraben und regulieren den Wasserzufluß aus dem Kanal nach ihren Feldern durch Schleusen.

Die gebräuchlichste Art der Bewässerung der Felder ist jedoch dieselbe, wie ich sie am Nil in Aegypten fand, nur womöglich noch umständlicher, denn nördlich von Tedschou auf einer Strecke von über 100 Kilometer sind die Kanaldämme 10 bis 12 Meter hoch, und das Wasser muß mühsam in Körben über dieselben hinweg befördert werden. Merkwürdigerweise verwenden die Chinesen auch hier keine Pumpen. Um das Kanalwasser über die Dämme zu heben, graben sie in die inneren Seitenwände derselben vier bis fünf Stufen von zwei Meter Breite und der gleichen Höhe und vertiefen diese Stufen zu kesselförmigen Behältern. Dann bekleiden sie die letzteren, ebenso wie die zwischen den Behältern befindlichen Lehmwände des Kanaldammes mit Strohmatten, damit sie, da nur aus losem Lehm bestehend, nicht abgespült werden. Zum Schöpfen bedienen sich die Landleute wasserdicht geflochtener Körbe, die vielleicht zehn bis zwölf Liter Wasser fassen mögen. Die Körbe sitzen in der Mitte zwischen zwei parallelen, etwa sechs Meter langen Stricken, an deren Enden sich Holzknebel befinden. Zum Schöpfen stellen sich zwei Kulis auf die unterste Stufe des Dammes und erfassen die Knebel, in jeder Hand einen, so daß der Wasserkorb in der Mitte zwischen ihnen schwebt. Durch Ausstrecken der Arme und Vorlegen des Körpers geben die Stricke so weit nach, daß der Korb in den Kanal taucht und sich mit Wasser füllt. Dann legen die Kulis den Körper zurück und ziehen die Stricke mit einem Ruck an sich, wodurch der Wasserkorb bis auf die Höhe der zweiten Stufe des Dammes emporgeschnellt wird. Gleichzeitig ziehen sie den äußeren der beiden Stricke strammer an, dadurch wird der Korb gegen die Dammseite zu umgestülpt und das Wasser in den Behälter der zweiten Stufe geleert. Beim Zurückfallen des Korbes lassen die Kulis die Stricke wieder nach, der Korb füllt sich im Kanal von neuem, und so geht die Arbeit den ganzen Tag über. Auf der zweiten, dritten, vierten Dammstufe stehen andere Kulis, welche das Wasser in ähnlicher Weise auf die nächst höhere Stufe heben, bis es schließlich von der Höhe des Dammes in die dahinterliegenden Felder herabrieselt. Pumpen mit Windmühlenbetrieb würden natürlich diese Arbeit ungemein vereinfachen, aber die Kanalmandarine sind dagegen, ebenso wie gegen jede zu umfangreiche Ausschöpfung des Kanalwassers überhaupt, weil dadurch die Wassertiefe verringert und damit auch die Schiffahrt gefährdet wird. Zeitweilig, bei geringem Wasserstande, wird das Ausschöpfen überhaupt auf der ganzen Kanallinie verboten.

Wegen der großen Höhe der Dämme sind auch die Mastbäume der Kanalboote sehr hoch; jedes Boot hat nur einen Mast, auf dem ein ungeheures, aus Matten zusammengesetztes, viereckiges Segel gehißt wird. Diese Segel helfen wohl den stromaufwärts, also nach Süden fahrenden Booten, aber selbst bei starkem Winde kann damit allein die Strömung nicht überwunden werden, und alle aufwärts fahrenden Boote werden deshalb durch Kulis gezogen. Längs der ganzen Kanalstrecke mag es wohl eine Million derartiger Zugkulis geben. Pferde und Maultiere kommen in China viel teurer zu stehen als Menschen, weshalb ich sie auch nur äußerst selten in Verwendung fand. Von der Spitze des starken Mastbaumes führt ein langes Seil an das Kanalufer, und an diesem ziehen, je nach der Größe des Bootes, 30 bis 50 Kulis, indem sie eine

Digitized by Google

schwächere, einige Meter lange Leine an dem Zugseile festmachen. Gewöhnlich ist die Leine in zwei Teile gespalten, zwischen welche ein armlanger Knüttel der Quere nach befestigt ist. Dieses einfache Kummet werfen die Kulis um eine Schulter, falten die Hände über dem Rücken, legen den Körper vor und schreiten so im Gänsemarsch unter fortwährendem Gesang oder stoßweisem Stöhnen dem Kanalufer entlang. Alle vier bis sechs Stunden werden sie abgelöst.

Die Zugleinen der aufwärts fahrenden Schiffe versperren natürlich den abwärts fahrenden Schiffen den Weg. Kommt eines der letzteren in Sicht, so machen auf ein Kommando des Kapitäns die Zugkulis Kehrt und laufen ein paar Schritte zurück; dadurch sinkt das schlaffgewordene Zugseil ins Wasser bis auf den Kanalgrund, und das abwärts fahrende Schiff segelt darüber hinweg. Dann werden die Zugkulis wieder angetrieben, das Seil hebt sich aus dem Wasser und zieht das Schiff weiter stromaufwärts. Bei dem ungeheuren Verkehr auf dem Kaiserkanal konnte ich dieses Spiel fast jede Viertelstunde sehen. Gewöhnlich läuft es auch glatt ab, allein der Kanal hat zahlreiche, scharfe Krümmungen; die Kapitäne der abwärts fahrenden Schiffe passen wohl auf und schreien den Entgegenkommenden Warnungsrufe zu, doch fehlt es zuweilen für die letzteren an Zeit, ihre Zugseile nachzulassen, und dann giebt es ein heilloses Durcheinander; das Seil wird zerrissen, die beiden Boote stoßen aneinander, hochgeladene Boote kippen vielleicht um oder verlieren doch einen Teil ihrer Ladung. Ist auch keine ernste Beschädigung vorgekommen, so treibt das aufwärts gehende Boot unter allen Umständen mit der Strömung wieder abwärts, und es erfordert unendliche Mühe, natürlich auch furchtbares Poltern, Lärmen, Schreien aus allen Kehlen, um das Boot wieder an den Ufern zu verankern und das Zugseil in Ordnung zu bringen.

Am schlimmsten erging es einem mit Bauholz aus Fukien hochbeladenen Boote. Mein Boot prallte so heftig an dasselbe an, daß wir alle zu Boden stürzten; das Frachtboot aber neigte sich zur Seite, und die Bauhölzer glitten eines nach dem andern in die trüben Fluten, um von diesen rasch fortgetrieben zu werden. Die Bootsmannschaft gebärdete sich wie besessen, das Geschrei pflanzte sich auf allen andern Booten fort, von allen Seiten sprangen Kulis ins Wasser, um die Hölzer aufzufangen, und rauften und prügelten sich um dieselben; es war das reine Tollhaus. Der Kapitän des verunglückten Bootes hatte natürlich beträchtliches Bergegeld zu zahlen, und noch lange hörten wir das Geschrei und Gepolter hinter uns.

Die Städte und Dörfer die ich passierte, liegen zum Teil in Ruinen. Auf der ganzen Strecke zwischen dem Hoangho und Tientsin befindet sich keine Schleuse, keine Brücke, erst in der Nähe der Millionenstadt Tientsin sah ich wieder Zeichen ähnlicher Wohlhabenheit wie in der Provinz Schantung; der Verkehr auf dem Kanal wurde immer lebhafter, immer gefährlicher. Aber geschickt manövrierten Kapitän und Mannschaften zwischen den zahlreichen Booten hindurch, obschon sie nach der fünf Tage und fünf Nächte dauernden, fast ununterbrochenen Fahrt todmüde waren. Die Kulis standen mit langen Enterhacken bewaffnet auf dem Bug, und wollten Schiffe ihrem Geschrei

nicht weichen, so benützten sie rücksichtslos die langen Stangen, ja sie hakten sie in die fremden Boote ein, um das unsere rascher vorwärts zu ziehen, ohne daß die Insassen derselben Protest erhoben hätten. Meine in roten Uniformjacken steckenden Geleitsoldaten und die Flagge auf meinem Boote mochten sie glauben machen, es befände sich ein hoher Mandarin an Bord, und Mandarine erfreuen sich auf Reisen der umfassendsten Privilegien.

An den Ufern mehrten sich die Ansiedlungen, Dörfer, Städte, ja ich gewahrte mitten in dem Gewirre von Häusern, Tempeln mit kurios geschwungenen Dächern und mehrstöckigen Pagoden schon große Fabriken mit rauchenden Schornsteinen, das sicherste Zeichen europäischer Kultur und der Nähe einer europäischen Niederlassung. Der Kanal war hier an 60 bis 80 Meter breit, und hatte schon auf der bisher zurückgelegten Strecke der ungemein lebhafte Verkehr mein Staunen erweckt, so überstieg derselbe hier in der Nähe von Tientsin alles, was ich in China bisher gesehen. Es war im Grunde genommen begreiflich, denn der Kanal ist ja eine große Verkehrsroute, ähnlich wie eine unserer Hauptseisenbahnlinien. Auf diesen sehen wir vielleicht alle Viertelstunden Züge laufen, aber die Größe des Verkehrs lernen wir erst in den Bahnhöfen der Hauptstationen kennen. Tientsin ist eine derartige Hauptstation des Kaiserkanales, sogar die wichtigste und größte desselben auf seinem ganzen 1800 Kilometer langen Wege von Hangtschou bis Tungtschou bei Peking. Bei einer nach Hunderttausenden zählenden Menge von Fahrzeugen kann man sich leicht vorstellen, was das heißt. Schon einige Kilometer vor Tientsin war der Kanal von diesen Booten buchstäblich bedeckt; lange Reihen davon lagen dicht neben- und ineinander, vielleicht fünfzig oder noch mehr der Breite nach von Ufer zu Ufer, und das Fortkommen wurde so schwierig, daß meine Bootsleute das Segel einziehen und, sich mit Händen und Füßen gegen die umliegenden Boote stemmend, den Weg für mein Fahrzeug bahnen mußten.

Es dauerte mehrere Stunden, ehe wir wirklich nach der Millionenstadt Tientsin gelangten. Obschon ich diese zweitgrößte Stadt des Reiches der Mitte von früher kannte, sah ich doch erst diesmal den am meisten malerischen, eigenartigsten Teil derselben, jenen, in welchem sich der großartigste Verkehr von ganz China konzentriert. Vom Verdecke meines Bootes sah ich das Häusermeer dieser großen Handelsmetropole mit ihren bis in den Kanal gebauten Warenlagern. Auf beiden Ufern drängten sich Hunderttausende geschäftiger Menschen mit Lasten beladen, Lasten ziehend, Karren führend, im Karren sitzend, zu Pferd oder Maultier oder in Sänften getragen; in den engen Straßen wälzte sich diese Menschenmasse, absonderlich, bunt, lärmend, gestikulierend, auf und nieder. Buntbemalte Mauern, Pagoden, Tempel, Ehrenpforten, Mandarinsyamen mit hohen Flaggenstangen, Tausende von bemalten oder vergoldeten Aushängeschildern in den Straßen, Farbe, Leben, Bewegung, Lärm überall, am meisten aber auf dem Kanale selbst, wo sich Zehntausende von Booten drängten, Boote in allen Farben, mit grotesken Ornamenten bemalt, mit roten Beschwörungszettelchen beklebt; auf dem Bug glotzten ungeheure Fischaugen, auf den Masten wehten lustig bunte Wimpel, am Steuer flatterten allerhand Flaggen mit eigentümlichen großen Schriftzeichen, und auf jedem Verdeck arbeiteten,

schrieen Dutzende von Menschen. Die Boote waren so dicht nebeneinander, daß ich bequem, von einem zum andern springend, ans Festland hätte gelangen können. Wo diese Boote wohl herkamen? Wo sie hinwollten? Was sie für Lasten, für Waren haben mochten? Die Menschen, die sie bemannten, waren in ihrem Aussehen verschieden, sie sprachen verschiedene Sprachen, stammten aus den verschiedensten Teilen dieses ungeheuren, einen halben Kontinent umfassenden Reiches, aber es waren doch durchweg Chinesen — nicht ein einziger Angehöriger einer fremden Nation befand sich unter ihnen, nur ich allein! Selbst in Canton oder Peking oder Schanghai habe ich keinen so großartigen, so erdrückenden Eindruck des ungeheuren Handels und Wandels der Chinesen bekommen wie hier, während der Stunden, die ich mit meinem Boote auf dem Kaiserkanal in Tientsin zubrachte.

Handschrift und Siegel von Li-Hung-Tschang.

Mit unglaublichen Anstrengungen hatten wir endlich die große Brücke erreicht, welche die beiden Stadthälften miteinander verbindet, und auf welcher täglich Hunderttausende von Menschen, Wagen, Karren, Pferden, Maultieren, Kamelen verkehren; doch ist diese Brücke vielleicht die elendeste irgend einer Großstadt des Reiches. Auf unförmigen Pontons liegen lose Querbalken, zerfahren, holperig, mit Löchern und fußbreiten Spalten, ohne Geländer gegen das Wasser, so daß nicht selten Passanten, ja Wagen und Pferde darüber hinausgedrückt werden und in den Kanal stürzen.

Mein Kapitän meinte, hier müßte ich landen, denn die Brücke könnte nicht geöffnet werden. Das Landen und Ausladen meiner Gepäckstücke war aber inmitten dieses Wirrwarrs zu Wasser und zu Lande eine Unmöglichkeit. Ich sandte also meinen Boy mit meinem Reisepaß zum Brückenmandarin mit der Bitte, die Brücke öffnen zu lassen. Eine halbe Stunde verrann, dann erhielt die Brückenmannschaft den Befehl, mein Boot durchzulassen. Gongschläge warnten die Passanten. Wie besessen stürzten noch alle, die auf der Brücke waren, hinüber und herüber, die Kutscher hieben auf ihre Pferde ein, daß die Karren auf den holperigen Balken fußhoch emporsprangen. Die Sänftenträger rannten, was sie konnten, und selbst als die Brücke schon ein, zwei Schritte weit geöffnet war, sprangen noch die guten Leutchen über den Spalt. Endlich war der Raum breit genug, um durchzufahren. Jenseits aber war das Gedränge der Boote womöglich noch dichter, und ich sah gar keine Aussicht, durchzukommen. Da

nahte ſich mir, von Boot zu Boot ſpringend, ein junger Mandarin, das bezopfte Haupt von einem Tellerhute mit weißem Knopfe bedeckt, in der Rechten eine Waffe wie eine lange Zirkuspeitſche. Der Peitſchenſtiel war ein dickes Bambusrohr, ſo lang wie eine Angelrute, und daran hing ein mehrere Meter langer, mehrfach geknoteter Strick. Nachdem er vor mir den Kautau gemacht, ſtellte er ſich auf den Bug meines Bootes und übernahm die Führung desſelben, auf ſo eigentümliche und geſchickte Art, daß ich ihn wahrhaftig bewunderte. Er ſchrie nicht und geſtikulierte nicht, ganz gegen alle Chineſenart. Er gebrauchte nur ſeine Peitſche. Mit raſchem Blick hatte er die Sachlage überſehen und wußte genau, auf welchem Wege er mich durch das Labyrinth von Booten in freies Fahrwaſſer bringen konnte. Dazu mußten die Boote, die fünf, ſechs Reihen breit vor uns lagen, Platz machen. Er ſprang zunächſt über mehrere hinweg und ließ dann ſeine Peitſche ſprechen. Mit unglaublicher Sicherheit fiel das Peitſchenende auf den Rücken des betreffenden Kapitäns, und kaum hatte dieſer den Schlag empfangen und ſich umwendend den Mandarin erkannt, als er auch ſchon ſein Boot weiterführte, um dem nächſten Platz zu machen. Abermals ſpielte die Peitſche, das zweite Boot wurde in den vom erſten geräumten Platz gedreht, und ſo ging es fort, bis wir um eine Bootslänge vorwärts konnten. Dann wiederholte ſich die Taktik des Mandarins bei der nächſten Reihe, dann bei der dritten, und eine halbe Stunde ſpäter waren wir im freien Fahrwaſſer. Nun machte der Mandarin wieder ſeinen Kautau, nahm von mir einen Vierteldollar Trinkgeld dankbar entgegen und ließ ſich, auf das nächſte Boot ſpringend, von dieſem ans Ufer rudern.

Ich war in Tientſin. Zu meiner Linken erhob ſich der Yamen des Vizekönigs von Petſchili, während ſo langer Jahre die Reſidenz von Li-Hung-Tſchang, und ein paar hundert Schritte weiter ſah ich die neuerſtandene franzöſiſche Kirche mit ihren Türmen und kaiſerlichen Schutztafeln, ſeit vergangenem Jahre aus den Trümmern jener Kirche wieder erbaut, die vor nahezu vierzig Jahren von fanatiſchen Chineſen geplündert und verbrannt worden war. Eine Stunde ſpäter legte mein Boot am „Bund“ der europäiſchen Anſiedelung, dem „Aſtor Hotel“ gegenüber, an, meine Irrfahrten im chineſiſchen Inlande waren vorüber, ich befand mich wieder unter Europäern.

Tſchifu.

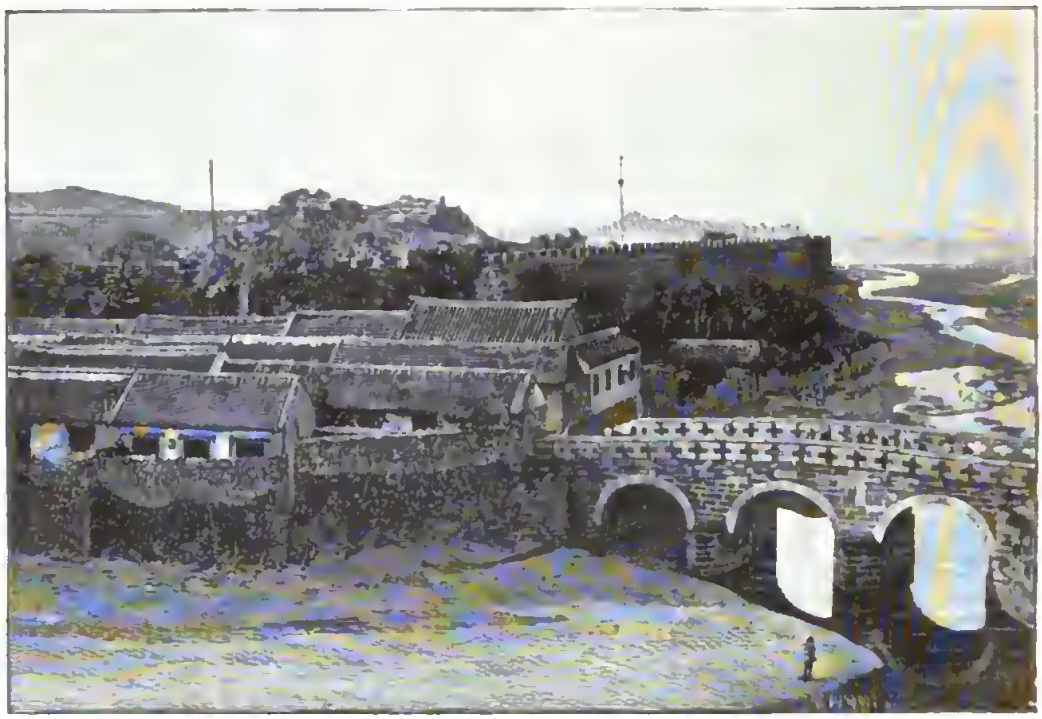
Bezopfter Schuljunge.

Wer in den letzten Jahrzehnten von irgend einem chineſiſchen oder japaniſchen Hafen nach Tientſin oder Peking gefahren iſt, dem wird auch Tſchifu bekannt ſein, denn die meiſten zwiſchen dem Gelben Meere und dem Golf von Petſchili verkehrenden Dampfer laufen Tſchifu an. An der Nordküſte der Halbinſel Schantung gelegen, war es bis zur Beſetzung von Kiautſchou durch die Deutſchen der einzige dem fremden Verkehr geöffnete Hafen, die einzige Zwiſchenſtation von Schanghai oder Nagaſaki nach Tientſin, und hat als ſolche für die Außenwelt eine Bedeutung erlangt, die es in Wirklichkeit keineswegs verdient. Den meiſten Reiſenden, welche es in der kälteren Jahreszeit beſucht haben, iſt es gewiß in trauriger Erinnerung geblieben — eine weite, offene Bucht mit hochgehenden, von den häufigen Stürmen gepeitſchten Wellen, nur gegen Norden einigermaßen durch eine felſige, weit ins Meer ſpringende Halbinſel geſchützt; ohne Wellenbrecher, Anlegeſtellen, Hafenanlagen irgend welcher Art; im Hintergrunde kahle, ſandige Küſten, an denen die weißen Kämme der Brandung emporlecken, unterbrochen von ein paar Hügeln, an deren Fuß unſcheinbare Anſiedlungen liegen, und gegen Weſten umfaßt von hohen, ſteilen, kahlen Bergzügen.

Während die Schiffe in allen anderen Häfen Chinas ſicheren Schutz finden, in manchen direkt am Ufer anlegen können, müſſen ſie in Tſchifu weit draußen mitten in der Bucht liegen bleiben, und häufig ſind Wind und Wellen ſo heftig, daß weder Paſſagiere, noch Waren gelandet werden können, ſo daß die Schiffe nach vielſtündigem, ja ſogar mehrtägigem Warten unverrichteter Sache ihre Weiterreiſe antreten müſſen.

Tſchifu iſt nämlich der einzige, wirkliche Seehafen von China; alle anderen offenen Häfen liegen in tief ins Land einſchneidenden Buchten oder an Flußmündungen, ſo daß die Hafenverhältniſſe nirgends ſo ungünſtig ſind wie hier. In der That iſt jeder Beſucher von Tſchifu verwundert darüber, daß die Engländer nach ihrem erfolg-

reichen Kriege gegen die Chineſen 1860 gerade dieſes Tſchifu für einen offenen Handelshafen ſich ausbedungen haben. Eigentlich war der urſprünglich von ihnen begehrte und ſeitens der chineſiſchen Regierung ihnen auch zugeſtandene Schantunghafen jener von Tengtſchou-fu, an derſelben Küſte einige 60 Kilometer weiter weſtlich gelegen, aber dieſer Hafen erwies ſich als womöglich noch ungünſtiger, ſo daß ſpäter Tſchifu an deſſen Stelle trat. Man kann aus der Wahl dieſer beiden Häfen ſehen, daß auch die ſonſt ſo geriebenen Engländer mitunter in ihrer Kolonialpolitik Schwabenſtreiche begehen, denn als ein ſolcher muß die Wahl Tſchifus bezeichnet werden. Damals ſtand ihnen neben anderen Häfen auch jener von Kiautſchou offen, und Kiautſchou war ihnen gewiß eben ſo bekannt wie Tengtſchoufu und Tſchifu. Berichtet doch der engliſche Konſul



Tengtſchou-fu.

Clement Allen an ſeine Regierung folgendes: „Die Südküſte von Schantung (und nicht die Nordküſte) verfügt über zahlreiche, gute, natürlich geſchützte Häfen, unter welchen Kiautſchou der vorzüglichſte und bedeutendſte iſt.“ Dennoch wurde Tſchifu gewählt, und jetzt, wo Kiautſchou durch die Deutſchen aufgebaut und mit Eiſenbahnen nach dem Inlande verſehen wird, iſt dieſes Tſchifu dem allmählichen Niedergange geweiht.

Es ſpricht ſehr für den Reichtum der Provinz Schantung und für die kommerziellen Bedürfniſſe ihrer Einwohner, daß Tſchifu bei ſeiner denkbar ungünſtigen Lage in Bezug auf den Handel Schantungs ſich überhaupt zu dem entwickelt hat, was es heute iſt. Das unmittelbare Hinterland dieſes Hafens, nämlich die weit ins Meer vorſpringende Halbinſel Schantung, ſpielt dabei eine geringe Rolle, denn dieſer Teil der Provinz iſt der am wenigſten beſiedelte, unfruchtbarſte und kahlſte von ganz Schantung. Die

Chinesen nennen ihn das Kuhhorn, weil, wie es in einem englischen Konsularberichte heißt, „dort nichts wachsen will.“ Erst bei der großen Ebene von Kiautschou, welche die gebirgige Halbinsel von den westlichen Teilen der Provinz trennt, beginnt das eigentliche Hinterland von Tschifu. Die Wege, welche von diesem letzteren, einer der reichsten Kornkammern von China, nach Tschifu führen, spotten jeder Beschreibung; wie in ganz Schantung, so sind sie auch hier nur elende, tief in die Felder eingeschnittene Geleisspuren, in den Bergen aber vielleicht noch elendere Saumpfade, so daß der Wagenverkehr zwischen dem Hinterlande und seinem Hafen ganz ausgeschlossen ist. Man bedenke nur: eine Provinz so groß und so bevölkert wie eine europäische Großmacht, mit einer Seeküste von mehreren hundert Kilometern hat nur einen einzigen, offenen Seehafen, und dieser Seehafen ist nur auf Saumpfaden zu erreichen! Es ist, als besäße Frankreich, das keine viel größere Bevölkerung hat als Schantung, an seinen ganzen Küsten nur einen offenen Hafen, diesen Hafen noch dazu an der denkbar ungünstigsten Stelle, etwa Brest, an der äußersten Spitze der Halbinsel Bretagne, und statt aller Eisenbahnen nur Saumpfade, welche die Verbindung der verschiedenen Landesteile über die Gebirge mit dem Hafen herstellen. Dennoch hat der Handel der Provinz seinen Weg nach Tschifu gefunden, und dort, wo noch vor dreißig Jahren nur ein paar elende chinesische Dschunken verkehrten, dort hat sich ein Verkehr von 2500 Dampfern mit $2^1/_4$ Million Tonnen jährlich entwickelt, und der Wert des Handels erreicht eine Gesamtsumme von nahezu 80 Millionen Mark!

Damit dürfte Tschifu aber auch seinen Höhepunkt erreicht haben, denn es ist wohl selbstverständlich, daß dieser Handel sich nach der Eröffnung von Kiautschou zum Freihafen dorthin ziehen wird, denn dieses letztere liegt den fruchtbaren und bevölkerten Teilen von Schantung um ein paar hundert Kilometer näher, die Zufahrten und Ankerplätze sind sicherer, geschützter, und in der nächsten Zeit werden die Hafenbauten ein direktes Ein- und Ausladen der Waren ohne Zuhilfenahme von Leichterschiffen gestatten. Das allein würde hinreichen, um den ganzen Handel von Tschifu nach Tsingtau zu lenken, kommen aber noch durch die Deutschen billige, sichere, rasche Verkehrsmittel hinzu, so kann von einem Fortbestande Tschifus als Ausfuhrhafen von Schantung nicht weiter die Rede sein, und der Mordstahl der Chinesen, welcher die armen, deutschen Missionare in West-Schantung getroffen, hat auch Tschifu den Todesstoß versetzt. In Bezug auf die Namen herrscht zwischen Tschifu und Kiautschou eine gewisse Analogie. Ebensowenig wie dem deutschen Hafen der Name Kiautschou zukommt, ebensowenig hat auch der englische ein Recht auf den Namen Tschifu. Der wirkliche Name des deutschen Hafens, Tsingtau, ist in Deutschland wie in Europa überhaupt nicht recht volkstümlich geworden, und obschon die Stadt Kiautschou anderthalb Tagereisen von dem deutschen Hafen entfernt liegt und gar nicht zum deutschen Gebiet gehört, dürfte dieser Name doch allmählich auf Tsingtau übertragen werden. In Tschifu lagen die Verhältnisse ähnlich.

Als die Chinesen den Engländern den neuen Vertragshafen zugestanden, war es beabsichtigt, denselben in der Nähe des kleinen Chinesendorfes Tschifu anzulegen, welches im Schutze des Bluff an der Seeküste liegt. Dieser Bluff ist, oder vielmehr

war, eine langgestreckte, felsige Insel, welche im Laufe der Zeit durch einen mehrere Kilometer langen, sandigen Landstreifen mit dem Festlande verbunden wurde und im Verein mit einer ihm östlich vorgelagerten Inselgruppe die Bucht von Tschifu gegen die offene See nach Nord und Ost abschließt. Dort bei diesem Chinesendorfe ist auch entschieden der günstigste Ankerplatz für die Schiffe, ebenso wie die günstigste Stelle für Hafenanlagen. Aber ganz unbegreiflicherweise wurde dem einen Schwabenstreiche, der Wahl dieses Ortes an Stelle von Kiautschou, von den Engländern ein zweiter beigesellt: man gab das sichere, gegen die ungemein heftigen Nordwinde des Winters vollkommen geschützte Tschifu auf und wählte an seiner Stelle das ganz offen daliegende Chinesendorf Yentai, Tschifu gegenüber und 5 Kilometer davon entfernt. Yentai heißt so viel wie Rauchhöhe, weil auf der weit in die Bucht vorspringenden Höhe in früheren Zeiten bei Annäherung von Piraten Rauchsignale abgegeben wurden. Dort auf dieser Höhe ist im Laufe der drei Jahrzehnte, welche seither verstrichen sind, die europäische Ansiedlung entstanden, mit einer über 30000 Einwohner zählenden Chinesenstadt dahinter. In Tschifu selbst heißen Ansiedlung und Chinesenstadt Yentai, zum Unterschied von dem Dorfe Tschifu; in ganz China und Europa aber heißt Yentai Tschifu, und der Name Yentai ist außerhalb Tschifu geradezu unbekannt. Wahrscheinlich wird es, wie gesagt, dem Namen Tsingtau ähnlich ergehen wie Yentai.

Der dritte unbegreifliche Fehler, der bei diesem Schmerzenskinde von Schantung begangen wurde, war der, daß von den damaligen Autoritäten des neuen Hafens niemand daran dachte, ein Stück Land, etwa den ganzen Rauchhügel, ausschließlich für eine europäische Ansiedlung zu reservieren, wie es in fast allen anderen offenen Häfen mit den europäischen Settlements der Fall ist. Den herbeiströmenden chinesischen Ansiedlern lag also nichts im Wege, sich ebenfalls auf dem Tower Hill mitten zwischen den allmählich entstehenden Bungalows und modernen, von Gärten umgebenen Villen der Europäer ihre schmutzigen, elenden Lehmhütten zu erbauen, und als der ganze Baugrund dort vergeben war, dicht daran anschließend in der Ebene weiterzubauen. Diese Chinesenstadt mit ihren krummen, engen, an verschiedenen Stellen durch Unratshaufen gar nicht passierbaren Gäßchen ist keineswegs eine willkommene Beigabe zu dem großen Seebadeorte Tschifu, dem Ostende von China, dem Rendezvous der in China lebenden Europäer während der heißen Jahreszeit.

Tschifu ist nämlich der beliebteste Sommeraufenthalt für die Fremden geworden, und wer diesen Ort im Juli oder August besucht, der würde den im Winter so windigen, kalten, trostlosen Hafen kaum wiedererkennen. Fährt man auf einem der vielen im Gelben Meere verkehrenden Dampfer an einem schönen Sommertage in die von Felseninseln umschlossene Bucht ein, so wird man verleitet, Tschifu unter allen offenen Häfen Chinas die Palme zuzusprechen. Die weite Wasserfläche ist mit zahlreichen Schiffen bedeckt, und häufig ankern dreißig bis vierzig Kriegsschiffe hier, denn Tschifu ist die Sommerstation der fremdländischen Geschwader in Ost-Asien, zu denen sich das chinesische Nordgeschwader und zuweilen auch japanische Kriegsschiffe gesellen, um in dem nahen Golf von Petschili Manöver und Schießübungen abzuhalten.

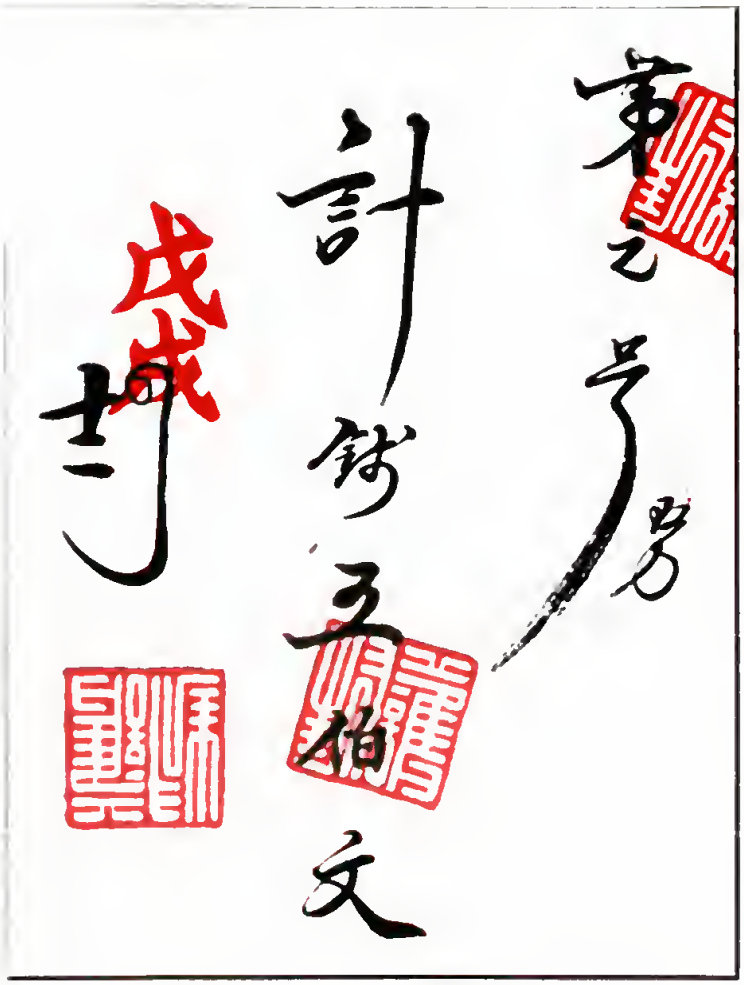
Diese Flotten mit ihren nach Tausenden zählenden Mannschaften verleihen Tschifu natürlich während des kurzen Sommers ungemein viel Leben, und die Hunderte von Offizieren verschiedener Nationen, die Musikkorps der Schiffe, der gesellige Verkehr zieht die Fremden aus dem heißen Tientsin, aus dem im Sommer überfluteten Peking und dem schwülen Schanghai vielleicht ebensosehr an wie das angenehme Klima und die schöne Umgebung. Aus dem üppigen Grün der Gärten auf dem Tower Hill, dem Mittelpunkte des schönen Bildes, treten die modernen Villen der europäischen Kaufleute und fremden Konsuln hervor, überragt von Flaggenstöcken mit wehenden Flaggen; an dem weichen, molligen Strande zu Füßen des Tower Hill aber laden den Fremden ein paar hübsche, mit allem modernen Comfort ausgestattete Hotels ein, in denen sich ähnlich bewegtes, elegantes Leben zeigt wie etwa in einem Seebade der Heimat. Indessen dürfte Kiautschou mit seinem minder begünstigten Rivalen an der Nordküste auch in dieser Hinsicht bald in Wettbewerb treten, denn der Meeresstrand ist in Tsingtau ebenfalls vortrefflich, deutsche Hotels werden dort bald entstehen, das Offizierkorps der deutschen Land- und Seemacht wird dem fremden Besucher in gesellschaftlicher Hinsicht gewiß ebenso viel bieten wie das russische oder englische in Tschifu, und voraussichtlich werden die fremden Geschwader in Zukunft auch ebenso häufig nach dem deutschen Hafen kommen wie nach dem englischen. Dazu ist die Seereise von Schanghai, Ningpo und allen anderen offenen Häfen von Süd-China nach Kiautschou um einen Tag kürzer, so daß sich Kiautschou für Schanghai mit der Zeit etwa zu dem entwickeln dürfte, was Margate für London ist.

Es hat wahrhaftig den Anschein, als ob die in Tschifu (englisch Chefoo geschrieben) ansässigen Europäer, etwa zweihundert an der Zahl, eine Vorahnung davon gehabt hätten, daß dieser Hafen auf keine besondere Entwickelung rechnen kann, denn sie haben in Bezug auf Hafenanlagen und industrielle Gründungen eine merkwürdige Zurückhaltung gezeigt. Wird in China sonst irgendwo ein neuer Hafen dem Fremdenverkehr geöffnet, so ist es gewöhnlich die erste Sorge, den Schiffs- und Warenverkehr zu erleichtern. Es sind aber drei Jahrzehnte vergangen, ehe man auch nur eine kleine Landungsbrücke zum Zollamte herstellte, woran allerdings auch der Widerstand der Mandarine mit schuld war. Nach wie vor sind die Schiffe auf der ungeschützten Reede von Yentai Wind und Wellen ausgesetzt, so daß sie den Anker heben und nach der Reede des Dörfchens Tschifu dampfen müssen, um dort besseres Wetter abzuwarten, welches das Auf- und Abladen der Waren in die Leichterschiffe gestattet.

Bis vor kurzem mußten diese Waren auf dem Strand vor dem Zollhause im Freien aufgestapelt werden, und da die Brandung, sowie das seichte Uferwasser auch die Leichterschiffe nicht herankommen lassen, so mußten die Kulis durch das Wasser waten, im Winter ein besonders hartes und gefährliches Unternehmen.

An industriellen Anlagen wurde nur eine Seidenspinnerei, Filanda genannt, gegründet, die aber keine nennenswerten Geschäfte machte und mit allen modernen Maschinen und den Dampfmotoren schließlich in den Besitz von Chinesen überging. Das erste, was diese thaten, war, die Spinnerei für Handbetrieb einzurichten. Die

Maschinen wurden sich selbst überlassen und sind längst vom Rost zerfressen und unbrauchbar; die Transmissionsriemen wurden durch Handkurbeln ersetzt, welche von Kulis gedreht werden, und einige hundert Zopfträger, darunter viele Knaben, sind damit beschäftigt, die Seide von den Cocons abzuhaspeln. Ein paar wohlhabende Chinesen haben in letzter Zeit auch die Traubenkultur in die Hand genommen. Auf großen Landstrecken in der Umgebung gedeiht die Weinrebe vortrefflich; diese Weingärten wurden aufgekauft und unter der Leitung eines Europäers die Weinfabrikation begonnen. Ein ähnliches Unternehmen dürfte sich auch in Kiautschou lohnen. Ich habe in Schantung und Petschili bei verschiedenen französischen Missionaren Wein getrunken, den sie selbst auf die primitivste Art aus Schantungtrauben hergestellt haben. Er ist ganz vortrefflich.



Chinesische Cash-Banknote (in Kiautschou im Verkehr).

Die wichtigste Industrie in Tschifu ist die Eisenindustrie, welche aber ganz in den Händen der Chinesen ist und über fünftausend Arbeiter beschäftigt. Europäische Etablissements sind keine vorhanden, nicht einmal Reparaturwerkstätten, die sich doch bei dem großen Schiffsverkehr gewiß lohnen sollten. In Kiautschou würden solche Werkstätten Aussicht auf sicheren Erfolg haben und auch dazu beitragen, die Schiffe von Tschifu nach dem deutschen Hafen zu ziehen.

Die chinesischen Schmiede importieren hauptsächlich altes Eisen, dann Stangeneisen und Blech und verarbeiten es auf ungemein geschickte Art zu Ackerbauwerkzeugen, Tschunkenbestandteilen, Kesseln, Hufeisen ꝛc. Besonders an letzteren herrscht großer Bedarf, denn täglich treffen in Tschifu an dreitausend Packtiere aus dem Inlande ein und gehen schwer bepackt wieder zurück. An altem Eisen allein wurden 1896 gegen 200 000 Pikuls (à 60,5 Kilo) im Werte von beinahe einer Million Mark in Tschifu ein-

geführt. Deutschen Eisenwerken in Kiautschou würde es also keineswegs an geschickten Arbeitern fehlen.

Für die Entwickelung Kiautschous ist es von Wichtigkeit, daß die sich dort niederlassenden Deutschen, ebenso wie die heimatlichen Industriellen die hauptsächlichsten Ein- und Ausfuhrartikel von Tschifu kennen lernen, denn sie repräsentieren nicht nur die wichtigsten Erzeugnisse der Provinz, sondern auch den Bedarf derselben. Ich lasse demnach eine Liste derselben folgen, gestützt auf den kürzlich erschienenen Bericht des kaiserlichen Zollamtes für das Jahr 1896.

Die früher sehr große Einfuhr von indischem Opium hat infolge der sich immer mehr entwickelnden heimischen Opiumgewinnung in Schantung ungemein nachgelassen. Englischen Konsularberichten zufolge soll die Provinz heute bereits 30 000 Pikuls Opium im Werte von etwa 15 Millionen Mark produzieren, und es sollen gegen eine Viertelmillion preußische Morgen unter der Mohnkultur stehen.

An Baumwollwaren wurden 1896 vor allem indische Baumwollgarne im Werte von 8 Millionen Mark, japanische im Werte von $1^1/_4$ Million Mark eingeführt. Der nächst wichtigste Artikel waren amerikanische Sheetings, 217 000 Stück im Werte von $2^1/_2$ Million Mark; an englischen Sheetings wurden nur 61 000 Stück im Werte von 600 000 Mark, an japanischen 5000 Stück eingeführt; dann kommen graue Shirtings, 283 000 Stück, weiße 60 000 Stück; gefärbte oder geblumte Shirtings werden nur in geringen Mengen bezogen. Von den Drills stehen wieder die amerikanischen obenan mit 106 000 Stück im Werte von 1 Million Mark. Die englischen, indischen, holländischen und japanischen Drills zusammen erreichen nur 27 000 Stück, also ein Viertel des amerikanischen. T-Cloths erreichten 1896 eine Einfuhrmenge von 185 000 Stück. Wollwaren haben nur eine geringe Einfuhr aufzuweisen, weil das Volk im Winter Schafpelze und mit Baumwolle gefütterte Kleider trägt. Der Wert der eingeführten Wollwaren beträgt etwa $^1/_2$ Million Mark. Von großer Wichtigkeit sind Metalle; zunächst altes Eisen im Werte von 1 Million Mark, dann Stabeisen, 44 000 Pikuls im Werte von 350 000 Mark, Stahl, 12 000 Pikuls im Werte von 150 000 Mark, 1700 Pikuls Zinn, 7600 Pikuls Draht, 4000 Pikuls Blei, 2500 Pikuls Eisenblech; auch Kupferdraht, Kupferrohre, Kupferbleche finden in Schantung immer größeren Absatz. Petroleum wurde 1896 in einer Menge von 2 388 000 Gallonen aus Amerika und 343 000 Gallonen aus Rußland eingeführt; seit 1889 hat sich die Einfuhr des russischen Petroleums verzehnfacht, jene des amerikanischen verachtfacht; an Zündhölzchen wurden 1896 800 000 Gros, davon 600 000 allein aus Japan eingeführt. Bemerkenswert ist ferner die Einfuhr von Zucker, nämlich 89 000 Pikuls brauner, 35 000 Pikuls weißer, 20 000 Pikuls raffinierter Zucker; Anilinfarben im Werte von 350 000 Mark, Nadeln im Werte von 120 000 Mark, Kohle 31 000 Tonnen, hauptsächlich nach Tschifu für die fremden Schiffe, schwarzer Pfeffer im Werte von 300 000 Mark, feines Papier 4300 Pikuls im Werte von 160 000 Mark, Knöpfe 45 000 Gros im Werte von 60 000 Mark; daran reihen sich mit Werten von 10 bis 20 000 Mark Arsenik, Borax, Kampfer, Kerzen, Zement, Cigarren und Cigaretten,

Uhren, Mehl, Fensterglas, Lampen, Parfüms, Schreibwaren, Seife, Regenschirme, Stanniol ꝛc. An diesen Einfuhren vom Auslande ist Hongkong in hervorragendstem Maße mit über 2 Millionen Taels beteiligt, dann Japan mit 1½ Million Taels, Korea 322000 Taels, England 158000 Taels, die russische Mandschurei 69000 Taels und die europäischen Kontinentalstaaten mit 16000 Taels.

Von chinesischen Erzeugnissen, welche in Schantung, d. h. in Tschifu eingeführt wurden, stehen rohe Baumwolle und Baumwollwaren, hauptsächlich aus Schanghai, mit 660000 Taels Wert obenan, dann Papier, ebenfalls aus Schanghai, mit beiläufig demselben Wert, dann Seidenwaren, vor allem Pongeeseide mit 300000 Taels Wert; Zucker (aus Swatow) 600000 Taels; Webstoffe 200000 Taels; Tabak 100000 Taels; Opium 100000 Taels; Samshu (Reiswein) 130000 Taels; seidene Kappen 71000 Taels; dazu eine Unmenge von anderen Artikeln, welche zeigen, in welchem Maße sich die heimische Industrie in den chinesischen Hafenstädten entwickelt hat. In der Ausfuhr nehmen Strohgeflechte mit 40000 Pikuls im Werte von 1½ Millionen Taels die erste Stelle ein, doch ist die Ausfuhr dieses Artikels entschieden in rascher Abnahme begriffen, hauptsächlich wegen der unzuverlässigen Arbeit, besonders was die feineren, von Europa bestellten Artikel anbetrifft.

Den Strohgeflechten zunächst stehen Bohnenkuchen, d. h. Bohnen, aus welchen das Oel gepreßt worden ist, und die in großen Kuchen in Form der Schweizerkäsescheiben hauptsächlich nach Swatow als Düngemittel für die Zuckerrohrfelder ausgeführt werden. Ihr Wert belief sich 1896 auf 1340000 Taels, Rohseide wurde im Wert von 820000 Taels ausgeführt, und auch dieser Artikel ist im Rückgang begriffen, teils wegen der schlechten Verkehrswege, teils wegen der Unzuverlässigkeit der Lieferung. Pongeeseide würde viel mehr begehrt werden, wenn die Chinesen sich die Mühe geben würden, die gewünschte Qualität genau herzustellen und die Lieferungszeit einzuhalten. In Bezug auf den Geschäftssinn stehen die Bewohner von Schantung entschieden hinter jenen der anderen Provinzen zurück, sie nähern sich in ihrer Sorglosigkeit mehr dem Koreaner, und es wäre verfehlt, die den Chinesen im ganzen großen zugeschriebenen Charaktereigenschaften ohne weiteres auch auf die Schantungleute zu übertragen. Die Ausfuhr an Pongeestoffen, welche nicht nach Stücken, sondern nach dem Gewichte gemessen werden, erreichte 1896 einen Wert von 415000 Taels, Seidenabfälle 121000 Taels, Stückseide 123000 Taels. Im ganzen wurden Seidenprodukte im Wert von 1½ Millionen Taels ausgeführt.

Neben Bohnenkuchen wurden auch Bohnen in großen Mengen und in einem Werte von 80000 Taels ausgeführt; erheblich wichtiger ist ein anderes Produkt aus Bohnenmehl, nämlich Vermicelli, deren Wert über 800000 Taels erreichte, und die nach den verschiedensten Teilen Chinas verschifft werden. Die Ausfuhr an Oel, aus Erdnüssen gepreßt, hatte einen Wert von 160000 Taels, Bohnenöl 14000 Taels. Früchte spielen in der Ausfuhr ebenfalls eine große Rolle, z. B. die sogenannten Datteln (keineswegs solche, wie wir sie kennen, sondern pflaumenartige Früchte) wurden im Werte von 110000 Taels, frische Birnen, Nüsse, Mandeln, Erdnüsse im Werte von 40000 Taels ausgeführt.

Die vorstehenden sind nur die wichtigsten Ausfuhrartikel. Dazu kommen noch eine Menge anderer, welche heute keine größere Bedeutung besitzen, weil die Verkehrswege und vielleicht auch die Märkte fehlen, die aber bedeutender Entwickelung fähig sind. Es wird die Aufgabe der deutschen Kaufleute und Industriellen sein, die Berichte über die verschiedenen Erzeugnisse Schantungs eingehend zu studieren, um ihnen, wenn irgend möglich, Märkte zu öffnen und ihren Absatz zu steigern, denn dadurch wird auch die Kaufkraft des Volkes von Schantung und in zweiter Linie der Absatz deutscher Waren in dieser Provinz gehoben. Man kann von Schantung nicht erwarten, daß es nur kaufen soll, man muß dem Volke auch an die Hand gehen und ihm die Wege öffnen, Geld zu erwerben, mit welchem es schließlich doch wieder deutsche Waren kaufen wird. Schon jetzt wird mehr nach Schantung eingeführt, als es ausführt, und der Unterschied wird von dem Volke dadurch gedeckt, daß es seine nach Honan und Schansi ausgeführten Produkte von dort bar bezahlt erhält. Dieser Warenaustausch ist aber großer Entwickelung fähig, und sind einmal die Eisenbahnen gebaut und tüchtige Kaufleute in Kiautschou angesiedelt, dann wird er in einem Jahrzehnt das doppelte und dreifache des bisherigen erreichen. Als Hindernis des baldigen Absatzes von deutschen Waren in Schantung muß die japanische Konkurrenz hervorgehoben werden. Die Japaner führen in Schantung elende, liederlich gearbeitete Produkte ein, die sie mit europäischen Marken versehen und dadurch das Ansehen der europäischen Waren herabsetzen. Derlei japanische Waren sind hauptsächlich Streichhölzer, Regenschirme, Strumpfwaren, Stoffe, Waffen, Werkzeuge, Uhren, Lampen. Es wird geraume Zeit dauern, ehe man den Chinesen den Unterschied zwischen guten europäischen Waren und schlechten japanischen Nachahmungen beibringen kann.

Kramläden in der Hauptstraße von Tsingtau.

Meſſing-Opiumlampe aus Kiautſchou.

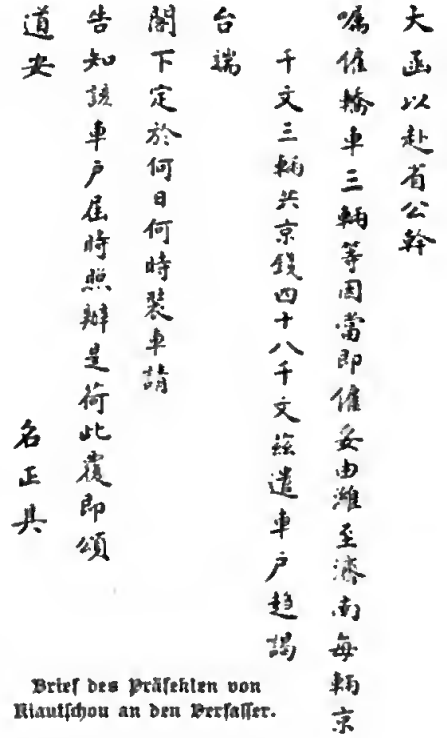
Oſt-Schantung.

Obſchon der öſtliche Teil von Schantung, die weit ins Meer ſpringende Halbinſel dieſes Namens, für die deutſchen Intereſſen von weit geringerer Bedeutung iſt als der weſtliche Teil derſelben, ſo enthält ſie neben dem geſchilderten offenen Hafen Tſchifu doch einige Städte und Gegenden, welche in dem vorliegenden Werke über die Provinz Schantung geſchildert zu werden verdienen, zumal auch die Halbinſel innerhalb der neutralen Fünfzigkilometerzone zwiſchen dem deutſchen und chineſiſchen Beſitz gelegen iſt.

Die ganze Provinz iſt in zehn von Taotais regierte Präfekturen, ſogenannte Fu eingeteilt, welcher Name auch den Hauptſtädten dieſer Präfekturen angehängt wird. Dieſe Präfekturen ſind ihrer Größe und Einwohnerzahl nach folgende: Tſingtſchou, Tſinan, Yentſchou, Itſchou, Tengtſchou, Tſantſchou, Tungtſchang, Laitſchou, Taian (oder Taingan) und Wuting. Jede einzelne Präfektur iſt wieder in Hſien oder Kreiſe abgeteilt, von denen Tſinan-fu die größte Zahl, nämlich 15, Laitſchou fu mit 5 die kleinſte Zahl beſitzt. Zwiſchen den Fu- und den Hſien-ſtädten giebt es auch Tſchouſtädte, welche die Sitze der Behörden eigener Bezirke ſind, aber den Behörden der Fu unterſtehen. So beſitzt die Präfektur Laitſchou-fu zwei Tſchouſtädte, nämlich Kiautſchou und Pingtu. Als höhere Art der Tſchouſtädte ſind die Tſchihli-tſchou oder direkten und unmittelbaren Tſchouſtädte hervorzuheben, wie in Schantung die Städte Tſining und Lintſching, welche eine eigene Verwaltung haben.

Die Halbinſel Schantung iſt in zwei Präfekturen, Tengtſchou und Laitſchou, mit etwa 5½ Millionen Einwohner geteilt. Die ganze öſtliche Hälfte der Halbinſel wird von der Präfektur Tengtſchou eingenommen. Ihre gleichnamige Hauptſtadt liegt an der Nordküſte, etwa 85 Kilometer nordweſtlich von Tſchifu und war früher ein ſehr bedeutender Hafenort, der jedoch durch die fortſchreitende Verſandung des Hafens immer mehr zurückgegangen iſt und heute kaum mehr als 40000 Einwohner enthält. Bemerkenswert iſt der große Unterſchied zwiſchen der Zahl ihrer männlichen und weiblichen Einwohner; auf 22000 der erſteren kommen nur 18000 der letzteren, und einer allgemein

verbreiteten Ansicht zufolge liegt dies in der Beiseiteschaffung neugeborener Mädchen und der Vernachlässigung, welche die überlebenden zu erfahren haben. Das Zurückgehen des Handels, der Mangel an Erwerbsquellen hat hier in einem höheren Maße zur Verarmung der Bevölkerung geführt, und daß Mädchen unmittelbar nach der Geburt von den Hebammen beiseitegeschafft werden, ist leider nicht nur hier, sondern auch in vielen anderen Teilen Chinas gebräuchlich. Von den Eltern selbst wird dieses Verbrechen selten begangen; das Kind wird gewöhnlich der Hebamme übergeben oder vielleicht an einer Polizeistation oder an dem Kreuzungspunkt von Straßen weggelegt. Wird es gefunden, bevor es dem Hunger oder den Unbilden der Witterung unterlegen ist, so wird es gewöhnlich einem der vielen in den Städten bestehenden Waisenhäuser übergeben und dort großgezogen. Die Regierung hat den Kindermord in mehreren kaiserlichen Edikten verdammt und mit Strafe belegt; er ist auch in den meisten Gegenden nicht so häufig, wie es angenommen wird, nur in Tengtschou scheint er überhand genommen zu haben. Uneheliche Kinder werden stets beseitigt. Auch bei Knaben kommt es zuweilen vor, besonders wenn sie mit Gebrechen behaftet sind, oder wenn die abergläubischen Eltern der Meinung sind, daß das Kind von bösen Geistern besessen ist. So erzählte mir u. a. der Provikar der katholischen Mission in Tsining, daß kürzlich ein Knäblein in das dortige Waisenhaus gebracht wurde, das auf der Brust von Raben ganz zerhackt war. Ein christlicher Chinese sollte es vor den Stadtmauern gefunden und noch rechtzeitig nach der Mission gebracht haben, so daß es am Leben blieb. In Tsining und Tsantschou-fu kommt das Weglegen von neugeborenen Töchtern besonders in Zeiten von Hungersnot sehr häufig vor. Gewöhnlich werden die armen Wesen schon im Elternhause getötet, die Leichen aber nahe der katholischen Kirche über die Stadtmauer geworfen, wo sie von Hunden und Raben gefressen werden. Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Igo guinia pango örr“ d. h. „Eine Tochter ein halber Sohn“, und wenn in einer Familie der Reihe nach mehrere Töchter geboren werden, so wird häufig auch in den besseren Ständen eine Tochter geopfert, in der Hoffnung, daß bei der Seelenwanderung ihre Seele doch in den Körper eines Knaben kommen dürfte.



敬覆者頃接
大函以赴省公幹
囑僱轎車三輛等因當即僱妥由濰至濟南每輛京錢十六
千文三輛共京錢四十八千文茲遣車戶趁謁
台端
閣下定於何日何時裝車請
告知該車戶屆時照辦是荷此覆即頌
道安
名正具

Brief des Präfekten von Kiautschou an den Verfasser.

In den meisten Großstädten befinden sich eigene „Kindertürme“, gemauerte Behälter, in welche die Leichen neugeborener Kinder geworfen werden, um die Be-

erdigungskoſten zu erſparen. Aber es iſt unrichtig, daß ſie zur Aufnahme weggelegter lebender Kinder dienen.

Dreißig Kilometer weſtlich von Tengtſchou liegt, auf der Hauptroute von Tſchifu nach Tſinan, inmitten eines der reichſten Kreiſe von Schantung die Stadt Huang-hſien. Wie mir die Miſſionare von Tengtſchou erzählten, iſt Huang-hſien der Sitz einer der älteſten und reichſten Familien der Provinz, Namens Ting, der auch der chineſiſche Admiral Ting, Befehlshaber der nördlichen Flotte im jüngſten Kriege mit Japan, angehörte. Auch in Wei-hſien und anderen Städten von Schantung ſtammen die wohlhabendſten Kaufleute aus Huang-hſien; die Einwohner dieſes Kreiſes werden als ſehr ſtolz geſchildert und geben ſich nicht zu gewöhnlichen Arbeiten her, ſondern laſſen Arbeiter aus anderen Kreiſen kommen. Dem Chriſtentum ſtehen ſie ſehr gleichgültig gegenüber. So erzählte mir ein amerikaniſcher Miſſionar, der dort Bekehrungsverſuche unternahm,

Auf der Höhe von Tengtſchou-fu.

daß die in chineſiſcher Schrift gedruckten Traktätchen, Bibeln und Gebete nirgends ſo eifrige Abnehmer fänden wie hier, ohne daß ſich irgend jemand zur Bekehrung meldete. Als der Miſſionar darüber nachforſchte, fand er, daß die chriſtlichen Schriften von den chineſiſchen Schuhmachern zu Pappendeckeln gepreßt und als ſolche zur Herſtellung von Schuhſohlen verwendet wurden. Seither hat er die Verteilung chriſtlicher Schriften aufgegeben.

Siebzig Kilometer ſüdweſtlich von Tengtſchou liegen die von den Einwohnern der Umgebung vielbenutzten Schwefelquellen von Tſchan-yan; ſolche Quellen kommen übrigens auch weſtlich von Tſchifu, ſowie im Gebirgsland des Herzens von Schantung vor. 75 Kilometer ſüdlich von der Präfekturſtadt liegt Tſchi hſia hſien, berühmt wegen ſeiner Granit- und Marmorbrüche; auch Gold wird hier in größeren Quantitäten gefunden.

Die bedeutendſte Stadt an der Südküſte iſt Hai yang hſien, etwa 130 Kilometer von Kiautſchou und etwa eben ſo weit von Tengtſchou inmitten eines ausgedehnten Salz-

distriktes gelegen. Der direkte Weg von Kiautschou nach Tschi-fu führt über diese Stadt, sowie über das 40 Kilometer weiter nördlich liegende Lai-yang-hsien, eine der bedeutendsten und wohlhabendsten Städte des östlichen Schantung, inmitten einer fruchtbaren Gegend, die besonders ihrer Birnen wegen berühmt ist. Die Stadt ist von einer starken Ringmauer umgeben und enthält in ihren Straßen zahlreiche Ehrenpforten. In der Umgebung kommen auch viele Maulbeerbäume für die Zucht von Seidenraupen vor. Diese Bäume tragen keine Früchte, sondern werden nur auf starken Laubwuchs gezogen, und die Blätter sind in der That handgroß.

Baumwolle und Tabak, zwei Hauptprodukte der Provinz, werden hier wenig gebaut. Die Hauptdistrikte derselben sind Yentschou-fu, Tschni, Möng-in und Tsautschou-fu. Dagegen wird stellenweise in den Ebenen Indigo sowie auch Raps gebaut. Erdnüsse, hauptsächlich zur Oelbereitung, ebenso wie die Sesampflanzen sind überall zu finden.

Das Denkmal für die mit dem deutschen Kanonenboot Iltis untergegangenen Offiziere und Mannschaften für Schanghai.

Von Hai-yang-hsien führt ein Pfad, auch für Schubkarren benutzbar, der Süd küste Schantungs entlang nach der an der Südostspitze der Halbinsel gelegenen Bucht von Schi-tao, in deren Nähe der „Iltis“ gescheitert ist. Der Marktflecken Schi-tao ist bedeutender als manche Kreisstadt der Provinz und so günstig gelegen, daß es, einmal dem Fremdenverkehr geöffnet, als Seebad und Sommeraufenthalt

vielleicht Tschifu und Tsingtau überflügeln dürfte. Ein Karrenweg führt von Schi tao durch dicht bevölkertes Gebiet über die armselige Kreisstadt Wen-teng hsien und Ning hai dschou nach Tschifu. In der Nähe von Ning-hai dschou liegen Goldminen, welche schon zur Zeit der Mingdynastie bearbeitet wurden, und wo heute noch stellenweise nach Gold gegraben wird. Der Ertrag ist aber kein großer; die Einwohner des Distriktes ernähren sich hauptsächlich durch die Fabrikation von Vermicelli, Zwieback und Seide. Viel bedeutender ist die nur 15 Kilometer westlich von Tschifu gelegene Kreisstadt Fu schan-hsien, die, obschon nur sehr klein, an den neun Markttagen jedes Monats viele Tausende Fremder anzieht, die dort ein recht loses Leben zu führen scheinen, wenigstens ist die Stadt voll von Spielhöllen, Opiumhäusern und dergl. Etwa zwei Wegstunden nördlich davon erheben sich einige interessante Grabhügel. Siebergen die sterblichen Ueberreste der Könige eines kleinen, aber mächtigen Königreichs, das sich hier lange Zeit unabhängig von dem großen China erhielt und lebhaften Handel mit Korea und Japan trieb. Die Ringmauern der Hauptstadt dieses Reiches sind noch heute nördlich des Marktfleckens Kang-yü zu sehen.

Der wichtigste Hafen Schantungs, nächst Tschifu und Kiautschou, das von den Engländern besetzte Wei hai wei, liegt 80 Kilometer östlich von Tschifu, gerade gegenüber von dem russischen Kriegshafen Port Arthur, an der Küste von Liao-Tong. Die Küste bildet dort eine tiefe, durch die vorgelagerte Insel Liu-kungtao geschützte Bucht, an deren Westseite die von einer hohen Ringmauer umschlossene Stadt Wei hai wei liegt. Die chinesischen Marineanlagen befinden sich auf der Insel.

Der westliche Teil der Halbinsel wird ganz von der Präfektur Laitschou-fu eingenommen, deren gleichnamige Hauptstadt nahe der Küste des Golfs von Petschili liegt. Ungeachtet ihrer 80000 Einwohner ist sie von geringer Bedeutung. Die Hauptindustrie ist das kunstvolle Schneiden von Kugeln, Buddhafiguren, Götzen, Urnen ꝛc. aus dem in der Nähe der Stadt massenhaft vorkommenden Speckstein, der pulverisiert, auch zur Fabrikation einer Seifenart verwendet wird. Ich habe derlei Produkte aus Laitschou-fu auch in Wei hsien, Kiautschou, selbst in Tsingtau gefunden. Die wichtigsten Städte der Präfektur sind die schon geschilderten Wei-hsien, Kiautschou, Kaumi und Jimo (auch Tschi mei genannt). Etwa halbwegs zwischen der letztgenannten Stadt und Laitschou fu liegt Pingtu, eine Dschoustadt, inmitten eines ungemein fruchtbaren Weizendistriktes. Auf den Bergen werden viele Fettschwanzschafe und Ziegen gezogen, die oft in Herden von vielen Hunderten vorkommen, ebenso wie auch in den Bergen von Mittel-Schantung. 45 Kilometer nordwestlich von Pingtu liegen Goldminen, deren Betrieb noch vor einigen Jahren mit ausländischen Maschinen unter europäischer Leitung erfolgte.

Sind die projektierten Eisenbahnen von Tsingtau nach dem Westen der Provinz gebaut, und ist der Erfolg ein günstiger, so dürfte doch die Herstellung einer Eisenbahn von Tsingtau über Pingtu nach Tschifu in Betracht gezogen werden, weshalb die vorstehenden kurzen Bemerkungen über den östlichen Teil der Provinz hier Platz finden mögen.

Verzeichnis
geographiſcher Werke des Verfaſſers.

China und Japan. Erlebniſſe, Studien, Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt. Mit 41 Vollbildern, 132 in den Text gedruckten Abbildungen, Beilagen und einer Generalkarte von Oſtaſien. Leipzig, J. J. Weber, 1897. Preis kartoniert 18 Mark. In Originaleinband (Krokodilleder mit Metallornamenten) 25 Mark.

Korea, eine Sommerreiſe in das Land der Morgenruhe. Leipzig, Carl Reißner. Preis 7 Mark.

Tauſend und ein Tag im Occident. Leipzig, Carl Reißner. 2 Bände. 2. Auflage. Preis 6 Mark.

Kurioſa aus der Neuen Welt. Leipzig, Carl Reißner. Preis 5 Mark.

Andaluſien und ein Ausflug nach Marokko. Leipzig, Carl Reißner. Preis 8 Mark.

Miſſiſſippifahrten. Reiſebilder aus dem amerikaniſchen Süden. Leipzig, Carl Reißner. Preis 8 Mark.

Prairieſahrten. Leipzig, Guſtav Weigel. Preis 3 Mark.

Nordamerika, ſeine Städte und Naturwunder, Land und Leute. 2. Auflage. 4 Bände. Leipzig, Guſtav Weigel. Preis 20 Mark.

Canada und Neufundland. Freiburg i. B., Herders Verlag. Preis 8 Mark.

Mexiko, Land und Leute. Wien, C. Hölzels Verlag. Preis 10 Mark.

Tunis. Wien, Hartlebens Verlag. Preis 8 Mark.

Chicago, eine Weltſtadt im amerikaniſchen Weſten. Stuttgart, Union, Deutſche Verlagsanſtalt. Preis 4 Mark.

Siam, das Reich des weißen Elefanten. Leipzig, J. J. Weber. (Unter der Preſſe.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

China und Japan..

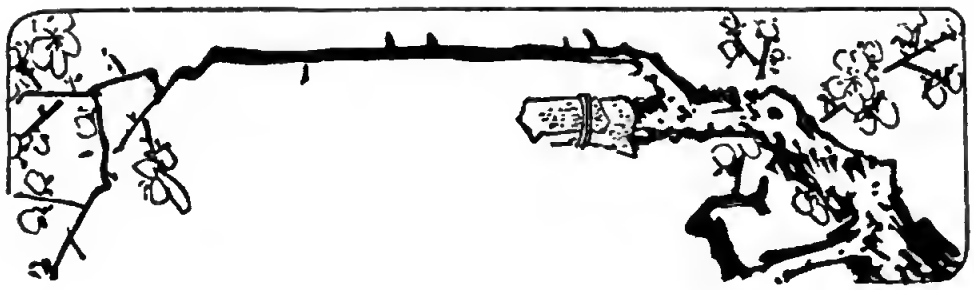
Erlebniſſe, Studien, Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt..

von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit 44 Vollbildern, 132 in den Text gedruckten Abbildungen, Beilagen und einer Generalkarte von Oſtaſien...

Preis kartoniert 18 Mark, in Originaleinband (Krokodilleder mit Metallornamenten) 25 Mark..



Inhaltsverzeichnis des Werkes China und Japan.

Erster Teil: China.

Hongkong. — Macao. — Auf dem Perlfluß. — Canton. — Die sibirische Pest. — Gerichtspflege. — Spaziergänge in chinesischen Arbeitervierteln. — Wie chinesische Jungen das A B C lernen. — Meine erste chinesische Mahlzeit. — Speisen und Getränke der Chinesen. — Längs der chinesischen Ostküste. — Schanghai. — Europäische Republiken in China. — Chinesische Seide und ihre Metropole. — Leben, Trachten und Sitten der chinesischen Frauen. — Der Haarzopf der Chinesen. — Tschinkiang. — Der große Kanal. — Nanking. — Wie die Chinesen Theater spielen. — Chinesischer Thee und seine Metropole. — Hankau als Handelsstadt. — Eigentümlichkeiten der chinesischen Inlandstädte. — Tientsin. — Die Hauptstadt des chinesischen Reiches. — Kwang-Su, der Kaiser von China. — Hofhaltung beim Kaiser von China. — Geistermahlzeiten und Ahnenkultus am Kaiserhofe. — Hofetikette und Umgangsformen bei den Chinesen. — Wie die Chinesen Verdienste ehren. — Die kleinen Füße der Chinesinnen. — Die Mandarine. — Litterarische Wettprüfungen. — Die geheimen Gesellschaften Chinas. — Chinesisches Zeitungswesen. — Geld- und Bankwesen. — Wie die Chinesen ihre Briefe befördern. — Chinesisches Militär. — Die christlichen Missionsanstalten in China. — Die Christenverfolgungen in China. — Die Bedeutung des chinesischen Marktes für Europa. — Deutschland und Japan in China. — China als Konkurrent von Europa.

Zweiter Teil: Japan.

Nagasaki. — Durch das japanische Mittelmeer nach Kobe. — Yokohama. — Die Hauptstadt des Mikadoreiches. — Der Kaiser von Japan und sein Hof. — Die vornehme Gesellschaft. — Die Japanerin. — Japanische Frauentoilette. — Japanische Jugend. — Hymens Fesseln bei den Japanern. — Eine Erdbebenkatastrophe. — Modernes Theaterwesen in Japan. — Danjuro, der Salvini von Japan. — Japan im Roman. — Das Heerwesen der Japaner. — Straßenleben in Tokio. — Spazierfahrten im mittleren Japan. — Kioto, die alte Hauptstadt von Japan. — Nesan-, Maiko- und Gaischa-Mädchen. — Wie die Japaner in ihrem Lande reisen. — Osaka, ein Birmingham des fernen Ostens. — Auf dem Gipfel des Fudschiyama. — Ikao, ein japanisches Karlsbad. — Nikko, eine japanische Tempelstadt. — Japan als Industriestaat. — Kampfer, ein Monopol der Japaner. — Japans neueste Erwerbung.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Im Pharaonenlande

Ein Lesebuch für Aegyptenreisende und Aegyptenfreunde von Conrad Beyer

Mit 25 Abbildungen und einer Karte von Aegypten

Preis 5 Mark, in Leinwand gebunden 6 Mark

Inhaltsverzeichnis:

Nach dem Pharaonenlande. — Grundriß einer Geschichte des Pharaonenlandes: Altes Reich. — Mittleres Reich. — Die Hyksos. — Perserherrschaft. — Die Ptolemäer. — Die Römerherrschaft. — Die Byzantiner. — Mohammedanische Regenten. — Mameluckenherrschaft. — Türkenherrschaft. — Aegypten als Vicekönigreich. — Englischer Einfluß. — Einwohner, Religion und Landessprache. — Vokabularium und Redensarten zum Nachschlagen bei den im Text vorkommenden Phrasen. — Alexandrien. — Durchs Delta. — Die Wüstenstadt Kairo. — Aegyptische Feste und Religion: Aegyptische Hochzeit. — Das Fest der Beschneidung. — Die Leichenfeier. — Das Einbalsamieren der Leichname. — Altägyptische Religion und Mythologie. — Entstehung der griechischen Mythologie aus der ägyptischen. — Der Ursprung der israelitischen Religion in der altägyptischen: a) Herstammung der zehn Gebote, b) Schöpfungsgeschichte, c) Die Lehre vom Teufel und Sündenfall, d) Gute Engel, e) Die mosaische Sittenlehre, f) Unsterblichkeitsglaube, g) Kultus, h) Die Poesieform bei den Juden und Aegyptern, i) Aegyptische Lehren, die zum Christentume überzuleiten scheinen, k) Lebensgeschichte Mosis in ägyptischer Darstellung: 1. Jehovah erscheint im wesentlichen als Lokalgott, 2. Die Offenbarungen des Moses, 3. Wie die Theologie Mosis aufgefaßt wurde, l) der Islam, m) Aegyptische Feste und Aufzüge der Gegenwart. — In Kairo und Umgebung: Oeffentliche Anlagen. — Moscheen. — Die Universität. — Aegyptisches Schulwesen. — Die Citadelle. — Hotels. — Altkairo. — Zu den Pyramiden. — Nach Sakkara. — Die Mameluckengräber und der versteinerte Wald. — Heliopolis und die Hieroglyphenschrift. — Roda, das Nilfest. — Bulak. — Gezireh. — Museum der Altertümer. — Die Nilfahrt. — Von Kairo bis Belliane. — Von Kene bis Theben. — Die alte Theben nebst Umgebung: Luxor und Karnak. — Die Königsgräber. — Sehenswürdigkeiten im Thale von Theben. — Arabisches Diner. — Von Theben nach Assuan. — Assuan, Elefantine, Philä und die Katarakte. — Eine nächtliche Phantasia in der Wüste. — Zum zweiten Katarakt. — Abu Simbel. — Wadi-Halfa. — Rückfahrt nach Kairo. — Von Kene nach Kairo bei Assiut. — Von Assiut bis Beni-Hassan. — Von Beni-Hassan bis Kairo. — Von Kairo nach dem Lande Gosen. — Heimkehr.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Unter der Presse befindet sich:

Siam

Das Reich des weissen Elefanten

von

E. von Hesse-Wartegg.

Mit 120 in den Text gedruckten und 17 Tafeln Abbildungen, sowie 1 Karte von Siam; in gleicher Ausstattung wie „Schantung und Deutsch-China".

Inhalt: Der Menamstrom — Bangkok, die Märchenstadt — Tschulalongkorn, König von Siam — Die Residenz des Königs — Die Königinnen und der Harem — Die weissen Elefanten — Festlichkeiten am Königshofe — Die vornehme Gesellschaft von Bangkok — Wie Siam regiert wird — Die Buddhistentempel der Hauptstadt — Klöster, Priester und Schulen — Wohnungen der Siamesen — Die Bazare von Bangkok — Vergnügungen und Volksfeste der Siamesen — Das Theater in Siam — Die Schrecken von Wat Sakel — Die Chinesen — Frauenleben und Hochzeiten — Gerichtspflege, Gefängnisse und Hinrichtungen — Die Wehrmacht von Siam — Bang-pa-in, das Versailles von Siam — Eine Königsstadt in Ruinen — Das schwimmende Ajuthia — Elefanten und ihre Jagd — Die Tierwelt von Siam — Aberglaube, Geisterfurcht und Gottesgerichte — Ackerbau und Bodenprodukte — Nutzbäume von Siam — Kohsitschang, ein siamesisches Ostende — Teakholz und seine Gewinnung — Siamesische Münzen — Palmblattbücher in Siam — Siams Könige — Der Eisenbahnbau in Siam — Vergangenheit und Zukunft von Siam.

Siam wetteifert mit China und Japan in Bezug auf das hohe Interesse und den eigentümlichen Zauber, den der ferne Osten Asiens auf die Europäer seit jeher ausgeübt hat. Dabei übertrifft das Land des weissen Elefanten, bei verhältnismässig hoher Kultur, an Ursprünglichkeit nicht nur China und Japan, sondern vielleicht alle anderen Länder des Erdballs. Märchenhaft sind die Paläste und Tempel von Bangkok, von seltsamer Eigenart der glanzvolle Hof des Königs, von unglaublicher Ueppigkeit das Tier- und Pflanzenleben in den Urwäldern und Dschungeln dieses hinterindischen Tropenlandes. Der Buddhismus mit seiner Armee von Priestern hat hier seine höchste Blüte erreicht, ist aber durchsetzt mit krassem Aberglauben und heidnischen Gebräuchen. In Siam treffen Indier, Malayen und Mongolen, drei der merkwürdigsten Rassen des Erdballs, aufeinander, und dreifach ist demnach das Interesse, das die dortige Kultur dem Europäer darbietet. Dennoch weist der sonst so reiche Bücherschatz der Deutschen insgesamt nur zwei oder drei Werke darüber auf, und in den letzten Jahrzehnten hat Siam überhaupt keinen Schilderer mehr gefunden.

Ernst von Hesse-Wartegg beschreibt in dem oben angekündigten Werke seinen Besuch in Siam mit oft bewährter Meisterschaft, und seine anschaulichen Schilderungen des Lebens und der Festlichkeiten am Königshofe, in Tempeln und auf Märkten, auf den Flüssen und im Dschungel werden durch zahlreiche, prachtvolle Abbildungen illustriert.

Digitized by Google

Deutsch-Asiatische Bank
in Shanghai

mit Zweigniederlassungen in

Berlin, Tientsin, Tsintau (Kiautschoubucht), **Hankow** u. **Calcutta.**

Verantwortliches Aktienkapital 5 Millionen Shanghai-Taels.

Die **Deutsch-Asiatische Bank** widmet ihre Thätigkeit der Pflege des allgemeinen **Bankgeschäfts,** insbesondere der Handelsbeziehungen Deutschlands zu den Märkten Ostasiens.

Die **Deutsch-Asiatische Bank** übernimmt das **Inkasso von Wechseln** mit oder ohne Dokumente auf alle Plätze Ostasiens und Indiens, sowie **alle sonstigen bankmässigen Geschäfte** zu coulanten Bedingungen. Sie wird bestrebt sein, das Absatzgebiet für die Erzeugnisse der deutschen Industrie erweitern zu helfen.

Die nachbenannten Bankhäuser und deren Filialen sind zur Vermittelung des Verkehrs mit der Deutsch-Asiatischen Bank bereit:

General-Direktion der Seehandlungs-Societät
Direktion der Diskonto-Gesellschaft
Deutsche Bank
S. Bleichröder
Berliner Handels-Gesellschaft
Bank für Handel und Industrie
Robert Warschauer & Co.
Mendelssohn & Co.
} in Berlin,

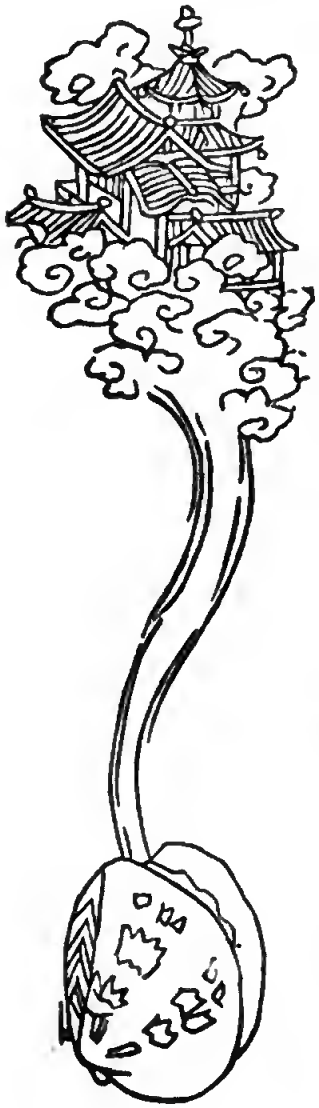
M. A. von Rothschild & Söhne
Jacob S. H. Stern
} in Frankfurt a. Main,

Norddeutsche Bank in Hamburg zu Hamburg,
Sal. Oppenheim jun. & Co. in Köln,
Bayerische Hypotheken- und Wechselbank in München.

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Regelmäßige Schnell- und Postdampfer-Verbindungen zwischen



Bremen und Ostasien.

Reichspostdampferlinie, alle 4 Wochen, Mittwochs, über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel, Port-Said, Suez, Aden, Colombo, Singapore, Hongkong nach Shanghai.

Anschlußlinien: **Hongkong — Yokohama,** alle 4 Wochen;

Singapore — Neu-Guinea, alle 8 Wochen.

Ferner Zweiglinie: **Singapore — Deli.**

Bremen — Australien.

Reichspostdampferlinie, alle 4 Wochen. Anlaufhäfen bis Colombo wie auf der Ostasiatischen Linie, von Colombo weiter nach Freemantle, Adelaide, Melbourne u. Sydney.

Schnelldampferlinien:

Bremen — Newyork.

Dampfer Kaiser Wilhelm der Große, Dampfer Kaiser Friedrich. Ozeanfahrt 5 bis 6 Tage. Dampfer Havel, Spree, Lahn, Saale, Aller und Trave 2 mal wöchentlich.

Ferner Dampfer der Barbarossaklasse von je 10000 Tonnen.

Genua — Newyork.

Schnelldampferlinie. Dampfer Kaiser Wilhem II., Ems, Werra, Fulda.

Bremen — Baltimore
Bremen — Galveston

Bremen — La Plata
Bremen — Brasilien.

Hamburg-Amerika Linie

H.A.P.A.G.

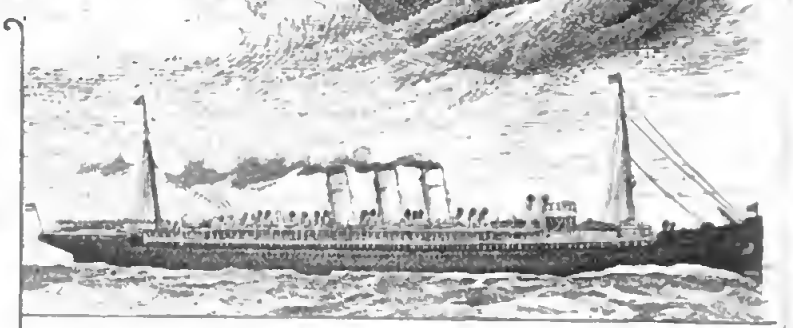
Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg-Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Oceanfahrt circa 6 Tage

Die Flotte der Gesellschaft besteht aus **77** grossen Ocean-Dampfern mit einem Raumgehalt von insgesammt 406,942 Tons.



Hamburg-Newyork
Hamburg-Havre
Hamburg-Antwerpen
Hamburg-Portland
Hamburg-Baltimore
Hamburg-Boston
Hamburg-Philadelphia
Hamburg-Neworleans
Hamburg-Westindien
Hamburg-Mexiko
Hamburg-Canada
Hamburg-Ostafrika
Hamburg-Ostasien
Hamburg-Südamerika
Süd-Brasilien
Stettin-Newyork
Newyork-Mittelmeer
Genua-La Plata
Orientfahrten
Nordlandfahrten

Die Hamburg-Amerika Linie ist die bei Weitem grösste Dampfschiffs-Gesellschaft der Welt, sie steht mit Bezug auf Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit ihrer Schiffe unübertroffen da. Unter den 77 Oceandampfern der Gesellschaft sind nicht weniger als 20 Doppelschrauben-Dampfer neuesten Systems.

Nähere Auskunft ertheilt

die Hamburg-Amerika Linie, Abt. Personenverkehr.

Hamburg, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

30

9 515 AA A 30